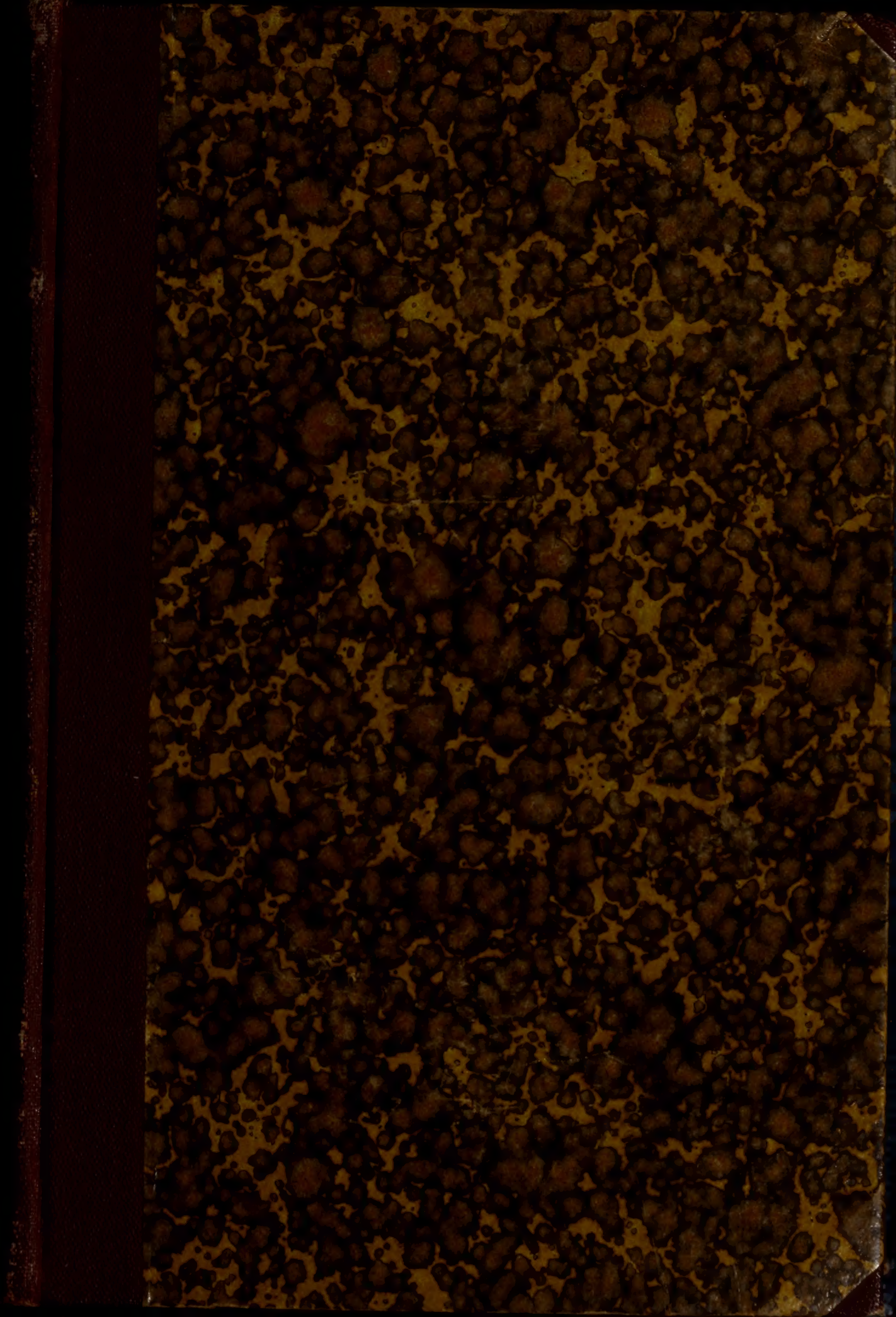
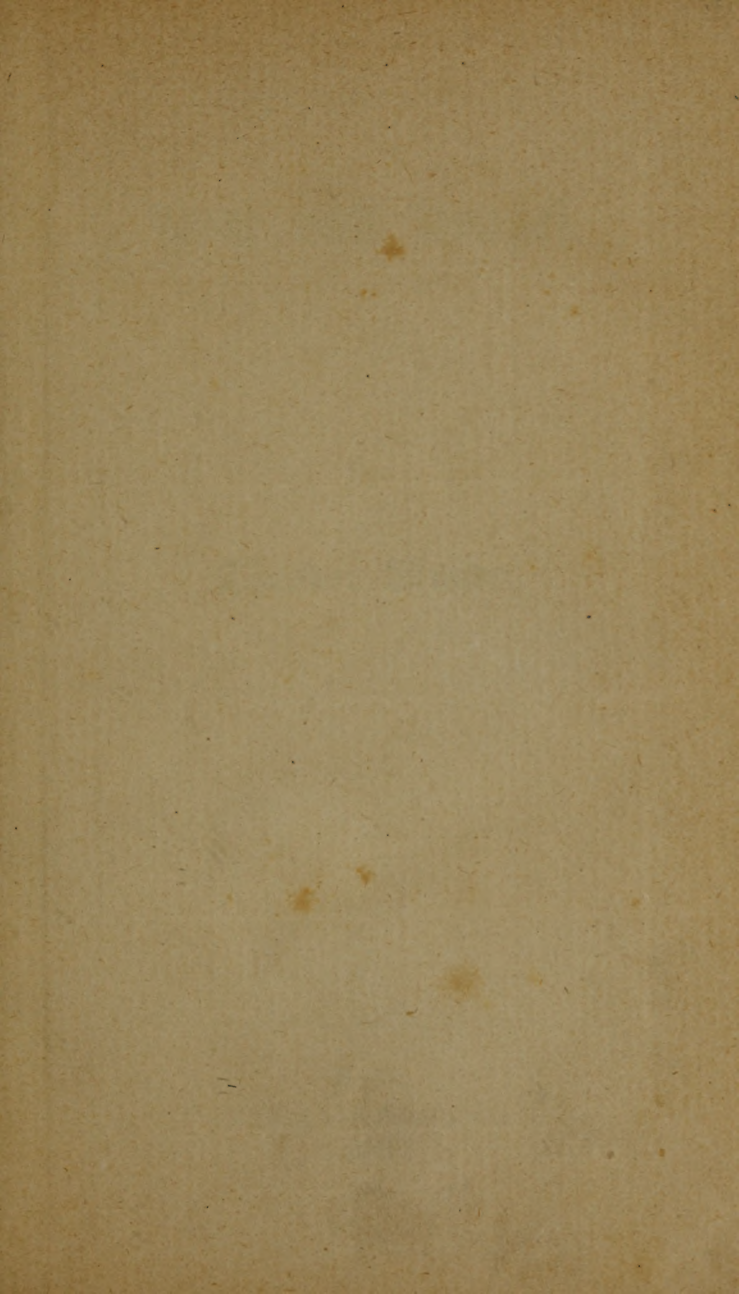
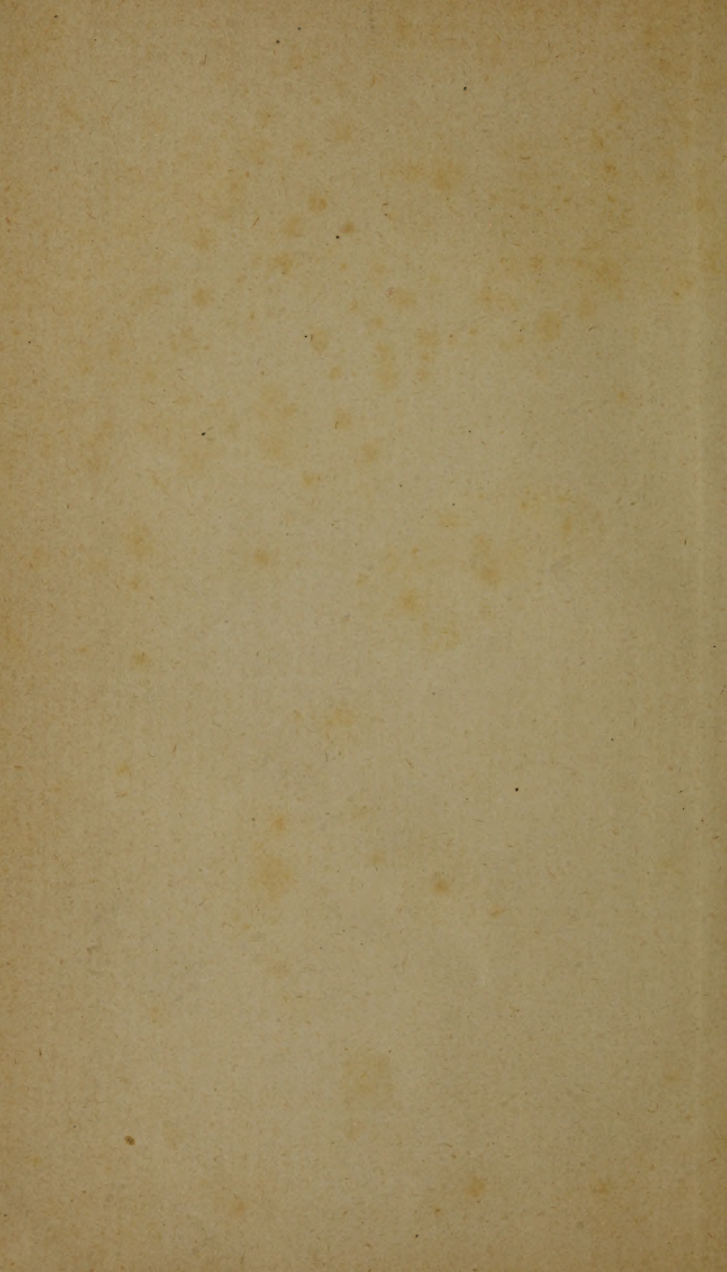


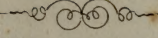




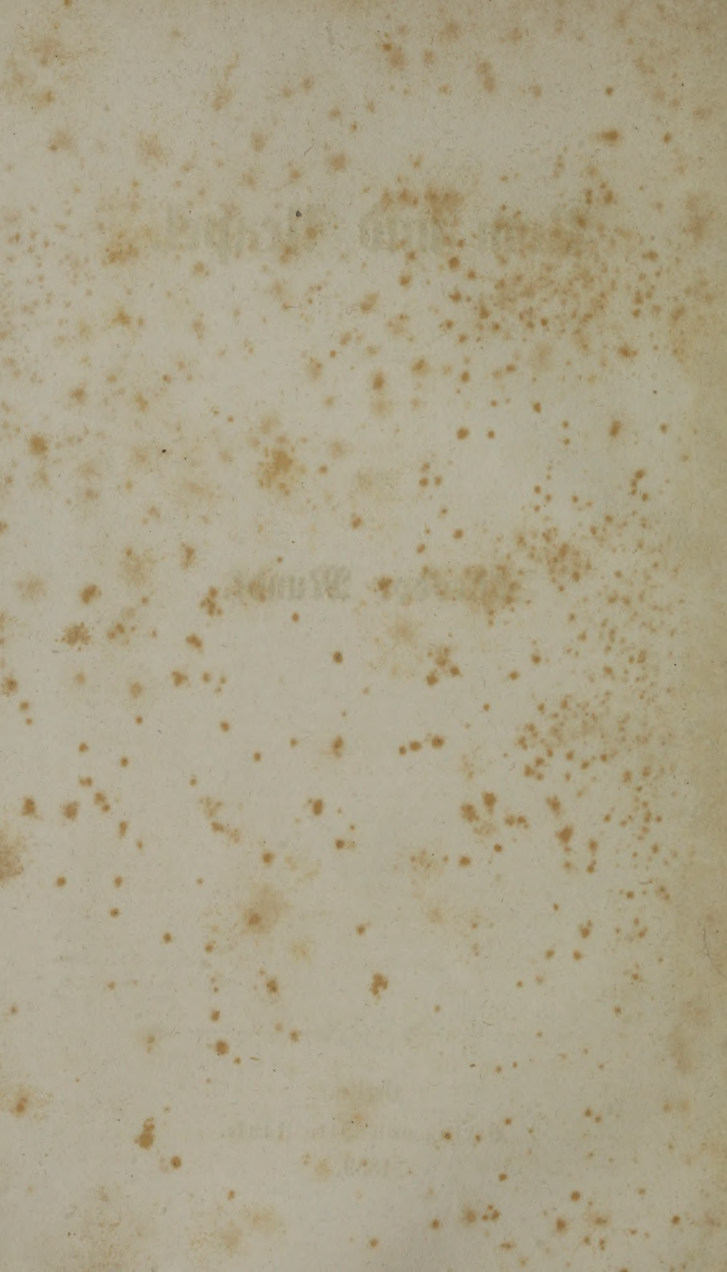
Rom und Neapel.

Von

Theodor Mundt.



Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.



Inhalt.



Italienische Zustände.

Dritter Theil.

Rom und Neapel.



Rom.

I.

Capitol und Colosseum im Lichte der modernen Zeit.

Es giebt Gebäude und Plätze, auf denen es nie ganz geheuer ist, und wo Götter, Heroen und Gespenster sich in den verschiedensten Epochen auf und nieder getummelt haben, die immer wieder, von Zeit zu Zeit, zu demselben Ort zurückkehren. Ein solcher Ort ist das Capitol, auf dem von jeher, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag, eine Götter- und Helden-Maskerade getrieben wurde, und wo Jupiter der Donnerer, die Scipionen und Cäsaren, die Heiligthümer und Triumphe der Nation begründeten; wo selbst die heiligen Gänse der Juno patriotisch schnatterten, wo die Dichter mit dem Lorbeer der Unsterblichen gekrönt wurden, wo Genserich, der König der Vandalen, seinen Plünderungszug durch Rom in ehrfürchtiger Scheu anhalten ließ und seine Barbarenhorden von den äußersten Angriffen auf die Heilig-

thümer der Nation zurückhielt; wo Cola Rienzi wohnte, als er die neue römische Republik gründete und als Volkstribun in derselben herrschte, wo Mazzini und Garibaldi die Republik von 1849 verkündigten, und an dem heiligsten Ort des alten Rom, an dem Sitz der höchsten Götter, die Sieges-Bacchanalien der modernen Freiheit feierten.

Wenn man heut, von der Piazza d'Ara Celi her, den nördlichen Aufgang zu dem uralten, vielfach gezackten Felsen des Capitols nimmt, muß man die bequeme und schön ausgespannte Treppe hinansteigen, welche die neuere Zeit hier angebaut hat und die nach der Angabe des Michel Angelo angelegt worden, als der deutsche Kaiser Carl V., im Jahre 1536, seinen Einzug in Rom hielt. Wenn man dann, vorüber an den beiden wasserspeienden Löwinnen von Basalt, in denen wir die schönsten Werke der altägyptischen Kunst in Rom bewundern müssen, und entlang an all' den Trophäen und Statuen, die das Säulengeländer schmücken, oben auf dem Platz des Capitols angelangt ist, wird man zuerst von der broncenen Reiterstatue Marc Aurels empfangen, die dort in der Mitte des Platzes in kraftvoller und noch heut herausfordernder Gestalt, auf einem hohen Postament von weißem

Marmor, sich erhebt. Auch Marc Aurel, der philosophische Kaiser, mußte dem Zauber dieses Orts, an dem man ihn hier vor dem Capitol aufstellte, gehorchen, und alle die magischen Figuren mitmachen, welche der Zeitgeist auf diesem Platz aufgeführt hat.

Marc Aurel stand früher vor dem Lateran, und an dem Tage, wo sich Cola Rienzi, als Tribun der neuen römischen Republik, auf einem Volksfest im Lateran zum Ritter schlagen ließ, mußte auch der alte römische Kaiser, oder vielmehr sein braves Roß unter ihm, zur Feier dieses Festes etwas beitragen. Denn es begann jetzt plötzlich aus seinen Nüstern wunderbare Strahlen zu speien, indem aus dem einen seiner Nasenlöcher Wein, aus dem andern Wasser, den ganzen Tag hindurch sich ergoß, um das die Republik bejubelnde Volk zu erquicken. Die neue Republik hatte dazu die Vorrichtung getroffen, zwischen den Hinterbacken des Pferdes ein besonderes Loch anzulegen, das man noch heut gewahrt, und durch welches vermittelst bleierner Röhren diese Volksspende über den Platz ausgestreut wurde.

Das Pferd, das einen sehr starken, dickleibigen Körperbau hat und dem Lieblingspferd des Kaisers, auf dem er seine Schlachten gewann, nach-

gebildet sein soll, zeichnet sich durch eine Wirklichkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks aus, die den Beschauer noch heut fast betroffen machen kann. Die ganze Reitergruppe wurde im Mittelalter auch das Pferd Constantin's genannt, weil man lange Zeit annahm, daß der kaiserliche Reiter den ersten christlichen Imperator Roms vorstelle, und weil das Pferd, bei seiner volksthümlichen Beliebtheit, oft vorzugsweise angeführt wurde, um das Bildwerk überhaupt zu bezeichnen. Im früheren Mittelalter hatte es zuweilen auch als Galgen gedient, indem um das Jahr 966 der Revolutionnair Petrus, Präfect von Rom, wegen einer Empörung, die er gegen den Papst Johann XIII. erregt, bei den Haaren an dem Hals dieses Pferdes aufgehangen wurde. Der edle Marc Aurel überdauerte auch diesen Anblick mit dem philosophischen Gleichmuth, der dem Systeme der Stoiker, zu dem er sich bekannte, geziemte. Aber als Pius IX. als revolutionnaires Gestirn an dem Horizont Roms und des Jahrhunderts aufgegangen war, ergriff Marc Aurel die dreifarbige Fahne, die man ihm zur Verherrlichung des Tages in die Hand gedrückt hatte, mit feierlichem Schwung, und entfaltete sie auf seinem ausgestreckten Arm, der, nach der Composition des

Künstlers, dem Volke Frieden und Gewährung zuzuwinken scheint. Es war zu derselben Zeit, wo man noch in Pius IX. den wahren Nachkommen der römischen Cäsaren feierte. So schwang auch Marc Aurel die dreifarbige Fahne dem neuen Cäsar entgegen, in demselben Augenblick, wo der Papst über den Hof des Capitols fuhr, um sich in den Palast des Senats zu begeben. Der Palazzo Senatorio bildet den Hintergrund des viereckigen Platzes, zu dessen beiden Seiten zwei andere Paläste, der Palast des Museums und der Palast der Conservatoren, stehen, welche drei Gebäude zusammen das heutige Campidoglio, oder die alte capitolinische Götter- und Helden-Stätte darstellen. Im Palast des Senats aber hatte man dem neuen Papst Pius IX. damals ein Concert veranstaltet, in welchem die Pius-Hymne, die Rossini zu Ehren des neuen Statthalters Christi componirt, zum ersten Mal gesungen werden sollte. Es war dies der erste Gruß der neuen Zeit, von dem das alte Capitol erklang.

Bald aber, nicht lange Zeit darauf, hörte man stürmischere und erschütterndere Klänge diesen Saal des römischen Senats durchrasen. Es war die neue römische Republik, welche am 9. Februar 1849 in

diesem Saal von den Deputirten der constituirenden Versammlung erklärt und ausgerufen wurde. Die dreifarbige Fahne war jetzt aus der Hand Marc Aurels hinaufgewandert zu dem Thurm des capitolinischen Palastes, auf dem sie nun in stolzer Blähung flatterte, und zu ihr hatte sich noch die rothe Mütze gesellt, welche über der Fahne befestigt war und die Huldigungen des zu ihr emporjauchzenden römischen Volkes empfing. Das Capitol, in dem einst die sibyllinischen Bücher aufbewahrt wurden, sollte jetzt zum Sitz der neuen sibyllinischen Geheimnisse der Republik werden, und diese Geheimnisse schlossen einen viel schwierigeren und gefährlicheren Sinn in sich, als die alten, unbezahlbaren, welche die Sibylle von Cumä einst zu Markte gebracht hatte und die man in den Kellern des Tempels des capitolinischen Jupiter niederlegte, wo sie freilich bei dem Brande des Capitols mit zu Grunde gingen. An ihre Stelle wurde jetzt die neue Acte der römischen Republik von 1849 gelegt, nachdem dieselbe bei ihrer Geburt, wie ein Prinz, mit 101 Kanonenschüssen empfangen worden.

Auf das Rom der Cäsaren und der Päpste war das Rom des souverainen Volkes gefolgt, welches das Capitol von jeher für sein eigentliches nationales

Heiligthum erklärt hatte, und es wurde damals in den Volksbanquets Mode, das Capitol als das Sanctuarium des Volkes zu feiern und es dem Vatican, der stets nur der Sitz der Päpste gewesen, als einen triumphirenden Gegensatz gegenüber zu stellen. Die Päpste sollten durch die Republik ersetzt werden, und in dem Decret vom 9. Februar 1849, durch welches die römische Republik begründet wurde, ward das Papstthum thatsächlich und rechtlich seiner ganzen weltlichen Gewalt im Kirchenstaat entkleidet, und nur in der Ausübung seiner geistlichen Macht, unter gewissen nothwendigen Garantien, bei seiner Unabhängigkeit erhalten.

Man feierte im Saal des Capitols diesen neuen Cultus durch colossale Banquets, bei denen der räthselhafte Mazzini, der mit Armellini und Saffi zusammen das Triumvirat der neuen Republik bildete, den Vorsitz führte. Giuseppe Mazzini war endlich in Person nach Rom gekommen, nachdem er die Mitglieder des jungen Italiens vorausgesandt, um ihm die Stätte zu bereiten, die er erst dann für würdig hielt, von ihm betreten zu werden, als der Boden hinlänglich für die Republik gedüngt und vorbereitet war. In einer seiner ersten Reden, die er als Triumvir auf dem Capitol hielt, citirte er Cromwell, und es schien da=

mals, daß er sich den religiös schwärmerischen Protektor der englischen Republik zum Vorbild seines Handelns nehmen wollte. Denn Mazzini war damals nur von einem rein religiösen Zweck bei seiner ganzen revolutionairen Wirksamkeit erfüllt, und wie der Abbé Gioberti, hatte er von vorn herein nur Papst und Kirche an die Spitze der Wiedergeburt Italiens stellen wollen. Den Papst, der aus Gaeta gegen die ganze römische Revolution protestirte, hatte Mazzini freilich jetzt fallen lassen, aber die republikanische Theokratie, die ihm vor Augen schwebte und die er mit allen romantischen Glanzfarben des Katholizismus sich ausgemalt hatte, war in seinem tiefsinnigen Schwärmergeist die Fata Morgana der italienischen Revolution geworden, in deren entzückende Gesichte er sich beständig verlor, und die ihn erst in späterer Zeit, wo er als rein praktischer Revolutionnair nur die Einheit und Unabhängigkeit Italiens auf dem Grunde der Demokratie wollte, wieder freigegeben haben.

Damals, von einem wunderbaren ideellen Feuer getrieben, veranstaltete er, bald nachdem die Republik erklärt worden, ein allgemeines Verbrüderungsfest, bei welchem er von dem Gedanken der durch Jesus Christus gestifteten Brüderschaft aller Menschen ausging. Dies

Fest fand auf dem Platze des Capitol, im erhabenen Schatten der alten Götterburg, Statt, und zu den Füßen des Marc Aurels gruppirte man sich in frohlockenden und begeisterten Schaaren, die sich als Brüder umarmten, und sich alle gelobten, Italiener zu sein, ohne ferneren Unterschied der Provinzen und Stämme, der Formen und Einrichtungen, ja selbst ohne Unterscheidung der Dialekte.*)

Rom sollte der Punct werden, auf dem man den Nationalbegriff der Einheit und Freiheit zu sammeln und zu gründen gedachte, und es war merkwürdig, daß man auch die Einheit der Dialekte, die in Italien nicht minder einheitstörend ist als in Deutschland, in die Gestaltung des neuen einheitlichen Italiens hineingezogen sehen wollte. Es war aber auch in ganz Italien diese Angelegenheit gleichzeitig mit der politischen Nationalbewegung aufgenommen worden, und man stritt damals überall darüber, welcher Dialekt in dem künftigen einheitlichen Italien ausschließlich gesprochen werden solle. Die Sache schwebte aber noch immer sehr in der Luft, denn das Römische, Toscanische, Bolognesische, Mailändische, Neapolita-

---

*) Orsini Memorie politiche p. 85.

nische, hatten sich längst in den Haaren gelegen und um die Oberherrschaft miteinander gestritten. Giuseppe Mazzini schien aber auch darin Mystiker zu sein, daß er ohne Weiteres annahm, es werde sich der einheitliche Nationaldialekt von selbst aus der italienischen Freiheit und Unabhängigkeit gebären. Marc Aurel, dessen friedenverheißende Hand über dem Verbrüderungsfest der neuen Republikaner ruhte, soll auch bei diesem neuen capitolinischen Geschichtsbild seine lebhafteste Theilnahme zu erkennen gegeben haben. Zwar sprützte sein Pferd nicht wieder Wein und Wasser aus seinen Nüstern, wie bei der Republik des Cola Rienzi, aber Roß und Reiter trugen an diesem Abend, von den Strahlen des Mondes getroffen, so entschieden die Farbe der Republik an sich, daß sie vollständig eingekleidet erschienen, um unter den Rothen Mazzini's ihre Stelle zu vertreten. Die frühere Vergoldung dieses Kunstwerks, von der sich noch an mehreren Stellen die Spuren zeigen, scheint im Reflex des Mondenlichts einen so starken rothen Schimmer über den philosophischen Kaiser ausgegossen zu haben, daß die jauchzenden Republikaner, die ihn in diesem Augenblick umstanden, ihn mit vollem Recht als einen der Ihrigen ausrufen konnten.

Es war ein genialer Gedanke Mazzini's, daß er seine Republik auf dem alten römischen Capitol weihen zu müssen glaubte. Er stellte sich dadurch in die Reihe der alten und neuen Heroen, die sich stets in den historischen Zauberkreis des Capitols gelockt fühlten, und den Weltruhm ihrer Thaten nur dann erst gesichert glaubten, wenn sie mit demselben auf den weltbeherrschenden Höhen des Capitols gestanden. Auch Napoleon, der nie nach Rom gekommen, obwohl er den Gedanken daran niemals aufgegeben hatte, gedachte sich auf dem Capitol eine Burg zu bauen, und dieser Plan soll ihn noch in der letzten Zeit seines Imperatorenthums lebhaft beschäftigt haben. Es war vielleicht der höchste Gedanke, zu dem die napoleonische Gewaltpolitik sich aufgeschwungen hatte, denn Napoleon wollte an der Stelle sich anbauen, wo der alte Tempel des capitolinischen Jupiter gestanden, und wo zugleich in den mythischen Urzeiten die Arx, die den Tempel bezeichnete aber auch eine Festung war, sich befand. Die Götterburg Jupiters wollte Napoleon für sich erneuern lassen, und als Welt-Cäsar über Rom schwebend, in dieser unvergleichlich großen Situation seine letzten und entscheidendsten Befehle für alle Völker und Länder dic=

tiren. Aber die Insel Helena machte dem Capitol den Helden streitig, und die Burg des capitolinischen Jupiter wurde nicht wieder bezogen. Ob Napoleon III. die Begründung eines napoleonischen Weltsitzes auf dem Capitol mit in das napoleonische Programm aufgenommen, ist noch nicht bekannt geworden, und vergebens haben wir nach einer Andeutung darüber in den Idées napoléoniennes gesucht. Vielleicht fürchtet der vorsichtige und kluge Mann, der Cayenne besser in seinem System gebrauchen kann als das Capitol, daß sich dann zum zweiten Mal das Capitol mit einer wüsten Insel um den Vorrang streiten würde, einem Napoleoniden Logis zu geben. Denn Louis Napoleon ist nicht der Titane, der mit den Donnerkeilen Jupiters tändelte und sich daraus ein poetisches Geschäft machen zu können glaubte. Er ist ein rein praktischer, rein verstandesmäßiger Fürst, der seine materielle Zeit ganz und gar begriffen hat, und seine Donnerkeile, mit denen er trifft, nicht mehr aus den olympischen Höhen herabschwindelt, sondern weit wirksamer aus der philosophischen Verachtung schöpft, welche er gegen die Fürsten und Völker der heutigen Zeit hegt. Louis Napoleon hat gar keine Romantik in sich, und auch das Urbild des antiken Cäsarenthums,

mit dem Napoleon I. einigermaßen kokettirte, scheint ihn nicht locken zu können. Er ist ein ganz moderner, blasirter Rechner und Zähler, ein arithmetisches Genie, das seine Probleme mit hoher Meisterschaft auf die Erbärmlichkeit der Menschen berechnet. Auch kennt Louis Napoleon vielleicht das römische Sprüchwort: „es ist nur ein Schritt vom Capitol zum tarpejischen Felsen.“ Denn die andere Seite des capitolinischen Hügels, wo der Palast Caffarelli, heut der Sitz der preußischen Gesandtschaft, steht, führte seit der ältesten Zeit her den Namen des tarpejischen Felsens, von dessen steiler Bergwand früher die zum Tode verurtheilten Verbrecher in den Abgrund hinuntergestürzt wurden. Den Sturz vom tarpejischen Felsen hatte aber Napoleon I. in demselben Augenblick erlebt, wo er sich schon auf den Höhen des capitolinischen Jupiters eingesetzt glaubte.

Dagegen wurden die Götter und Heroen, die Napoleon als Kriegsgefangene von Rom nach Paris hatte transportiren lassen, bald nach seinem Untergang wieder in ihre Heimath zurückgeliefert, und erhielten diesmal, obwohl sie verschiedenen Museen angehört hatten, ihre Aufstellung auf dem höchsten Göttersitz, dem Capitol, den ihr Entführer für sich

selbst nicht hatte erlangen können. In dem linken Seitenpalast des Capitol, den das Museum einnimmt, sind diese im Jahre 1816 aus Paris zurückgekehrten Kunstschätze in einem besonderen, ihnen gewidmeten Saal zusammengestellt worden. Es ist dies der Saal des sterbenden Fechters (stanza del gladiatore moribòndo), in dem man heut diesen wunderbaren Statuen, die zu den herrlichsten Denkmälern der Kunst in Rom gehören, begegnet. Der sterbende Fechter, nach welchem diese Stanza genannt wird, ehemals der Villa Ludovisi angehörig, war ein Lieblingswerk Napoleons, das ihn oft zu lebhafter Betrachtung angezogen haben soll. Der sterbende Fechter sitzt auf einem ovalen Schild, das Blut fließt ihm aus einer Wunde unter der rechten Brust, und man sieht es dem tapfern Krieger an, daß er bis zum Tode getroffen. Er hat sein Haupt schmerzlich niedergesenkt, das sichere Gefühl des Todes, das ihn überkommen, hat ihn in ein stilles harrendes Sinnen versenkt, einen Theil seiner Selbst hat er schon abgedankt in dem Schwerte, das nun müßig und herrenlos neben ihm liegt. Das linke Bein hat er ausgestreckt, den rechten Fuß aber zum Körper heraufgezogen, auf dessen Knie er, in ruhiger Hingebung

an das Sterben, und vielleicht auch in dem Drang, noch einen Halt zu gewinnen, seine linke Hand gestützt hat. Die Gesichtsbildung dieses Mannes hat nichts Ideales, und man hat ihn, seinem ganzen Wesen nach, als einen Barbaren bezeichnet, was auch durch die Physiognomie, den Knebelbart, das struppige Haupthaar und seinen aus einem Strick gedrehten Halsschmuck, bestätigt zu werden scheint. Das ganze Kunstwerk hat einen ungemein realistischen Ausdruck, der fast in den Charakter des Genrehaften fällt. Der sterbende Fechter stirbt nicht in der olympischen Glorie, das Fechten und Kämpfen war sein Handwerk gewesen, und er verendet in trauriger Knechtsgestalt, nachdem der tödtliche Stoß seines Feindes ihm die Brust durchbohrt hat. Ihm glich der sterbende Fechter auf Helena, dem sein Geschick zuletzt keine idealen Lineamente mehr übrig gelassen hatte und der, in dürftiger Haltung zusammengesunken, nur der Todeswunde nachgrübelte, die in seiner Brust strömte.

An der Spitze dieser gefangen gewesenen Kunstwerke, die in der Stanza des sterbenden Fechters wieder vereinigt wurden, steht eigentlich die berühmte capitolinische Venus, die ebenfalls glücklich aus Paris wiederkehrte, in der ganzen bewundernswürdigen Schön-

heit ihres Fleisches, in dem strahlenden Ausdruck ihrer üppigen Formen, worin sie mit der mediceischen Venus stets siegreich gewetteifert hat. Nach ihrer Rückkehr schien man aber in dem päpstlichen Rom oft in Verlegenheit mit diesen schwellenden Reizen, die seit ihrem Aufenthalt auf der hohen Schule in Paris noch gefährlicher und verführerischer als sonst geworden zu sein schienen. Man sperrte daher zeitweise die capitolinische Venus mit allen ihren vorn und hinten belegenen Herrlichkeiten in ein verschlossenes Zimmer ein, in welches man nur gegen eine besondere Erlaubniß vom Director des Museums den Zutritt erhielt, und nicht ohne einige Paoli zu zahlen, wofür Messen zu Gunsten des Seelenheils aller Derer gelesen wurden, welche so unglücklich wären, an den Schönheiten dieser capitolinischen Venus Schiffbruch zu erleiden. Auch der Maaßregelung mit dem Blechhemde um ihre wunderbar geschwungenen Hüften war die Göttin der Liebe eine Zeitlang nicht entgangen. Wir aber sahen die Göttin, die jetzt wieder frei von jedem der Schönheit unwürdigen Zwang ist, mit allen den unsterblichen Habseligkeiten ihres Körpers vor uns erscheinen, und bewunderten die ausgiebige Vollendung ihrer Formen, die wie ein voller frischer Blü-

thenbaum sich in ihrer eigenen Pracht zu wiegen scheinen. Diese reine und tadellose Schönheit in ihrer Harmonie zu stören, hatte selbst die Zeit nicht gewagt, denn man fand diese Venus zuerst in einem Hause bei der Suburra in einem vermauerten Raume auf, wo Alles, bis auf die kleinste Nüance der herrlichen Glieder, sich unversehrt an ihr erhalten hatte. Sie diente zur Zierde und Weihe der Bäder, welche sich in alter Zeit in dieser Gegend befanden, und in ihrer ganzen Darstellnng, wie in dem Salbengefäße und dem zum Abtrocknen bestimmten Tuche, scheint der Moment angedeutet, daß die Göttin eben aus dem Bade hervorgegangen sei. Der weiche, schwellende Glanz des parischen Marmors, aus welchem dieser Leib gebildet ist, erhöht die Festlichkeit der ganzen Erscheinung. Die capitolinische Venus ist ein natürliches, volles, menschliches Weib, mit einer etwas stark ausgearbeiteten Muskulatur, und einem geistigen Ausdruck des Kopfes, wodurch sie sich wesentlich von der mediceischen Venus unterscheidet. Die Mediceerin ist aber die bei weitem jugendlichere Göttin, gegen ihre schöne Schwester vom Capitol, sie stellte den ersten Frühling des jungfräulichen Körpers dar, während die Capitolinische das reife, sommerlich aufgeblühte Weib ist, durch

dessen Reize zugleich ein heimliches, hohes Bewußtsein strahlt, und das mit der Lust der Schönheit in seinen Gliedern zugleich jede süße Erfahrung der Liebe, mit dem schwellenden Genuß die Erkenntniß und die Weisheit desselben, vereinigt zeigt. —

Als wir das Museum des Capitols wieder verließen, wandte sich unsere Aufmerksamkeit wieder dem in der Mitte stehenden Palazzo Senatorio zu, dessen Anblick uns wieder in die historische Wirklichkeit zurückberief. Dieser Palast, der vier Thürme, zum Theil im mittelalterlichen Baustil, an seinen Ecken trägt, die sich um den in der Mitte befindlichen Glockenthurm gruppiren, wurde auf den Trümmern des Tabulariums des alten Rom erbaut, und diente schon im Mittelalter zum Sitz des römischen Senates. Man muß sich jetzt in den Glockenthurm hinaufbegeben und das flache, von einem Säulengeländer umgebene Dach desselben besteigen, um die schönste und vollkommenste Uebersicht über die Stadt und ihre Umgegend zu genießen, die sich nur von irgend einem Punkt aus darbieten kann. Wenn man bei der Statue der Roma steht, die sich hier auf dem Dache erhebt, hat man die weiteste und genußvollste Aussicht über die ewige Stadt, die sich in allen ihren

wunderbaren Farbentönen, ein zauberartiges Panorama, das aus einer andern Welt her uns zu umschweben scheint, vor uns ausbreitet. Die Paläste und Ruinen, die Kirchen und Klöster, besonders aber Sanct-Peter, dessen Gebäude wir von hier aus in der klarsten und glänzendsten Auseinanderlegung aller seiner Details erkennen, schweben in dem mild und sanft gelagerten Horizont zu einer feierlichen Verklärung zusammen. Festlich und traurig, majestätisch und elegisch zugleich ist dieser Anblick von Rom, der sich rundumher in den malerischen Abhängen der Gebirge friedlich und heiter abschließt, aber in seinem Innersten eine unendliche Fülle von Melancholieen, einen beständigen Kampf der Vergangenheit mit der Gegenwart, eine Menge trübsinniger Schatten und ernster, grollender Dämonengestalten birgt. Die ewige Stadt ist sich selbst ein Räthsel, und dieser Gedanke drängt sich unwillkürlich dem Beschauer auf, der seine Blicke über dieses unendliche Labyrinth von Straßen und Wegen, von Gebäuden und Denkmälern aller Zeiten, von weißen Statuen und schwarzen Priestern, von Marmorpracht und Bettlerschmutz, hinschweifen läßt. Dies Räthsel, das schwül und drückend über Rom schwebt und in den wunderbaren Formationen von

Stadt und Landschaft sich charakteristisch eindrückt, lullt sich bald in schwermüthig flatternde Phantasieen ein, bald fordert es hart und schneidend zu seiner Lösung auf, aber die Gegensätze, aus denen Rom besteht, jene in die antiken Ruinen hineingebaueten christlichen Kirchen, der unaufhörliche und nie enden wollende Verfall, der doch das eigentlich schöpferische Gesetz der Gegenwart geworden ist; diese alte Marmorzeit, die noch in ihrem Schutt unvergänglich zu unsern Füßen blüht, und diese neue Zeit, die vor unsern Augen wankt und fällt und bald zu einer unrettbaren Ruine in sich selbst zusammengestürzt sein wird: alles dies stellt uns das fragwürdigste Lebensbild vor Augen, und wir geben uns träumend und sinnend diesen seltsamen Widersprüchen hin, die wir nicht zu lösen vermögen. Und dazu die wunderbaren Lufttöne des italienischen Himmels, welche das ganze Märchenbild umspielen, es in still leuchtenden Duft einhüllen, und der großen Zauber-Königin, die am liebsten unter Ruinen herrscht, das unsterbliche Haupt umkränzen.

Der Glockenthurm, durch den wir zu diesem Anblick hinaufgestiegen waren, paßte in das seltsam phantastische Gemälde hinein, das sich vor unsern Augen

aufgerollt hatte. Denn diese Glocke dient dazu, den Tod des Papstes zu läuten und ebenso gehört es zu ihrer Bestimmung, das officielle Zeichen zum Beginn des Carnevals zu geben, indem die Maskenzüge auf dem Corso nicht eher ihren Anfang nehmen dürfen, als wenn diese Glocke auf dem Capitol erklungen ist. Es geht also auch der römische Carneval eigentlich vom Capitol aus, und das wichtigste Ereigniß im hierarchischen Rom, der Tod eines Papstes, wird vom capitolinischen Hügel herab den Römern kundgegeben. So concentrirt auch die heutige römische Bevölkerung noch immer ihre wichtigsten Stadtinteressen im Capitol.

Der Senator-Palast war sonst zur eigentlichen Residenz des Senators von Rom bestimmt, aber die Senatoren wohnen schon seit einiger Zeit nicht mehr in diesem sehr wenig freundlichen und behaglichen Gebäude, und auch der neue Senator Roms, wozu der Alles vermögende Cardinal-Staatssekretair seinen Bruder, den Grafen Louis Antonelli, durchzusetzen gewußt hat, ist innerhalb der Stadt in seinem am Corso belegenen Palaste wohnen geblieben. Der Palazzo Senatorio enthält jetzt eigentlich nur die Tribunale des Senats in sich, und dient außerdem in

neuester Zeit zum Staatsgefängniß, wie auch ein Flügel des Palastes zu einer Pockenimpfungs-Anstalt bestimmt ist. Der andere Seiten-Palast ist der Palast der Conservatoren, mit den durch ihre künstlerische Ausstattung bemerkenswerthen Sälen, in denen diese Conservatoren des Volkes, wie sich die Municipal-Räthe in Rom nennen, ihre Sitzungen abhalten. Denn der römische Senat besteht aus einem Senator und acht solchen Conservatoren, welche durch einen aus hundert Mitgliedern zusammengesetzten Stadtrath gewählt werden. In dieser Weise organisirte Pius IX. schon vor dem Ausbruch der Revolution die Municipalverhältnisse Roms, und diese Einrichtung hat sich bis auf den heutigen Tag fast unverändert forterhalten. In den Sälen der Conservatoren erblickt man an den Wänden eine Reihe interessanter Fresken aus der römischen Geschichte, einige Statuen und Alterthümer, und die Inschriften der capitolinischen Fasti, jene alten Jahresverzeichnisse der Consuln, die man unter dem Pontificate Pauls III. bei dem Tempel des Jupiter Stator gefunden hatte und die ein Eigenthum des römischen Magistrats geworden sind. Im Hofe dieses Palastes ist es besonders eine colossale Statue des Julius Cäsar, die unsere Blicke fesselt,

und deren Ausführung, in der kriegerischen Gewandung, welche die starken Heldenglieder umfließt, eine sehr wirksame ist. —

Wir begaben uns jetzt zu der großen Treppe zurück, welche vom Capitol in die Ebene des römischen Forums hinabführt. Geleitet von einem ganzen Geschwader von Bettlern, die hier im Viertel des Capitol eine Hauptniederlassung zu haben scheinen, stiegen wir die breiten Marmorstufen hinunter, und befanden uns mitten unter den großartigen Trümmern, die das alte Forum Romanum und seine nächsten Umgebungen bezeichnen. Die umgestürzten Säulenschafte, die eingesunkenen Tempel=Ruinen, die zerfallenen Triumphbögen, der ganze wunderbare Schutt, in dem die alte Zeit der Römer sich hier um uns her ausbreitet, lassen uns hier das Centrum des römischen Volkslebens finden, wo die ungeheuer praktischen Richtungen dieser Nation sich in einem glänzenden und genau in einander passenden System aufbauten. Der Markt, welcher die eigentliche Grundlage des Forums war, bildete hier den ersten Anknüpfungspunkt für alle öffentlichen Lebensbewegungen. Der Markt und die Handelsgeschäfte waren die ersten natürlichen Elemente der Volksversammlung, in deren Mitte die Ge=

richtsbarkeit, das Staatswesen, die innere und äußere Politik behandelt und entschieden wurden. Am Eingange des Forums, in der Mitte zwischen dem Saturnustempel und dem Triumphbogen des Septimius Severus, stand die Rednerbühne (Rostra), auf einer halbkreisrunden Basis, die nebst den Postamenten zweier Säulen hier aufgedeckt worden, in der Nähe des heiligen Feigenbaumes, der hier einst zur Zeit des Romulus gestanden, und den der Brand des Nero verdorrte. Von hier aus entflog das freie beredte Wort, von dem die Gemüther des Volkes bewegt und geleitet wurden und das über die Meinungen des Tages, über Sitte, Recht und Gesetz durch seine Allmacht entschied. Die Beredsamkeit war die eigentliche Gottheit des Forum Romanum gewesen, und ringsumher, links und rechts vom Forum, die ganze Via Sacra hinunter, standen die Tempel der andern Götter, die von der Gewalt der römischen Volksversammlung ebenfalls umsponnen und in ihre Mitte gezogen zu werden schienen. Die Götter der Römer waren auch wesentlich Götter des Forums, denn sie hatten die Ideale von sich abgestreift, und waren mit allen ihren olympischen Herrlichkeiten in

dem praktischen Volkscharakter aufgegangen, der hier das ganze Leben umspannt hielt.

Wir nahmen unseren Weg am Tempel des Saturn vorbei, von dem freilich nur noch die acht korinthischen Säulen übrig geblieben sind, die sich von weißem Marmor unmittelbar am Clivus Capitolinus erheben. Und von dort schritten wir an dem gewaltigen Triumphbogen des Septimius Severus vorüber, der zu den wohlerhaltensten Ruinen Roms gehört, und in seinen Reliefs und Friesen die kriegerischen Begebenheiten darstellt, zu deren Feier dieser Triumphbogen errichtet war. Dann folgten wir der alten Via Sacra, die zwischen dem Forum auf der einen, und einer Reihe von alten Göttertempeln auf der andern Seite, in einer langen feierlichen Strecke sich hinzieht. Während jenseits des Forum die erst in neuester Zeit ausgegrabene Basilica Julia, der Sitz der alten Centumviralgerichte, dann der Tempel des Castor und Pollux, und der Tempel der Vesta, liegen blieben, wanderten wir unmittelbar an der Aemilischen Doppel-Basilica, am Tempel des Antoninus und der Faustina, in dessen Ruinen die dahinter liegende Kirche St. Lorenzo in Miranda hineingebaut ist, dann am Tempel der Penaten, der jetzt nur eine Vorhalle zu

der christlichen Kirche S. Cosma e Damiano geworden, vorüber. An der Kirche war eine schmutzige Speisewirthschaft angeklebt, in der eine Frau an der Erde hockte und Kastanien briet, und durch ihre Geschäftigkeit wie durch ihren Gesang eine seltsame Genre-Scene in die antike und moderne Götter-Nachbarschaft einstreute. Dann, wo die Via Sacra sich höher zu erheben anfängt, gelangten wir zu der prächtigen Ruine des Forum Pacis, oder der Basilica des Constantin, die ihre prachtvollen Trümmer mit stolzer Feierlichkeit vor uns ausbreitete. Neben diesem ehemaligen Tempel des Friedens hat sich jetzt eine moderne Eisen-Manufactur niedergelassen, in der lustig gearbeitet und gehämmert wurde. Dieser seltsame Contrast, durch den die industrielle Gegenwart mitten auf der antiken Götterstraße ihre Rechte behauptete, konnte einen Augenblick lang die Stimmung der ganzen Gegend stören, aber die Welt der Ruinen war hier zu mächtig gegen alles Leben der heutigen Wirklichkeit, als daß auf der Stelle, wo sie noch immer herrschte, ihre Eindrücke hätten lange unterbrochen werden können. Gleich darauf unterlagen wir wieder der fesselnden Wirkung, welche der Venus und der Roma Tempel auf uns ausübte, der einst der präch-

tigste unter allen Tempel=Palästen Roms war und auch an Größe alle bekannten Tempel der ewigen Stadt übertraf. Es waren hier ursprünglich zwei Tempel zu einem ungeheuren Gebäude vereinigt, von dessen Umfang und kunstvollem Bau noch heute die großartigen Ruinen sprechen, die hier auf dem Platze stehen geblieben sind.

Von hier aus erblickt man bereits das majestätische Colosseum vor sich, zu dem in früherer Zeit Treppenstufen von Marmor aus jenem Tempel hinabführten und zu welchem wir jetzt in staunendem Hinabblick auf seine vor uns liegende Herrlichkeit hinunterschritten.

Es war ein schöner heiterer Herbsttag, und die Sonne spielte in träumerischem Behagen über den riesenhaften Steinmassen, aus welchen sich einst dies größte Amphitheater, das jemals in der alten Welt errichtet worden, zusammengesetzt hatte. Auf der ganzen Wanderung über die Via Sacra, die wir bisher zurückgelegt, waren wir kaum einem menschlichen Wesen begegnet, und dieselbe schweigende und über sich selbst brütende Verlassenheit herrschte auch bei dieser wunderbaren und unermeßlichen Ruine, in welche wir durch den Haupteingang, über dem eine große weiße

Marmortafel die Verdienste des Papstes Pius VII. um die Herstellung des Colosseums feiert, eintraten. Es wird noch immer ununterbrochen daran gearbeitet, dies Amphitheater, welches sich auf seiner Außenseite in vier Stockwerken den Blicken des Beschauers darstellt, mehr und mehr der Erde abzugewinnen und seine noch heut triumphirenden Reste, die so stolz ihr Haupt wieder erhoben haben, vor dem weiter fressenden Wurm der Zerstörung zu schützen.

Der ungeheure Koloß hatte aber von Anfang an mehr Kraft und Existenzmittel in sich vereinigt, als alle nachfolgenden Jahrhunderte, die ihn zerstören, ausbeuten und beerben wollten, jemals an ihm zu zerbrechen vermochten. Der Kaiser Flavius Vespasianus wollte eine unsterbliche Erinnerung an seine Feldzüge gegen die Juden stiften, und begann aus diesem Grunde dies ganz und gar von Stein aufgeführte Amphitheater zu bauen, an dem die kriegsgefangenen Juden unter den Schmerzensseufzern ihrer Gefangenschaft einen Hauptheil der Arbeiten ausführen mußten. Vespasian hatte dazu in der Mitte des alten Rom einen Platz bestimmt, wo der berühmte Teich der Gärten des Nero sich befand, die derselbe im Umkreise seines goldenen Hauses angelegt

hatte. Von dem Koloß des Nero, der damals nahe beim Eingange des neuen Amphitheaters stand, empfing dies Gebäude ohne Zweifel seinen charakteristischen Namen, aber der Bau wurde erst von Titus vollendet, der es durch Spiele einweihen ließ, die hundert Tage dauerten, und bei denen 5000 wilde Thiere getödtet wurden. Es diente seitdem zu den hochfestlichen Circusspielen der Römer, und auch Seegefechte, mit kämpfenden Pferden und Stieren, fanden auf dieser Arena Statt, die durch einen Canal unter Wasser gesetzt werden konnte. Das Amphitheater gewährte für 90,000 Zuschauer bequeme Sitze, die in fünf Hauptabtheilungen, unter denen sich eine bedeckte Säulenhalle für die Frauen befand, sich bis zum höchsten Gipfel des Gebäudes gliederten.

Man rühmte von jeher die Unzerstörbarkeit des Colosseums, das auch allen Angriffen der Zeit mit einer Widerstandskraft ohne Gleichen Trotz geboten hatte, und erst dann sein hohes Haupt zu beugen begann, als die Eigensucht und Zerstörungslust der Menschen sich darauf zu werfen begann, um dem riesigen Wunderbau das Rückgrat zu zerbrechen und es zu fremden Zwecken, die ursprünglich nicht seine

Bestimmung waren, auszubeuten. So machte das Colosseum, nachdem die Gladiatoren, die Fechtspiele und die Thierhetzen es verlassen, bis auf die neueste Zeit verschiedene Epochen durch, die theils zu seiner Zerstörung, theils zu seiner Verunstaltung dienten, ihm aber doch die Krone und den Demant der alten Ruinenwelt nicht streitig machen konnten.

Das Mittelalter gab dem Colosseum eine durchaus kriegerische Bestimmung, indem es das Amphitheater zu einer Festung machte und in seinen starken Bau die Hauptvertheidigungskraft von Rom verlegte. Besonders war es die ghibellinische Partei, welche sich bei den inneren Kämpfen der Stadt im Colosseum festsetzte und verschanzte. Das uralte Geschlecht der Frangipani, welche die Hauptleute der Region des Colosseums waren, und die Annibaldi, die als Anhänger Kaiser Friedrichs II. gegen die Päpste kämpften, hatten das alte Amphitheater längere Zeit inne und stritten von ihm aus gegen die Kriegsmacht der Guelfen.

Diese militairische Periode des Colosseums mußte bereits zu seiner Erschütterung und Zerstörung Vieles beitragen. Schlimmer aber wüthete der Schacher, oder die merkantile Ausbeutung, welche sich bald

darauf, unter Vortritt der Geistlichkeit selbst, des Gebäudes bemächtigte, auf dessen Arena nun plötzlich die finanzielle Speculation herabgestiegen kam. Es schien, als ob die gefangenen Juden des Vespasian, welche die ersten Steine zum Bau des Colosseums gelegt, mit ihren Klagen und Seufzern, die sie dabei ausgestoßen, einen Fluch auf das Gebäude geworfen, der nun endlich im spätern Mittelalter an ihm in Erfüllung gegangen wäre. Denn man kam jetzt auf Einmal auf den Gedanken, daß es wohl das Beste sein möchte, ein gutes Geschäft mit dem Colosseum zu machen, und mit Vortheil zu verkaufen, was davon nur irgend verkauft werden könnte.

Man begründete mit den sich mehr und mehr lösenden Quadern des Colosseums zuerst einen Steinhandel, und der Bischof von Orvieto machte während des Aufenthalts der Päpste in Avignon (gegen das Jahr 1370) den Anfang damit, diese Steine zum Verkauf auszubieten. Aber der Gedanke schien nicht sogleich populär, und nur die Frangipani, die eine Familien-Zugehörigkeit zu dem alten Colosseum fühlten, konnten der Versuchung nicht widerstehen, von diesen Steinen zu kaufen, nud sich daraus einen neuen Palast in Rom aufführen zu lassen. Es wurde dies

aber im Parteilager der Guelfen übel vermerkt, und bald wurde ein Vertrag abgeschlossen, der den beiden Parteien jener Zeit eine gemeinschaftliche Benutzung der Steine des Colosseums gestattete. Der Fluch der jüdischen Erbauer des Colosseums ruhte aber nicht. Plötzlich sah das Colosseum wie eine Kalkgrube aus, denn man nahm ihm nun in Menge seine Steine ab, und verbrannte sie zu Kalk, womit im funfzehnten Jahrhundert ein bedeutendes Geschäft getrieben wurde. Bald aber begann man wieder große Paläste in Rom aus den Steinen des Colosseums zu bauen, die zu diesem Zweck nicht blos aus dem Trümmerwerk des Gebäudes, sondern ohne Zweifel auch aus seinem noch feststehenden Gemäuer mit Gewalt herausgebrochen wurden. Die Statthalter Christi selbst waren es, welche sich an die Spitze dieser Unternehmungen stellten. Der Papst Paul II. ließ aus diesen Steinen den Venetianischen Palast erstehen. Der Cardinal Riario führte daraus die Cancelleria Vecchia auf, welche der große Bramante bauete. Paul III. nahm die Travertin-Quadern des Colosseums, und ließ daraus den Palast Farnese aufführen, der jetzt ein Eigenthum des Königs von Neapel ist, und noch einige ausgezeichnete Fresken und Gemälde in sich schließt. Auch

der Palast Barberini, den Urban VIII. Barberini erbaute, nahm sein Material ganz und gar aus dieser unerschöpflichen Fundgrube des Colosseums, und das Wortspiel, welches die Römer auf diese Familie gemacht („was die Barbaren nicht gewagt, haben die Barberini ausgeführt") scheint aus diesem unverschämten Griff in die Eingeweide des alten Gebäudes seinen Ursprung genommen zu haben. Man konnte jedoch überhaupt sagen, daß die barbarischen Horden des Mittelalters keine so grimmigen Verwüstungen an dem Amphitheater des Vespasian anrichteten, als die Habsucht der geistlichen und weltlichen Großen und der christliche Haß, mit dem es die Päpste längere Zeit hindurch auf die Vernichtung alles Antiken abgesehen hatten.

Einige Päpste hielten das Colosseum vornehmlich zu einem Fabrik-Etablissement für geeignet. Sixtus V. wollte eine Tuchfabrik darin anlegen und hatte schon in dem Gebäude selbst alle Vorbereitungen dazu treffen lassen, als diesen unternehmenden Papst der Tod überraschte. Auf einen andern enorm praktischen Gedanken war der Papst Clemens XI. gekommen. Er machte aus dem Colosseum eine Salpeter-Fabrik, und ließ zu diesem Endzweck die untern Bogengänge mit

Mist anfüllen und zumauern, um hier den salpetersauren Kalk sich erzeugen zu lassen. Unter demselben Papste geschah es, daß ein Erdbeben einen Bogen an der Seite herunterriß, wo der Monte Celio mit seinen schwarzen Cypressen dem Colosseum gegenübersteht. Auch diese Steine wurden sogleich zu einem praktischen Gebrauch hinweggeführt, und man baute den Hafen der Ripetta davon.*)

Alles dies hatte die ursprüngliche Majestät und Stärke des alten Amphitheaters noch nicht gebrochen. Die Gewaltsamkeit der Zeiten und die Ausbeutung durch Spekulation und Industrie hatte zwar das Haupt der Königin schwer getroffen, und schon ließ sie es traurig, und im Bewußtsein des Unterganges, dem sie geweiht war, herabhängen. Alle Richtungen der neuen christlichen Welt hatten sich gegen das Leben der erhabenen Gebieterin verschworen. Als Festung, als Steingrube, als Fabrik, als Salpeter-Anstalt hatte sie schon Vieles von ihrer alten Kraft und Herrlichkeit verloren, der moderne Schacher hatte ihr den Fuß auf den Nacken gesetzt, und im innersten Leben der Ruine hämmerte der Todeswurm. Da kam, nach der kriegerischen und finanziellen Periode, eine christliche

*) Bunsen, Rom III. 1. S. 322.

Periode für das Colosseum heran, und die katholische Kirche nahm jetzt das heidnische Amphitheater in ihren heiligen Schutz.

Es war der treffliche Papst Benedict XIV., der Mann der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, der in seinem gebildeten und guten Sinn die Enttrümmerung des antiken Gebäudes nicht länger mitansehen konnte. Er weihte das alte Colosseum der Passion Christi, eine seltsame Idee, die ihm ein frommer Mönch, Leonardo de Porto Maurizio, eingegeben haben soll. Es wurden jetzt im Umkreise der Arena die vierzehn kleinen Stations-Capellen erbaut, die man noch heut dort erblickt, und wo die wöchentlichen Züge der Kreuzes-Wanderung mit großem Pomp unter dem erhabenen Eindruck der alten Ruine stattfinden. Eine Kanzel für die Predigt wurde hinzugefügt, denn an jedem Freitag Abend wird hier, nach Beendigung der Ceremonie der Via Crucis, von einem Capuciner-Mönch gepredigt, was stets eine große Anzahl Gläubiger aus Rom herbeizieht. Dieser Freitags-Abendgottesdienst im Colosseum ist besonders bei den Römerinnen beliebt und man trifft zu dieser Zeit die schönste und eleganteste Gesellschaft in dem alten Amphitheater, in welchem die Woche über die tiefste Stille und Verlassenheit herrscht.

Der Ort macht in dieser christlichen Bestimmung, die er erhalten, und die sich in die antike Ruine wunderbar hineingesetzt hat, einen seltsamen, halb feierlichen, halb ängstlichen Eindruck. Wenn man durch die östliche Pforte eintritt, gewahrt man zur Seite sogleich eine Kapelle, in welcher die Messe gelesen wird. Dann erblickt man das in der Mitte der Arena aufgerichtete Kreuz, welches jetzt den ernsten Schwerpunkt des heidnischen Amphitheaters bildet, und an dem kein Gläubiger vorüberschreiten wird, ohne es zu küssen, denn auf zweihundert Tage erwirbst Du Dir dadurch den Ablaß für alle Deine künftigen Sünden. Und nun wird man von dem fremdartigen Gegensatz, der uns hier umfangen hat, auf das Seltsamste ergriffen, wenn man von hier aus seinen Blick auf die vierzehn hölzernen Bethäuser zurückfallen läßt, welche als traurige Darstellungen des christlichen Calvariums in der Runde des Amphitheaters umherstehen.

Die Ruine war ganz einsam, als wir in derselben umherwanderten. Nur der fröhliche Schlag des Distelfinks, der in zahlloser Menge an dem Gesträuch des verfallenen Gemäuers nistete, hallte durch die wunderbare Einöde. Hier und da flatterten mit heftigem Geschrei buntgefiederte Vögelschwärme empor, wenn

man am Rande des Gemäuers hinging, und den wilden Blumen und Schlinggewächsen sich näherte, die dort ihren dichten, grünen Teppich um die altersgrauen Steine woben. Die christliche Passion, welche Besitz von dem ganzen Amphitheater genommen, warf dunkle, träumerische Schatten in den Sonnenstrahl, der eben über dem Boden der Arena aufgeblitzt war. Von uns wichen die Erinnerungen an jene alten Gladiatoren, die einst in diesem Circus gekämpft, und an die heidnisch jubelnden Volksmassen, die dort von den Sitzen herab dem unermüdlichen Fechter und dem zu Tode gehetzten Stier ihren Beifall klatschten. Statt der alten Gladiatoren sahen wir die Gestalten der christlichen Märtyrer vor uns erscheinen, die man einst hier in dem heidnischen Amphitheater zusammentrieb, und die hier für ihren treuen Glauben an den wahren Gott von Hunden und wilden Thieren zerrissen wurden, um dann ihre zerfleischten Körper auf dem in der Mitte der Arena aufgeführten Holzstoß in Flammen aufgehen zu lassen. Diese Märtyrer waren die neuen Gladiatoren gewesen, die Gladiatoren des christlichen Glaubens, aber das Gedächtniß an ihre schmerzhaften Wunden, aus denen sie erst das Himmelreich gewinnen konnten, verdüstert uns den Platz, auf dem wir stehen.

Die Einführung der christlichen Passion in das Colosseum fristete aber der großartigen Ruine des Alterthums jedenfalls das Leben. Denn nun dachte man nicht mehr daran, das Amphitheater des Vespasian zu Bausteinen zu zerbrechen oder Tuch und Salpeter darin fabriciren zu wollen. Die Mauern des Colosseums schienen den auf dem Stuhl Petri sitzenden Herrschern durch die Hymnen und Gebete der Passion geweiht, die jetzt hier jede Woche fromm und inbrünstig erklangen und der Echo des Ortes, die sonst hier nur wilde schauerliche Todesseufzer geflüstert, sanfte, feierliche und dankbare Klagen einstudirt hatten. Darum begann auch jetzt die Restauration des Colosseums durch den Papst Pius VII., der die umfassendsten Arbeiten dazu anordnete und ausführen ließ. Namentlich führte er einen Pfeiler auf, um einen Theil der äußeren Mauer, die längst den Einsturz gedroht hatte, zu stützen. Sehr beeifert zeigte sich darauf die napoleonische Kaiserregierung, die begonnene Restauration fortzusetzen, und namentlich wurde die vollständige Ausgrabung der Arena und die Herstellung des Erdgeschosses ihr Werk, wodurch die ungemein schönen und kunstvollen Verhältnisse dieses Riesenbaues, und die Wirksamkeit seiner

elliptischen Formen und Linien, zuerst auf entscheidende Weise herausgehoben wurden. Seitdem haben fast alle Päpste bis auf den heutigen Tag an der unsterblichen Ruine fortgearbeitet, und auch Pius IX. hat der Herstellung derselben von Zeit zu Zeit einen großen Eifer gewidmet. Es scheint, als ob das Colosseum, das durch seine Größe und seine Beliebtheit bei dem Volke ein gefährlicher Nebenbuhler von St. Peter ist, diesem Dom einst sein Ansehn streitig zu machen beabsichtige. Sollte einst der Streit beider Bauwerke um den Vorrang ausbrechen, so wird St. Peter seine specifisch christliche Bedeutung nicht für sich in Anspruch nehmen können. Denn in seiner Form, in allen seinen plastischen Constructionen beherrscht ihn die Antike, und nur sein Inhalt, mit dem man ihn angefüllt hat, ist christliche Kirche geworden. Und das Colosseum, der unermeßlichste Bau der antiken Welt, hatte keine geringere Berechtigung, die Passion Jesu Christi auf seiner heidnischen Arena aufzunehmen, als St. Peter das ganze Christenthum mit allen seinen Leiden und Entzückungen. Das Zusammenwachsen des Christenthums mit dem Heidenthum wurde schon in der Architectur der Hauptcharakter des römischen Kirchenthums, und die Ruinen

der alten und modernen Welt halten sich dabei schon lange mit wechselseitiger Zähigkeit umschlungen. Dieser Bund wird nur mit dem Untergang der römischen Kirche selbst wieder zu lösen sein. Und der Gedanke, die Ruine des Colosseums als Grundlage zur vollständigen Aufführung einer christlichen Kathedrale zu benutzen, soll schon den gelehrten Papst Gregor XVI. lebhaft beschäftigt haben. Rom würde dann zwei Kirchen besitzen, die in ihrer Riesengröße nur mit den Pyramiden Aegyptens verglichen werden könnten, und das Colosseum würde dann den Fluch der gefangenen Juden, die seine ersten Steine gewälzt, für immer von sich abgethan haben, indem es die verschiedenen Epochen des Schachers und der finanziellen und industriellen Unternehmungen, die es seitdem durchgemacht, jetzt als christliche Kirche beendigte.

Das Jahr 1848 zeigte aber, daß das Colosseum sein Schicksal noch keineswegs erfüllt und noch nicht dazu bestimmt sei, in den Hafen des christlichen Friedens einzulaufen. Das Colosseum wurde in diesem Jahre ein Hauptschauplatz der römischen Revolution, die ihre entscheidendsten Volksversammlungen auf der Arena abhielt und hier ihre wichtigsten Entschlüsse faßte. Hier standen die Volksredner auf, und er-

mahnten die Römer, wieder, wie früher, die Herren der Welt zu werden, und in der Sache der Freiheit ihre eigene Größe von neuem zu begründen. Hier wurden die ersten Nachrichten und Eindrücke der Revolutionen von Wien und Mailand als Zünder unter dem Volke verbreitet, und Ciceruacchio und Sterbini trieben zum Kriege gegen Oesterreich, und entflammten das Volk, in den Kampf der italienischen Unabhängigkeit zu ziehen. Hier, im Colosseum, predigte Sterbini zuerst gegen die Reichen und den Clerus, nahm aber die Reichen doch auch wieder zu Gnaden an, indem er sie zu Banquiers des neuen Unabhängigkeitskrieges der Nation erklärte. Hier war es, wo der polnische Dichter Adam Mickiewicz, der sich in dieser Zeit in Rom befand, die Idee polnischer Legionen, als Leibgarde jeder Revolution, ins Leben rief. Der liebenswürdige, großsinnige Dichter, der einst zur Erhebung seines eigenen Vaterlandes die unvergleichlich schöne „Ode an die Jugend" sang, sammelte hier, in der Ruine des Colosseums, seine in Italien umherirrenden Landsleute unter einer Fahne, die zuvor, wie wenigstens Mickiewicz selbst behauptet hat, von dem Papst Pius IX. eingesegnet worden war. Die polnische Legion spielte nachher eine nicht

unbedeutende Rolle in dem Kampf der römischen Republik gegen die Franzosen, Mickiewicz aber nahm keinen Theil daran, denn seine Verbindung mit der mystischen Sekte Towianski's, in dem ein neuer Messias der Menschheit und Polens aufgestanden war, überwarf ihn mit vielen seiner Landsleute und ließ ihn Rom noch vor Errichtung der Republik wieder verlassen. Aber die vom Papst gesegnete Fahne, welche er im Colosseum entfaltet, und zwölf Jünger, die der polnische Poet in Rom für den Messianismus des Towianski gewonnen, nahm er mit sich fort, um sich wieder nach Paris zu begeben, wo er seinen schwärmerischen Cultus für Napoleon I. fortsetzte und dafür von Louis Napoleon bald darauf zum kaiserlichen Bibliothekar ernannt wurde.

Wie Mickiewicz die polnischen Legionen im Colosseum sammelte, so pflegte auf dem Platz vor demselben Fürst Canino, Prinz Bonaparte, die römischen Freicorps, die er unter seiner Führung gebildet hatte, ihre militairischen Uebungen abhalten zu lassen. Diese Legionen, an deren Spitze der gelehrte Napoleonide getreten war, brannten damals von patriotischer Kampfbegier, und begingen in dieser Aufregung auf den Straßen Roms oft Unordnungen und Uebergriffe aller

Art. Der Fürst Canino hatte diese wilden Schaaren zusammengebracht, um sie in den Krieg für die italienische Unabhängigkeit gegen Oesterreich zu führen, und dem heiligen Vater auf dem Quirinal, der diesem Gedanken durchaus widerstrebte, das Herz noch schwerer zu machen. Der Fürst Canino hatte sich zwar in der ersten Periode der römischen Bewegung als ein aufrichtiger Verehrer der liberalen Politik des Papstes gezeigt, aber schon gegen das Ende des Jahres 1848 war er an die Spitze der republikanischen Partei in Rom getreten, denn er, der freisinnige Naturforscher, der die gelehrtesten Abhandlungen über die italienische Fauna und über alle Fische und Säugethiere Europa's geschrieben, hatte das monarchische Gesetz in der Natur nicht herausfinden können, und in demselben Augenblick, wo sein Neffe Louis Napoleon in Paris den Präsidentenstuhl der französischen Republik bestiegen, glaubte auch der Sohn Lucian Bonaparte's in Rom das Heil der Welt nur noch von der römischen Republik erwarten zu dürfen. Zum Mitglied der constituirenden Versammlung gewählt, die man in Rom nach der Flucht des Papstes zusammenberufen hatte, antwortete der Bürger Bonaparte Canino schon bei der Namens-Verlesung in der ersten Sitzung

nur mit dem Ausruf: „Es lebe die Republik!“ An diesem Tage war es nur erst Garibaldi, der bei dem Aufruf seines Namens erklärte, daß er Republikaner sei.

Der Fürst Canino aber, der Napoleonide, wurde die eigentliche Triebfeder zur Begründung der römischen Republik von 1849, doch hatte er sich damals keineswegs der Billigung seines Vetters Louis Napoleon zu erfreuen. Nachdem die Franzosen das republikanische Rom eingenommen hatten, und Canino nach Frankreich entfloh, verweigerte ihm Louis Napoleon schon bei der Landung in Marseille den Aufenthalt in Frankreich, und ließ ihn sogar verhaften, als Canino dennoch die Reise nach Paris fortsetzen wollte. Später fanden dennoch sehr freundschaftliche Ausgleichungen zwischen den beiden napoleonischen Vettern Statt, und Canino, der seit 1852 beständig in Paris lebte, sollte eben die für ihn eigens geschaffene Stelle als Director des botanischen Gartens in Paris antreten, als er im Jahre 1857 starb.

Ein Liebling des Kaisers Louis Napoleon aber war ein Sohn Canino's, der junge Prinz Lucian, geworden, der in diesem Augenblick päpstlicher Kämmerer und Secretair bei Pius IX. ist, und wegen seiner ausgezeichneten

Eigenschaften längst Cardinal geworden wäre, wenn dies nicht seine große Jugend bisher unmöglich gemacht hätte. Denn der fromme liebenswürdige Prinz hat soeben erst sein dreißigstes Jahr erreicht, eine Jugend, die von den höchsten geistlichen Würden einstweilen noch ausgeschlossen bleiben muß. Nichts desto weniger wird er wahrscheinlich einst sehr jung den Stuhl Petri besteigen, denn in Rom bezeichnet man den Prinzen Lucian von Canino als den künftigen Papst, besonders deshalb, weil dies eine Idee Napoleons III. ist, die er auch ohne Zweifel, wenn der Moment dazu gekommen, durchzusetzen im Stande sein wird. Die katholische Welt wird dann auch einen Napoleoniden zum Papst haben, und damit wird auch die Zeit gekommen sein, wo der Napoleonismus, als die Universal-Essenz aller knechtungsbedürftigen Völker, auch den großen, alle Jahrhunderte bewegenden Gegensatz zwischen Ghibellinen und Guelfen in sich schließen und zur Ruhe bringen wird. Die Absichten, welche Louis Napoleon mit dem römischen Papstthum hat, ruhen jedenfalls noch in einem sehr bedeutungsvollen Hintergrunde. Einstweilen giebt er sich noch den Anschein, als wenn er, selbst in dem Fall, wo er einst über die Neugestaltung Italiens unbedingt zu verfügen haben würde,

den Stuhl Petri in unveränderter Lage aufrecht erhalten wolle. Verlassen kann man sich aber nicht darauf, denn es gehört zur Signatur der napoleonischen Politik, stets das Gegentheil von dem zu thun, wozu man sich den Anschein gegeben, und was man noch eben mit feierlichen Gebärden zu seinem unverbrüchlichen Symbol gemacht hatte.

Sollte nach dem einstigen Ableben Pius IX., des „kranken Mannes", der schöne Prinz Lucian wirklich den Thron der Statthalterschaft Christi besteigen, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, so würde dann allen möglichen Arrangements mit Papstthum und Kirchenstaat mit Leichtigkeit und selbst mit Grazie Folge gegeben werden können. Der Prinz Lucian von Canino soll schon in seiner gegenwärtigen Stellung beim Papste vielfach als napoleonischer Agent gewirkt und der französischen Partei in Rom, namentlich aber allen Intentionen, die Napoleon III. seit längerer Zeit in der ewigen Stadt verfolgt, den größten Vorschub geleistet haben. Dafür wird ihn einst die hohe Tiara mit den drei goldenen Kronen schmücken, und er wird darin eine der stattlichsten und imponirendsten Erscheinungen abgeben. Wir sahen ihn neulich im Palazzo Buonaparte, am Venetianischen Platz, wo er jetzt die

Gemächer seines Vaters, des Fürsten Canino, bewohnt, der zur Zeit seines Aufenthalts in Rom hier seine Residenz hatte. Es ist dies das Napoleoniden-Haus in Rom, welches hier als Repräsentant des Ansehns und der Größe der napoleonischen Familie, ein fragwürdiges Monument dieses unvermeidlichen Namens, dasteht, und die merkwürdige Gemälde-Gallerie in sich schließt, in der man nur Darstellungen aus der Geschichte Napoleons, oft mit meisterhaftem Pinsel, auf die Leinwand getragen sieht. Hier lebte und starb einst Madame Mère, die großartige Napoleoniden-Mutter, welche nach dem Sturze Napoleons, den sie prophetisch vorhergesehen, diesen Palast in Rom bezogen hatte. In der Gesellschaft ihres Stiefbruders, des Cardinals Fesch, verlebte Lätitia Buonaparte hier traurige Tage der Zurückgezogenheit von der Welt, die sie aber als Kaiser-Mutter mit imperatorischem Glanz aufzuputzen verstand. Wir sahen das Zimmer und das Bett, wo sie in diesem Palast gestorben ist, und wo am Schluß ihres Lebens die merkwürdige Weissagung von ihren Lippen floß, daß das Ende der Napoleoniden noch nicht gekommen, und daß ein neuer Sproß ihres Hauses alle Schicksale desselben ruhmvoll rächen werde! Diese Weissagung der alten na-

poleonischen Sibylle, die ihren Michel Angelo noch nicht gefunden hat, war ein Fluch, der über die ganze Welt geschleudert wurde, und der das eigentliche Vermächtniß Napoleons III. geworden ist.

II.

Mazzini und Garibaldi.

Als wir jetzt unsere Wanderung durch das weite Amphitheater fortsetzten, stiegen noch andere Gestalten, die hier einst gewaltet, in unserm Gedächtniß empor, und das Echo des alten Gemäuers, das unsere Tritte wiederhallte, schien selbst darauf zu harren, daß wir ihm auch einige Erinnerungen an Mazzini und Garibaldi abfragen würden. Wer dächte auch nicht an Mazzini und Garibaldi, wenn man in Rom ist, denn neben den antiken Statuen und Bildern, die hier alle Gedanken fesseln, rufen uns auch die Figuren der Geschichte hier auf allen Wegen an. Die ewige Stadt ist nicht nur die Stadt der Steine, sondern auch der Sitz aller Principienkämpfe, die auf diesem Boden von jeher gegeneinander stießen und sich tief und entscheidend hier ausbluteten.

Die römische Republik von 1849 war wie eine natürliche Blüthe der Revolution emporgegangen. Denn

ein Volk, das einmal zu dem Entschluß gekommen, nur in sich selbst alle Autorität aufzusuchen und zu finden, kann, wenn es ganz ehrlich gegen sich ist, nur in der Republik sein eigentliches Ziel finden wollen. Denn die künstliche Festhaltung des monarchischen Elements in revolutionairen Zuständen trägt dann schon wieder einen neuen Stachel der Revolution in sich. Aber auf der andern Seite wird die Ehrlichkeit einer neuen Republik zugleich wieder der Anfang ihres Endes. Denn in der Politik kommt man nie principiell auf's Reine, und je ehrlicher und folgerichtiger man sich bewegt, desto eher entsteht die Gefahr, betrogen zu werden, und mit allen seinen Absichten in das Gegentheil umzuschlagen. Die römische Republik von 1849 begann mit einer ganz ehrlichen Gestaltung aller Ideen, die in alter und neuer Zeit hier ihre classische Heimath hatten, aber diese Republik hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der Papst war draußen geblieben, er protestirte sogar von Gaeta aus gegen diese Wendung der Dinge, und man konnte einen socialen und politischen Zustand nicht sicher abschließen, in dem die priesterliche Gewalt bis dahin den ersten Einschlag gebildet hatte.

Die römische Republik erschien aber Niemanden

gefährlicher, als dem eben an die Spitze der französischen Republik getretenen Louis Napoleon, der sie sogleich bekriegen zu müssen glaubte. Denn die französische Republik war selbst nur der rothe Redouten-Mantel gewesen, in welchem sich die imperatorische Intrigue zuerst eingeschlagen hatte. Eine wirkliche principielle Republik in Rom entstehen zu sehn, konnte dem Louis Napoleon unmöglich behagen, denn die Wahrheit an der Tiber würde die Lüge an der Seine zu bald zu Schanden gemacht haben. Am meisten aber fürchtete er, daß die römische Republik den Oesterreichern Gelegenheit geben werde, sich im Kirchenstaat festzusetzen, und von dort ihre Herrschaft in Italien immer weiter auch über die Staaten Mittel-Italiens auszudehnen. Louis Napoleon erfand daher in seinen eigenen tyrannischen Träumen schon damals die freiheitschnaubende Phrase, daß er das italienische Volk vor Oesterreich retten wolle und ihm eine auf wirklich liberale Institutionen gegründete Regierung zu sichern gedenke, und mit dieser Etikette wurde die Expedition des Generals Oudinot gegen Rom bezeichnet.

In dieser Zeit sah man oft zwei Männer von eigenthümlichem wunderbarem Ansehn in der Ruine

des Colosseums erscheinen, die architektonischen Verhältnisse des alten Gebäudes mit prüfenden Augen beschauen, und Ausmessungen und Anschläge in demselben machen, welche auf die erneuerte Umschaffung des Colosseums in eine Festung, wozu es schon im Mittelalter gedient hatte, hindeuteten. Der Eine war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, und einer schlanken, kräftig in die Höhe strebenden Gestalt. Sein feines, olivenfarbenes Gesicht war leichenblaß, aber in den großen schwarzen Augen glänzte ein mächtiges Feuer, und auf der hohen strahlenden Stirn, die einen gebietenden Ausdruck hatte, standen schwärmerische und begeisterte Gedanken. Das schwarze lockige Haar wallte ihm um Kinn und Schläfe und hing ihm herabwogend bis auf die Schultern nieder. Dies war Joseph Mazzini, der geheimnißvolle Dämon der modernen Revolution, der unaufhörlich schaffende Genius der italienischen Freiheit und Unabhängigkeit, der Werkmeister aller Putsche und Aufstände, die seit dem Jahre 1830 die bestehenden Staatsordnungen beunruhigten und das italienische Volk in allen Schichten in einer unaufhörlichen thatbereiten Gährung erhielten. Der Triumvir der Republik, denn das war Mazzini seit seiner An-

wesenheit in Rom im Jahre 1849 geworden, trug zu dem breiten Republikanerhut noch den schwarzen genuesischen Sammtrock, in dem er als junger romantischer Mensch, meisterlich und zauberhaft die Guitarre spielend, im Golf seiner Vaterstadt Genua auf der Gondel umherfuhr und von Abenteuern der Freiheit, der Rache und der Liebe träumte.

Der andere stattliche Herr, der an Mazzini's Arme hing, und vielleicht um wenige Jahre jünger als dieser schien, war Joseph Garibaldi, ein Mann von kühnen und unternehmenden Zügen, der eine reiche, blitzende Militair-Uniform trug, denn die römische Republik hatte ihn zum Divisions-General gemacht und an die Spitze ihrer schlagfertigen Truppen gestellt. Er gehörte zu den praktischen Männern der Revolution, die ihr Leben unbedingt an jede Ausführung setzen, und mit einer Hartnäckigkeit und Tollkühnheit, die in der Gefahr selbst schon ihre Belohnung findet, ihr Ziel verfolgen. Ein schöner ausdrucksvoller Kopf, der aber mehr Verwegenheit und Bravheit als Intelligenz bekundet, erscheint Garibaldi als der ächte Typus eines Freischaaren-Capitains, der zwischen Lump und Held auf eine eigenthümliche Weise in der Mitte steht, dem man aber einen ächt militairischen Charakter,

der zugleich auf unerschütterlicher Ruhe und Festigkeit beruht, nicht absprechen wird. Damals sann er, in Uebereinstimmung mit Mazzini, auf Widerstand und Befestigung gegen die heranrückenden Franzosen, die unter General Oudinot schon in Civita-Vecchia zu landen anfingen. Der Triumvir Mazzini und die übrigen Mitglieder der republikanischen Regierung von Rom hatten es versäumt, sich gegen einen französischen Angriff vorzubereiten, und der idealische Mazzini war Schuld an dieser Säumniß gewesen, denn er hatte sich jene französische Republik nur als einen Bundesgenossen für den italienischen Volkskampf denken können, und selbst als er an der napoleonisirten Republik in Paris verzweifeln zu müssen glaubte, hoffte er noch immer auf einen Wendepunct, der durch das französische Volk selbst zu Gunsten der italienischen Freiheit herbeigeführt werden möchte. Aber Garibaldi drängte ihn jetzt, nicht länger zu zögern. Doch wurde der Gedanke, das Colosseum wieder zu einem starken Fort zu machen, wie es unter den Frangipani im Mittelalter gewesen war, bei weiterer Erwägung wieder aufgegeben.

Damals standen Mazzini und Garibaldi, als sie noch gemeinsam für die italienische Freiheit gegen Frank-

reich kämpften, in der kräftigsten Blüthe ihres Alters, und gaben ihrem Namen die geheimnißvoll magische Bedeutung, die ihn seitdem beständig umflossen hat. Heut, wo Beiden die schwarze Locke grau geworden ist, focht der abenteuerliche Garibaldi mit seinen Schaaren, deren Kern ihm noch aus dem Jahre 1849 treu geblieben war, an der Seite Louis Napoleons für die italienische Freiheit und Unabhängigkeit, denn der Kaiser der Franzosen hatte es der Mühe für werth gehalten, aus diesen kostbaren Gütern der italienischen Nation die neue Schlinge zu drehen, die er im Sinne des altnapoleonischen Programms über Europa auswerfen wollte. Garibaldi, der aus Bornirtheit und phantastischem Heldenmuth zusammengesetzte Freischaaren-General, trennte sich jetzt in seinen Wegen zum ersten Mal von seinem großen Freund und Meister Mazzini, und riß einen nicht unbedeutenden Theil der Rothen auf der großen Heerstraße mit sich hin, auf der die Sache Italiens von Louis Napoleon und Victor Emanuel zu einem ungewissen und gefährlichen Ziel fortgezogen wurde. Mazzini war jetzt vom Schauplatz zurückgeblieben und hatte sich wieder in seine räthselhaften Verstecke zurückgezogen, aus denen er nur von Zeit zu Zeit in den von ihm geleiteten Journalen

Warnungsstimmen vor dem napoleonischen Imperialismus erschallen ließ. Die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens waren ihm viel zu heilige Begriffe, als daß die Nation sie aus den Händen eines Louis Napoleon empfangen sollte. Die vergifteten Geschenke der Danae schienen dem alten Revolutionnair dabei vor Augen gestanden zu haben. Das Zurückbleiben Mazzini's bewies aber zugleich, daß die italienische Nationalbewegung von Anfang an nur getheilt bei dem neuen franco-sardischen Krieg vertreten war. Die neuen Revolutionen in Italien, welche Louis Napoleon als Vorspann für einen neuen napoleonischen Triumphzug benutzen wollte, waren nur das Werk französischer Agenten gewesen, das in einem Lande, wo man für tausend Francs jeden Putsch beliebiger Art, gleichviel für oder gegen wen, hervorrufen kann, rasch und sicher gelingen mußte. Die eigentlich nationalen Elemente der italienischen Revolution waren theils durch Garibaldi in den Wirbel hineingerissen worden, theils hielt sie Mazzini, in seinem providentiellen Geist und mit seinem magischen Einfluß auf das Volk, auf den Puncten zurück, wo er ihnen ihre geheime Organisation gegeben hatte. Es war dadurch eine Partei im Hintergrunde der heutigen Ereignisse geblieben, die

den Schauplatz wahrscheinlich erst dann betreten wird, wenn es sich darum handeln wird, den Löwen-Antheil der Revolution zu bestimmen. Dann wird diese Partei, die noch immer dem unwiderstehlichen Zauberwort Mazzini's gehorcht, entweder rächend oder organisirend hervortreten, und eine Stellung einnehmen, welche sich die letzte Entscheidung, aber im wirklich nationalen Interesse Italiens, vorbehalten hat.

Und wer ist dieser Mazzini, der seit dreißig Jahren fast in der Revolution aller Länder eine Rolle ohne Gleichen gespielt hat, und in dieser langen Zeit, unter den verschiedensten Metamorphosen seines eigenen Ich, die Revolution halb wie eine magische Kunst, halb wie eine Wissenschaft trieb und lehrte?

Wer ist dieses seltsame, schlangenhäutige Individuum, der geheimnißvolle Ueberall und Nirgends der Revolution, der in jeder Schlucht, in jedem Walde, in jeder Herberge und auf jedem Bauernhofe zu Hause ist, und der Philosoph, Mönch, Bandit und Schauspieler zu gleicher Zeit sein kann, der gefeit ist gegen jede Polizei und jeden Gensd'armen, den noch nie ein Häscher zu ergreifen vermochte, der in der Volksschenke und unter den Armen und Arbeitern sich ebenso gewandt und

mit derselben Anziehung aller Gemüther bewegt, als im vornehmen Salon und in den Schlössern der englischen Aristokraten? Wer ist Mazzini, der seit dreißig Jahren in den verschiedensten Gestalten Europa durchwanderte, der bald als Abbé, bald als Köhler, bald als englischer Kaufmann reiste und überall elektrische Spuren, aufzischende Flammen von seinem Aufenthalt zurückließ, der, wohin er auch kam, sich Volksaufstände aus dem Aermel schüttelte, die Regierungen zittern machte, Alle beunruhigte und Alle täuschte, und mit seiner beispiellosen Verkleidungskunst, indem er mit einem andern Rock und einer anderen Perrücke zugleich sein ganzes Wesen zu wechseln schien, unkenntlich und unangreifbar durch Alle hindurchschritt?

Joseph Mazzini hatte die Revolution schon an der Brust seiner Mutter, einer stolzen, feurigen, republikanisch gesinnten Genueserin, gelernt. In Genua, wo Mazzini im Jahre 1809 geboren worden, hatte er seine Jugend verlebt, die nur in der Liebe zu einer schönen geistvollen Mutter, und in leidenschaftlichen Träumen von dem schönen Italien, dem er einst die Freiheit und Wiedergeburt erobern wollte, sich bewegte. Die schöne Mutter und das schöne Italien hielten alle seine Gedanken und Träume gefangen.

Der Mutter brachte er an jedem Morgen die besten Blumen, die es gab, und Abends sang er ihr zu seiner Guitarre vor, in deren Behandlung er Meister war. Sein Vater war ein bedeutender Arzt in Genua, aber Mazzini wurde Jurist, denn der medicinische Beruf widerstrebte ihm unter allen Umständen. Ein Arzt mußte auch die Schuldigen, die Fürsten und die Aristokraten, heilen. Der Jurist brauchte blos das Recht und die Wahrheit, gleichviel gegen wen, zu vertheidigen, und in diesem Sinne wollte sich Mazzini zum Rechtsanwalt des Volkes machen.

Fast noch ein Knabe, knüpfte er revolutionaire Verbindungen an, und übernahm eine Rolle in dem Geheimbund der Carbonari. Bei allen seinen Unternehmungen, die er bald im weitesten Kreise begann, ging er von der Voraussetzung aus, daß wir in einer Zeit leben, in der jeden Augenblick eine Revolution möglich ist, weil stets alle Elemente dazu gegeben liegen. Er hielt die heutige Zeit für eine Frau, die sich ihrer Tugend niemals sicher fühlt, und die jeder Ueberrumpelung und jedem Zufall erliegt, indem sie sich am meisten über Das freut, was ihr gegen ihren Willen geschieht. Seine Mutter war unerschöpflich darin, Geldmittel für die Zwecke der italienischen Re-

volution herbeizuschaffen, und diese Kunst lernte er von ihr, indem er bis in die neueste Zeit hinein auf die staunenswürdigste Weise stets über Capitalien zu gebieten hatte, die ihn in den Stand setzen konnten, eine Volkserhebung hervorzurufen.

Es versteht sich, daß Mazzini bald auf einer Festung saß. Es war Savona, am Golf von Genua, wo die piemontesische Regierung den gefährlichen Jüngling einsperren ließ. Er mußte auch die Kerkerleiden kennen lernen, um sich den Schwur zu leisten, daß es niemals wieder gelingen solle, ihn lebend zur Haft zu bringen, und diesen Eid hat er bis jetzt auf das Wunderbarste gehalten. Sechs Monate saß er in den Kasematten von Savona, und dann traf ihn die Verbannung aus seinem Vaterlande, wodurch ein entscheidender Schritt für die italienische Sache geschah. Denn in Marseille, wohin sich Mazzini begab, und wo die italienischen Patrioten und Exilirten damals in großer Anzahl zusammenströmten, stiftete Mazzini die Gesellschaft des „Jungen Italiens", und begründete zur selben Zeit unter dem Namen la Giovine Italia ein journalistisches Blatt (1831), in welchem er die Prinzipien der neuen, die ganze Nation umfassenden Verschwörung mit einem leidenschaft-

lichen Feuer, und zugleich mit jenem schwärmerischen und sentimentalen Mysticismus, der seine erste Periode charakterisirte, erörterte. Poetisch-biblisch-prophetisch war der Stil, in welchem das Haupt des „Jungen Italiens" die Einheit und Unabhängigkeit der Nation predigte, und zur That, zu jedem kühnen Wagniß trieb.

Die Mazzinisten verhielten sich zu den alten Carbonari, wie die Jünger Rousseau's zu den Voltairianern in der ersten französischen Revolution, die sich von Anfang an nach diesen beiden Richtungen hin theilte. Mazzini verehrte Ein höchstes Wesen, wie Robespierre es verehrte, der diesen Cultus von seinem philosophischen Meister Rousseau aufgenommen hatte. Dies färbte von vornherein die politische und religiöse Stellung des Jungen Italiens, unter dessen Cypressen-Zweig, welchen der Bund zu seinem Symbol und seiner Devise angenommen hatte, sich Alles zu sammeln begann, was in Italien der Universitäts-Jugend, den literarischen und akademischen Kreisen und überhaupt den Sphären der Bildung angehörte. Nach der rein politischen Seite hin, strebte und drängte das junge Italien der demokratischen und socialen Republik entgegen. Das eine und höchste Wesen aber, wel-

ches Rousseau, Robespierre und Mazzini zur ausschließlichen Anbetung aufstellten, war die Volkssouverainetät selbst.

Die Gliederung, welche die Association des Jungen Italiens in sich selbst empfing, war von Mazzini ersonnen worden, und diente später allen demokratischen und revolutionairen Organisationen zum Vorbild. Es war die Gliederung in encyclischen Kreisen, von denen sich einer im andern aufbaute und die aus höheren und niederen Stufen bestanden, in der Weise sich ineinanderschlingend, daß die Mitglieder eines höhern Cirkels Präsidenten eines niedern wurden. Nur die Cirkel, welche den „großen Rath“ bildeten, kannten die letzten Endzwecke und äußersten Mittel der Gesellschaft. Den bloß ausführenden Mitgliedern geboten ihre Eide absolutes Stillschweigen und blinden Gehorsam gegen die Oberen. Diese Organisation griff so meisterhaft zusammen, daß sie zugleich die Ausübung der unbarmherzigsten Blutgerichte über treulose und ungehorsame Mitglieder des Bundes ermöglichte.

Die Emissaire des Jungen Italiens bedeckten bald die ganze apenninische Halbinsel und arbeiteten auf eine allgemeine Volkserhebung hin, die zunächst alle

Fürsten stürzen und Italien in eine Gruppe von Republiken umwandeln sollte. Von allen Seiten strömten die größten Summen für diese Zwecke zusammen. Die Matrosen der Handelsschiffe wurden die Hauptagenten des Jungen Italiens, denn sie unterhielten die Verbindung der Mitglieder auf allen Punkten des Landes, und beförderten Gelder, Packete, Instruktionen auf die rascheste und geheimste Weise nach allen Seiten hin. Indeß sah es doch mit den ersten praktischen Versuchen zur wirklichen Revolutionirung Italiens sehr kläglich aus. Mazzini mußte noch für einen versunkenen Träumer gelten, als er, in Gemeinschaft mit dem wahrscheinlich verrätherischen General Ramorino und einigen hundert Flüchtlingen, den Einfall in Savoyen anordnete (Februar 1834), um Piemont zu revolutioniren. Dieser Zug war wie aus dem Monde auf die erstaunte Bevölkerung heruntergefallen, und bewies doch, daß die bloße Vorschiebung einer revolutionairen Coulisse noch nicht genüge, um ein Volk sogleich zur Action zu bringen.

Mazzini war über Genf nach London gereist, da die italienischen Regierungen bei Louis Philipp die Ausweisung der Mazzinisten aus Frankreich durchgesetzt hatten, und der König Karl Albert, welchen

Mazzini später sehr treffend und sehr mild den „Hamlet“ unter den Monarchen nannte, sogar so weit gegangen war, Mazzini zum Tode verurtheilen zu lassen. In London hatte das persönliche Erscheinen Mazzini's ungeheures Interesse erregt, in den bedeutendsten gesellschaftlichen Kreisen hatte er leichten Zutritt gefunden, und sich mit der ihm in allen Dingen eigenen Virtuosität als vollkommen ebenbürtig in literarischen wie in diplomatischen Cirkeln eingeführt. Ich hatte im Jahre 1837 bei meinem ersten Aufenthalt in England mehrfache Gelegenheit, Mazzini zu sehen, der in diesem Jahre, auch aus der Schweiz vertrieben, zuerst nach London gekommen war. Mazzini führte damals, jedoch nur in den Kreisen der Conspiration, auch den Namen Strozzi, dessen er sich mit Vorliebe zu bedienen pflegte und den man ihm erst jetzt beigelegt zu haben schien. Die magnetische Anziehungskraft, die man seiner dunkeln, von einem geheimen Feuer durchloderten Persönlichkeit so oft nachgesagt hat, mußte sich bestätigen, wenn man die unaufhörliche geistige und nervöse Fluctuation seines Wesens sah. Er beschäftigte sich in dieser Zeit auch sehr viel mit Literatur aller Völker, deren Haupterscheinungen er ziemlich genau studirt zu haben schien,

wie auch mehrere Artikel, die er in den englischen Reviews lieferte, auf eine überraschende Weise darthaten. Selbst Zacharias Werner's vierundzwanzigster Februar hatte ihn eigenthümlich beschäftigt. Eine italienische Uebersetzung dieses vielgenannten deutschen Dramas hatte damals Jacopo Ruffini geliefert, der innigst geliebte Jugendfreund und Universitätsgenosse Mazzini's, der schon ein Jahrzehnt früher den Kampf zwischen der classischen und romantischen Schule, zum Theil in Gemeinschaft mit Mazzini, auch nach Italien verpflanzt und dort ebenfalls die Gegensätze der nationalen Tagespolitik daran angeknüpft hatte. Mazzini schrieb damals in London in der Foreign Quarterly Review über die Ruffini'sche Uebersetzung des Werner'schen Stücks, und reihte daran einige vortreffliche Ausführungen über die Bedeutung der Schicksals-Tragödie, die seinen tief durchdringenden, mit mystischer Speculation genährten Geist auch auf diesem Gebiet glänzen ließen. Sein Artikel über Göthe in derselben englischen Review ging mehr auf die ethischen und formellen Seiten des deutschen Genius ein, und offenbarte ein scharfes und sinniges Verständniß auch für diese Nationalität, die Mazzini bald darauf ganz bestimmt in den Zusammenhang

seiner revolutionairen Entwürfe und Speculationen aufnahm.

Aus dem „Jungen Italien“ war in jener Zeit schon das „Junge Europa“ geworden, denn bereits im Jahre 1834, als sich das „Junge Italien“ durch den kläglichen Savoyerzug um allen und jeden Credit gebracht, hatte Mazzini das „Junge Europa“ gestiftet, welches ein Central-Bund der Revolutionnirung aller Länder werden sollte, und in dem das „Junge Italien,“ das „Junge Deutschland,“ das „Junge Polen,“ und später auch eine „Junge Schweiz“ als specielle Abtheilungen vertreten waren.

Die Mazzinische Aussaat war es vornehmlich, welche in Italien in den revolutionnairen Bewegungen des Jahres 1847 endlich aufging. Pio Nono war lange, ohne es zu wissen, ein Werkzeug der Mazzinisten gewesen, die seine schöne weichgeschaffene Seele dazu benutzten, ihre Signale wiederzutönen. Mazzini hatte sich gegen Ende des Jahres 1847 nach Paris begeben, um dort eine Zusammenkunft mit Gioberti, Mamiani und Anderen abzuhalten und für die Befreiung Italiens einen alle Parteien und Fractionen in sich vereinigenden Plan zu entwerfen. Es war zu diesem Zweck damals die italienische „National-Asso-

ciation" gestiftet worden, der auch Mazzini beitrat, und deren ausgesprochenes Ziel folgendermaßen gefaßt war: „Die einheitliche — freie — unabhängige Nation; der Krieg mit Oesterreich; Verbrüderung mit den freien Nationen und mit den Völkern, die für ihre Freiheit kämpfen." Der Hauptzweck der neuen National-Association war daher die Unabhängigkeit Italiens, und in dem Programm war ausdrücklich darauf hingewiesen, daß es bei diesem Kampfe noch nicht darauf abgesehen sei, für die eine oder die andere Regierungsform eine zwingende Entscheidung herbeizuführen. Es waren jedoch Cesare Balbo, Mamiani, Massimo d'Azeglio, Gioberti und andere Führer der constitutionnellen Partei, die sich damals in Piemont schon sehr fest organisirt hatte, sofort auch mit der Anforderung hervorgetreten, daß sich ganz Italien an Sardinien anschließen müsse, um unter dessen Führerschaft Oesterreich aus Italien zu vertreiben und sich um den constitutionnellen Thron des Königs von Sardinien in einer politischen Neugestaltung zu gruppiren. Dagegen hatte sich jedoch Mazzini schon damals mit seinem ganzen Anhange erklärt. Denn Mazzini hatte sich niemals der Theorie Macchiavelli's gebeugt, der einem einzigen Tyrannen und allen egoi-

stischen Einzelinteressen desselben die Hand reichen wollte, um durch ihn vor Allen die Einheit und Unabhängigkeit Italiens zu Stande bringen zu lassen. Mazzini widerstrebte damals jener Rolle Sardiniens ebenso hartnäckig, als er sich heut dem Doppelspiel Sardiniens und Frankreichs an der Spitze Italiens widersetzt hat.

Mazzini war wieder nach seinem schönen Italien zurückgekehrt und hatte sich zuerst nach Mailand begeben, wo inzwischen die Revolution, zum Theil im Bunde mit dem König Carl Albert, ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Mazzini, der aus langem Exil Heimgekehrte, war in Mailand von den ihm zujauchzenden Volksmassen im Triumphe empfangen und durch die Straßen geführt worden. Aber Mazzini konnte sich mit der Rolle Carl Alberts und der in Mailand eingesetzten provisorischen Regierung nicht einverstehen, er begründete vielmehr dort ein neues Centrum für die republikanische Partei, während er es auf der anderen Seite aus staatsklugen Bedenken vermied, die Provisorische Regierung, die er mit einem einzigen Schlage hätte niederwerfen können, zu stürzen. Durch diese letztere Schwäche lähmte er das Wirken seiner eigenen

Parteigänger, die sich in Mailand in immer stärkeren Massen um ihn zu versammeln anfingen.

Dort war auch der abenteuerliche Garibaldi angekommen, damals ein ächter Soldat Mazzini's, der schon den lächerlichen Maskenzug nach Savoyen, im Jahre 1834, mitgemacht hatte, der aber seitdem als Flotten-Offizier in den Diensten des Bey von Tunis gewesen war und sich dann nach Montevideo begeben hatte, wo er das Geschwader der Republik Uruguay in den Kampf gegen Buenos Ayres geführt und als Guerillaführer in dem Landkriege gegen Rosas märchenhafte Thaten der Tapferkeit verrichtete. Jetzt war er nach Mailand gekommen, um eine Verwendung für die Sache Italiens zu finden, aber die damaligen Gewalthaber nahmen ihn sehr kühl auf, und kaum gestattete man es ihm, daß er zur Bildung von Freischaaren mit seinem unwiderstehlichen Feuereifer schreiten durfte. Auch die schöne Prinzessin Belgiojoso erschien damals in Mailand an der Spitze von 200 Freiwilligen, die sie aus Neapel brachte, um sie in den Unabhängigkeitskampf für Italien zu führen. Ihr glänzender Salon in Paris war einst die Zuflucht der italienischen Emigration unter Louis Philipp gewesen, und zugleich sah ich hier Alles, was den Musen

und Grazien angehörte, an ihrem, von so liebenswürdiger Hand behüteten, gastlichen Heerd vereinigt. Jetzt hatte die Freundin Heine's und Meyerbeer's den Helm der Kriegsgöttin aufgesetzt, aber die mißliche und trügerische Situation, in welche nun die nationale Bewegung Italiens eingetreten war, lähmte auch ihr Wirken, nach dem sie sich so lange in glühenden Träumen gesehnt.

Die Stellung Carl Alberts, welche sich neutralisirend und abschwächend zwischen allen Parteien niedergelassen, war es am Ende, welche der Nationalbewegung von 1848 diese schwache und ungewisse Haltung angekränkelt hatte. Es handelte sich damals in Mailand schon um den Anschluß der Lombardei an Piemont, auf welche der König Carl Albert angetragen hatte. Die provisorische Regierung ließ darüber auf ausgelegten Stimmlisten unter dem Volke abstimmen, wobei sich eine ungeheure Majorität für die Vereinigung der Lombardei mit Piemont ergab. Mazzini schüttete seinen Zorn über ein solches Verfahren in einem flammenden Manifest aus. Dann, an allem Gelingen verzweifelnd, verließ er Mailand und begab sich nach Bergamo, wo Garibaldi mit seinen neugebildeten Freischaaren stand. Mazzini hatte sich eine Flinte über die Schulter gehangen, und meldete sich, um als

einfacher Kämpfer in den Legionen Garibaldi's eingestellt zu werden. Dann forderte Mazzini auf, Barrikaden zu bauen und den Volkskrieg mit allen seinen äußersten Mitteln zu beginnen. Aber inzwischen hatte Mailand capitulirt, und die österreichischen Soldaten waren in überwältigender Anzahl gegen die Schaaren Garibaldi's ausgezogen.

In Florenz hatte die damalige Revolution leichtes Spiel gefunden, und nach der Flucht des Großherzogs von Toscana war die Republik in vollständiger Organisation eingesetzt worden. Dorthin hatten sich Mazzini und Garibaldi nach der verlorenen mailändischen Sache gewandt, und Mazzini war in Florenz sogleich zum Mitglied der Provisorischen Regierung gewählt worden. Zugleich übernahm er eine Mission nach Rom, wohin er ging, um der neuerrichteten römischen Republik den Brudergruß der Republik von Toscana zu überbringen. Hier in Rom wollte man eben zur Ernennung des Triumvirats schreiten, das an der Spitze der neuen Republik stehen sollte, und man hielt Mazzini fest, um sich seiner im Volke fast abergläubisch verehrten Persönlichkeit für die Leitung der römischen Angelegenheiten zu versichern.

Mazzini hatte mit ungewöhnlicher Thätigkeit sein

Triumvirat begonnen, das er mit Saffi und Armellini, zwei Männern, die zu einem ausdauernden und willenskräftigen Handeln nicht angelegt waren, theilte. Die Triumvirn hatten ihre Wohnung auf dem Quirinal genommen, und in den schönen glänzenden Gemächern, die der fliehende Pio nono erst vor Kurzem verlassen, war die neue Regierung der Republik eingerichtet worden. Aber Mazzini hatte sich in seiner Rechnung auf die Gesinnungen der französischen Republik für Italien getäuscht gesehen. Eines Tages spielte der Telegraph vom St. Peter zu dem Telegraphen des Quirinal hinüber, um die Triumvirn zu benachrichtigen, daß die französischen Truppen von Civitavecchia her im Anmarsch gegen Rom begriffen seien. Jetzt erst wurde in Rom an die Vertheidigung der Republik gegen den äußeren Feind gedacht, der mit bedeutenden Streitkräften die Belagerung der ewigen Stadt begann. Im Innern von Rom herrschte eine ungeheuere Bewegung, und fast wäre eine päpstliche Reaction, für die zwei Drittel der Nationalgarde in Trastevere und viele Mitverschworenen in Rom eintraten, losgebrochen. Mit sicherer diplomatischer Hand wußte Mazzini diese Regungen zu beschwichtigen, und Garibaldi, der mit seinen wilden Schaaren im Kloster

St. Silvestro lag, und von dort aus die kriegerische Aktion gewaltig in die Hand nahm, riß bald die ganze Bevölkerung in einen flammenden Kriegseifer hinein.

In Rom war freilich seit Beginn der republikanischen Zeit ein Sturm gegen Kirche und Clerus entstanden, wodurch sich die mit dem geistlichen Regiment verwachsenen Gemüther sehr verletzt gefühlt hatten. Man sah plötzlich, daß Mazzini nicht mehr der religiöse und kirchliche Mann war, wie früher, wo er bei der Stiftung des Jungen Italiens eine politisch-religiös-sociale Association auf dem Grunde eines durchaus mystischen und christlichen Romanismus angestrebt hatte. Jetzt konnte man nicht mehr glauben, daß Mazzini einen neuen Mahomet oder Cromwell spielen wolle. Unter seinem Triumvirat hatte die Confiscation aller Kirchengüter begonnen, und um die Stunde von Ave Maria blieb die ewige Stadt stumm, denn die Glocken der Kirche hatte man heruntergeholt, um Kanonen zur Vertheidigung Roms daraus zu gießen. Die Güter der Jesuiten und der Inquisition waren dem republikanischen Finanzminister Sterbini zur Verwaltung übergeben worden. Im Allgemeinen fand eine Vertheilung der Kirchengüter unter die Armen

statt, und jede bedürftige Familie empfing davon ein Stück Land oder einige Hektaren von einem Weinberg, auf dem früher nur für die Klöster die erquickende Traube gewachsen war. Gegen die Priester hatte sich die Volkswuth entfesselt, die „Kohlensäcke" durften sich in ihrem geistlichen Kostüm nicht mehr auf den Straßen sehen lassen, man plünderte die Klöster, und auf der Piazza del Popolo ließ Ciceruacchio alle Beichtstühle aus ganz Rom zusammenschleppen, um davon ein himmelhoch prasselndes Autodafé zu veranstalten. Zur Feier der Ostern wurde zwar das Kreuz auf dem Dom von St. Peter glänzend erleuchtet, aber die Hochgesänge der Sixtinischen Kapelle schwiegen, und der Papst selbst fehlte, statt dessen Mazzini in Person auf der Loggia St. Peters erschien. Es war, wie es schon oft gewesen, als wenn die ganze Welt sich umgedreht hätte, und doch sind solche Momente, in denen sich die Situation überstürzt, oft nur das Symptom, daß Alles beim Alten bleiben wird.

Indeß standen Rom und der französische General Oudinot sich auf Schußweite gegenüber. Rom war mit Barrikaden überdeckt, und Oudinot, der jetzt von Paris Befehl erhalten hatte, die ewige Stadt im

Sturm zu erobern, hatte seine Hauptstellung auf dem Monte Mario genommen, wo sein linker Flügel sich ausbreitete. Endlich begannen die ersten Angriffe der Franzosen, welche sich gegen die Villa Pamphili und die Villa Corsini richteten, in welcher letzteren, die auch Quatro-Venti genannt wurde, jetzt Garibaldi mit seinen 4000 Mann starken Legionen stand. Der Besitzer dieser mit den bedeutendsten Kunstschätzen geschmückten Villa ist der in Florenz lebende Fürst Negri Corsini, Marquis von Lajatico, der bei der neuesten toskanischen Revolution eine dem Kaiser der Franzosen und dem König Victor Emanuel sehr ergebene Rolle gespielt hat. Jene Position schien den Franzosen von großer Bedeutung, und es entspann sich um dieselbe ein hartnäckiger und blutiger Kampf, der vom Morgen bis in die Nacht hinein dauerte, und der die Villa endlich in der Gewalt der Franzosen ließ. Der Heldenmuth der Römer im Belagerungskampfe ist selbst von den dem Volke feindlichen Parteien anerkannt worden, aber ihrer Sache hatte von vorn herein der Untergang gedroht. Dieser Heldenmuth offenbarte sich auch darin, daß unter dem Sturm der Kugeln, die in die Stadt hereingeworfen wurden, die neue Verfassung der römischen Republik

ruhig, Paragraph für Paragraph, weiter berathen wurde.

In der Nacht des 21. Juni schritt Oudinot endlich zum Sturmangriff gegen Rom, und das Feuer der Belagerung spielte jetzt sieben Tage und Nächte lang auf die Stadt herunter, die in der Nacht des St. Peterstages, als die Kuppel des Vatican noch von den Freudenfeuern des begangenen Festes glänzte, ihre Mauern den Feinden öffnen mußte. In dem Straßenkampf, der sich jetzt entspann, und in dem Haus für Haus genommen werden mußte, ragte die persönliche Tapferkeit Garibaldi's auf eine wundergleiche Weise hervor. Neben ihm focht seine muthige und schöne Frau Anita, eine junge üppige Creolin aus Brasilien, mit schwarzglänzendem Haar und flammenden Augen, welche sich Garibaldi aus Amerika mitgebracht hatte und die er bei der vierten Centurie seiner Legionen eingeschrieben, bei welcher sie in den Hauptmannsrang emporgestiegen war. An der anderen Seite Garibaldi's kämpfte sein nicht minder berühmter Neger Andrea, mit der wilden und grausamen Tapferkeit seines Stammes. Er war der beständige Gefährte Garibaldi's gewesen, den er wie seinen Gott verehrte, aber eine Kugel der Franzosen streckte ihn

in der Belagerungsnacht zerschmettert zu den Füßen seines Herrn nieder. Mazzini, der erst entschlossen bis zum äußersten Vernichtungskampfe gewesen, legte jetzt mit seinen beiden Genossen das Triumvirat der römischen Republik nieder, und an die Stelle trat noch in den letzten Augenblicken der Republik ein neues, das sich aus Mariani, Salicetti und dem tapfern Oberst Calandrelli bildete, das aber nicht mehr in der Lage war, irgend eine Wirkung auszuüben.*)

Am 3. Juli zog Oudinot erst in die eroberte Stadt ein, und es war ein merkwürdiger römischer Charakterzug, der fast an die Stärke des antiken Römerthums erinnerte, daß in demselben Augenblick vom Capitol herab, durch den Präsidenten der constituirenden Versammlung, die fertig gewordene römische Ver-

---

*) Oberst Calandrelli, der Sohn des bekannten und verdienstvollen Bildhauers Calandrelli, wurde nach Wiederherstellung der päpstlichen Autorität im Kirchenstaat in die Festung von Ancona gesperrt, wo er in einem elenden Kerker saß, in dem das Meereswasser oft bis zu drei Fuß Höhe eintrat. Er verdankte seine Befreiung nur der gütigen Verwendung des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV., der für den Vater Calandrelli und dessen bildhauerische Arbeiten eine große Vorliebe hegte. Oberst Calandrelli lebte seitdem in Berlin, mit historischen, auf die Geschichte Italiens bezüglichen Arbeiten und italienischem Sprachunterricht beschäftigt.

fassung verlesen wurde. Das Volk, welches sich dazu auf dem Capitol versammelt hatte, brach in einem ungeheueren Jubel über diese Verfassung aus, durch welche die Umwandlung des Kirchenstaats in eine demokratische Republik auf Grundlage der Volkssouveraineität verkündigt wurde. Obwohl schon geschlagen durch die Soldaten Frankreichs, glaubte man jedoch seltsamer Weise die Republik retten zu können, und es wurde verlangt, daß die neue Constitution auf einer Marmortafel eingegraben und an dem Capitol befestigt werden sollte. Statt dessen wurde bald darauf die Büste des Generals Oudinot auf dem Capitol aufgestellt, die unter der ausdrücklichen Anerkennung des römischen Senats, daß der französische General die Stadt von den demokratischen Tyrannen befreit und die alten Denkmäler Roms geschont habe, ihren Platz unter den großen Kriegern und Feldherren des Capitols empfing.

Garibaldi zog im schützenden Dunkel der Nacht, an der Spitze von Fünftausend seiner Leute, die er sich aus diesem Kampf gerettet hatte, aus Rom ab. Neben ihm ritt sein über Alles geliebtes Weib, die herrliche Anita, die auch auf diesem gefahrvollen Rückzuge treu und muthig an seiner Seite blieb. Cice-

ruacchio diente der fliehenden Schaar als Wegweiser, die sich unter seiner Leitung in die Berge des Apennin warf, verfolgt von einigen französischen Abtheilungen, die ihr unter Regnault de Saint Jean d'Angely nachgerückt waren. Unter Abenteuern, Entbehrungen und Qualen aller Art setzte sich der Zug Garibaldi's nach San Marino fort. Aber unterwegs wurden die Schaaren auch durch österreichische Truppencorps gedrängt und umzingelt, und man beschloß endlich, sich als Masse zu zerstreuen und in einzelnen Abtheilungen vorwärts zu dringen. Garibaldi selbst reiste allein mit seiner Anita weiter, er suchte auf den ihm bekannten Schleichpfaden den Weg durch Toscana nach Genua zu gewinnen. Aber Anita, die bis dahin alle Entbehrungen und Gefahren der Reise mit ungebrochenem Heldenmuth bestanden, sank plötzlich auf dem Wege zusammen und hauchte ihre Seele in den Armen des untröstlichen Garibaldi aus. Sie trug ihr viertes Kind in ihrem Schooße, und der Zustand der Schwangerschaft, in dem sie in der letzten Zeit so riesenhafte Anstrengungen gemacht, schien ihren Kräften ein Ziel gesetzt zu haben. Garibaldi begrub sie im Sande des Meeresufers und setzte dann allein seine Wanderung in's Exil fort. Er ging über Genua nach

Tunis, und wandte sich dann wieder nach Amerika, wo mancherlei neue Kriegsabenteuer ihn erwarteten, die ihn als Capitain eines peruanischen Schiffs sogar nach China führten, bis ihn die Hoffnungen auf den Losbruch einer neuen italienischen Bewegung wieder in die Heimath zurücklockten.

Nachdem Rom von den Franzosen genommen war, verschwand auch Mazzini auf dieselbe geheimnißvolle und räthselhafte Weise, in der er stets bei solchen Gelegenheiten den Schauplatz verließ. Es gelang ihm aber, auf einem italienischen Handelsschiffe zu entkommen, auf dem er sich zuerst nach Marseille begab. Seine Freunde versichern, daß er gänzlich arm und mittellos aus Rom weggegangen sei, denn bei seiner unbegreiflichen Leichtigkeit, für sich und die Zwecke der Revolution Geld zu machen, war ihm nie daran gelegen gewesen, sich aus den öffentlichen Kassen der von ihm verwalteten Republik zu bereichern. Von Marseille begab er sich nach Lausanne, wo er eine Zeitlang die in Mailand begonnene Zeitschrift Italia del popolo fortsetzte. Der Fall Roms, obwohl eine Thatsache von ungeheuerer Folgenweite für die nationale Sache Italiens, hatte doch Mazzini eigentlich erst auf die Höhe seiner revolutionnairen Macht er=

hoben, und er begann jetzt erst im weitesten Umfange seine Thätigkeit als leitendes Oberhaupt der europäischen Conspiration, die er nun bis in das innerste Geäder der Nationen zu vertreiben wußte. Er organisirte jetzt das italienische National-Comité (Comitato Nazionale Italiano), das einige Deputirte der constituirenden Versammlung in Rom schon am andern Tage nach dem Einzuge der Franzosen in einer geheimen Zusammenkunft gestiftet hatten, und dem sich bald darauf in London auch das europäische Comité zur Seite stellte, in welchem Mazzini Italien, Ledru-Rollin Frankreich, Darasz Polen und Arnold Ruge Deutschland vertrat.*) Der ausgesprochene Zweck dieser neuen Organisation war die Herstellung der universalen Republik und der Verbrüderung und Solidarität der Nationen. Mazzini wurde das absolute Haupt dieser weitberechneten Organisation, die er auch auf Geldmittel von beträchtlichem Umfange zu stützen wußte. Er schrieb eine revolutionnaire National-Anleihe von zwei und einer halben Million Lire aus, und die Obligationen, die er für diese Summe ausstellte, hatten sogar eine Zeitlang Cours an der Lon-

*) Orsini Memorie politiche p. 94.

doner Börse, an der sie ohne alles Bedenken genommen wurden.

Mehr konnte Mazzini nicht verlangen, um sich auf dem geheimnißvollen Thron der Revolution, den er bestiegen hatte, anerkannt zu sehen. Aber die Rolle des großen Agitators hatte doch von jetzt an ihre eigentliche innere Bedeutung und die glänzende Schwungkraft verloren, mit der sonst Mazzini's Wirken sich zu entfalten suchte. Aus einem Großmeister der Revolution war er zu einem ganz gemeinen Putschmacher herabgesunken, und das handwerksmäßige Machen der Revolution, das oft auf so einfältige und trügerische Berechnungen sich stützte, war an die Stelle der großen Impulse getreten, die Mazzini sonst mit kühner Hand und mit ideellen schwärmerischen Aufrufen in die Mitte einer Bevölkerung zu werfen pflegte. Dies Putschmachen, das leider der typische Charakter aller revolutionairen Bewegungen und Versuche seit dem Jahre 1849 wurde, war eine revolutionaire Taschenspielerei, welche in der Ueberrumpelung der Situation ihren Effect erzielen wollte und dabei so leichtgläubig oder so verblendet über ihre eigene Wirksamkeit sich zeigte, daß sie das unerwartete Abfeuern eines Pistols

für hinlänglich hielt, um eine ganze Bevölkerung zum offenen Aufstande zu rufen.

Ueber den ganzen Apparat der Mazzini'schen Putsche wird man am besten durch die politischen Memoiren des unglücklichen Felice Orsini unterrichtet, der in den letzten Jahren das Hauptwerkzeug Mazzini's bei der unablässigen Revolutionirung Italiens war. Orsini hebt selbst in seinen für die Zeitgeschichte ungemein interessanten Bekenntnissen die Armseligkeit und Lächerlichkeit dieser Mittel hervor, mit denen Mazzini oft von einer kleinen italienischen Stadt aus, durch Besetzung des Rathhauses mit zehn oder zwanzig Mann, durch Niederstechen einer Schildwache, oder durch Aufpflanzen einer dreifarbigen Fahne über den Stadtthoren, die ganze Nation zu einer plötzlichen Erhebung aufrufen zu können glaubte. Es entstanden dadurch ganz kindische und armselige Expeditionen, bei denen sich Mazzini gewöhnlich im Hintergrunde hielt und die er in der Regel von London aus einfädelte und leitete. Bei einigen dieser elenden Aufstandsversuche erschien aber auch Mazzini wieder in Person, und zeigte sich commandirend an der Spitze der Unternehmung, wie in dem Jahre 1854 bei dem Aufstand in Como, und bei der Expedition im Canton Grau-

bündten, aber dies trug wenig dazu bei, die übele Meinung, die man gewöhnlich von Mazzini's persönlichem Muth hegte, wieder zu entkräften. Aber ebenso wenig kam etwas Anderes dabei heraus, als ein Handgemenge mit Polizei und Gensd'armen, wobei die eigentliche Bevölkerung in der Regel einen neutralen Züschauer bildete, und eine Flucht in die Berge zuletzt immer das Ende jeder Aventüre war. So machte Mazzini noch im Jahre 1857, blos auf dem Wege des Putsches, den Versuch, eine Revolution in Sardinien aus der Erde zu stampfen, die sich von hier aus über den Kirchenstaat, Toscana und Neapel verbreiten sollte. Mazzini ging selbst nach Genua, um von diesem Punct aus das Netz dieser neuen Revolution auszuspannen. Mit einer kleinen Schaar von Anhängern, wie er sie beim Beginn solcher Unternehmungen immer nur um sich hatte, nahm er das Fort Diamant in Genua, und blieb richtig einige Nachtstunden hindurch bis zum Morgen in diesem Besitz. Aber das Volk, welches sich dieser Bewegung anschließen sollte, blieb am Morgen aus. Nur einige Neugierige fanden sich ein, um der Revolution eine stille Theilnahme auszudrücken. Mazzini verschwand in seiner gewohnten geheimnißvollen Weise, und seine Ge-

nossen, die er zurückließ, wurden in die Kerker von Genua abgeführt. Mazzini war in dieser zweiten Periode seiner revolutionnairen Wirksamkeit wie der Mondsüchtige, der zum Fenster auf den Giebel des Daches hinaufsteigt; er hört auf den Namen der Revolution als auf seinen eigenen, aber sobald er dabei gerufen wird, kann er nur vom Dache herunterstürzen, und es gehörte die geschmeidige und gewissermaßen unverwundbare Organisation Mazzini's dazu, um dieses lebensgefährliche Experiment so oft durchmachen zu können.

Zuletzt begannen seine Anhänger sich in großen Massen von ihm abzuwenden, und der Haß gegen Mazzini war eine Zeitlang in den Reihen der Conspiration an der Tagesordnung. Am längsten dauerte unter seiner Fahne Felice Orsini aus, ein junger Mann, der aus einer kleinen Stadt in der Romagna gebürtig war und sehr früh und unablässig die Wege der Revolution beschritten hatte. Orsini gehörte mit zu den Hauptvorbereitern der Revolution in Rom, und war Mitglied eines dazu niedergesetzten revolutionnairen Comité's, das mit seinen verborgenen und weitgeknüpften Fäden niemals ganz aufgehört hat, in Rom zu existiren. Orsini stand schon damals mit

Mazzini in Verbindung, und gehorchte ohne Zweifel den geheimen Instructionen aus London, mit denen Mazzini durch ihn auf den römischen Schauplatz hinüber zu wirken suchte.

Felice Orsini war das ächte revolutionnaire Individuum der Zeit. Die Idee der Revolution, die ihn wie der Geier des Prometheus beständig an der Leber fraß, jagte ihn von Ort zu Ort, von Kerker zu Kerker. Einen Theil seiner Revolutionsreisen durch Ober-Italien, zu denen er stets von seinem Sold- und Auftraggeber Mazzini Geld und Instructionen empfing, machte er in Gesellschaft der interessanten Frau Emma Herwegh, der unternehmenden Gattin des Dichters Georg Herwegh, auf dessen Paß Orsini im Jahre 1854 durch Piemont reiste.*) Diese nach einer revolutionairen Wirksamkeit brennende Dichterfrau, die talentvolle berliner Jüdin, die in den Putsch sich verliebt hatte, wie früher in den Verfasser der Gedichte eines Lebendigen, war zu einer Emissairin der Revolution wie geschaffen. Ihre erhitzte Phantasie glaubte es in ihrem neuen Kreise mit lauter Rittern und Helden zu thun zu haben, und zu einer Jeanne d'Arc der italienischen

---

*) Orsini Memorie politiche p. 156.

Revolution hielt sich das Kind des berliner Schloß- platzes vollkommen geeignet. Eine Zeitlang beförderte sie auch die Briefe Orsini's an Mazzini, die sie unter ihrer Adresse in Zürich empfing und von dort auf sicheren Wegen nach London gelangen ließ. So ret- tete sie auch auf eine höchst romantische Weise Orsini aus dem Gefängniß der Festung Mantua, als man ihn in Herrmannstadt verhaftet und die fürchterliche Instruction Mazzini's zur Organisirung einer Dolch- Revolution bei ihm gefunden hatte.

Das Verhältniß Orsini's zu Mazzini scheint sich ungefähr gegen das Ende des Jahres 1857 gelöst zu haben. Nach einer Zusammenkunft in London trennte sich Orsini von Mazzini, der die erfolglosen Putsch- machereien, diese Irrwischtänze der Revolution, nicht mehr aushalten konnte. Orsini schritt jetzt mit festem und unerschrockenem Entschluß zur Ausführung des Bomben-Attentats gegen das Leben Louis Napoleons, wobei er ohne Zusammenhang mit Mazzini und ganz auf eigene Hand und mit eigenen Mitteln gehandelt hat. Die Anklage, welche Louis Napoleon darauf auch gegen Mazzini wegen Miturheberschaft dieses mörderischen Attentats erheben ließ, entbehrte allerdings ihres Grundes. Mazzini hatte zwar da-

mals eben den Plan zur Organisirung einer Bande des Todes gemacht, wobei es aber nur darauf abgesehen war, die österreichische Armee durch eine geheime Niedermetzelung ihrer Offiziere kampfunfähig zu machen. Auf das Attentat gegen den Kaiser Louis Napoleon einzuwirken, war aber Mazzini damals durchaus nicht in der Lage gewesen. Dies Attentat gehörte einem anderen Kreis der revolutionnairen Bewegungen Italiens an, in dem es schon seit einigen Jahren darauf abgesehen war, jenen ersten Treubruch, welchen Louis Napoleon an der italienischen Revolution begangen, durch seinen Tod zu rächen. Orsini war nur das erste, zur That auserſehene Werkzeug, das von dem Comité der Verschworenen ausgesandt wurde, und zu den Bekenntnissen Orsini's, die schreckenerregend in das Ohr des Kaisers fielen, gehörte auch dies, daß noch viele Hunderte ihm nachfolgen würden, um einen abgelegten Schwur zu erfüllen. Denn die Thatsache scheint festzustehen, daß Louis Napoleon, während seines Aufenthalts in Rom im Jahre 1830, also als ganz junger Mensch, sich in den Bund der Carbonari aufnehmen ließ, und in demselben den Eid leistete, für die Sache der italienischen Revolution zu leben und zu sterben. Louis Napoleon wußte, daß alle Diejenigen, welche

diesem Eid untreu geworden, den Tod des Verräthers sterben müßten.

Dies war der merkwürdige Wendepunct gewesen, auf dem in Louis Napoleon der feste Entschluß sich bildete, im Frühjahr 1859 den Krieg gegen Oesterreich um Italien zu unternehmen. Dieser Entschluß reifte ohne Zweifel durch den Brief, welchen Orsini kurz vor seiner Hinrichtung an Louis Napoleon geschrieben. Er ermahnte ihn darin, die Bahn seiner bisherigen Politik zu verlassen, und mit einer großen Unternehmung für die italienische Nationalsache einzutreten, wodurch er allein noch das Schicksal wenden könne, das ihm durch Tausende italienischer Patrioten eidlich gelobt sei.

Im Laufe des Sommers 1858 wurde dem Kaiser durch einen italienischen Emigrirten, der zur Tafelrunde des Prinzen Napoleon im Palais Royal gehörte, der Brief des unglücklichen Felice Orsini auf das Dringlichste bestätigt. Nach den Mittheilungen, die dieser Mann dem Prinzen Napoleon gemacht, empfing ihn der Kaiser in einer geheimen Unterredung, und erfuhr von dem Aufrichtigen, daß 2000 Dolche für den Kaiser in Italien geschliffen seien, und daß einer nach dem andern sich unaufhaltsam ihm nahen

werde. Auf die nachdenkliche Frage Louis Napoleons, wodurch dies am besten gehindert werden könnte, wurde ihm das Wort Orsini's wiederholt, daß dies nur durch einen Krieg für die Unabhängigkeit und Freiheit Italiens noch möglich sei. Der Kaiser verlangt bestimmte namhafte Erklärungen, wenn er wirklich handeln solle. Der Emigrant verspricht sie aus Italien herbeizuholen, reist ab und kehrt nach Verlauf einiger Zeit wieder zurück, indem er Nachweise mitbringt, die den Kaiser zufrieden stellen sollen. Aber es wird versichert, daß ihm die Frist von 18 Monaten gestellt worden sei; so lange wollten die italienischen Patrioten geduldig warten und die Spitzen ihrer Dolche von ihm abwenden. So viel Zeit verfloß aber nicht, bis die neugefaßten Entschlüsse Louis Napoleons zur Ausführung kamen. Denn dem Kaiser schien es plötzlich ein gewaltiger Ernst mit der neuen kriegerischen Unternehmung zu sein, und er traf mit gewohnter Meisterschaft der Intrigue seine diplomatischen Einfädelungen so glücklich, daß Oesterreich selbst es zu sein schien, durch welches Frankreich im Frühjahr 1859 bei den Haaren in den Krieg hereingezogen wurde. Diese Geschichte wurde in Paris überall erzählt, und trägt jedenfalls wohl einige Züge von Wahrheit an sich.

Die italienische Revolutionspartei, in deren Kreisen diese Vereinbarungen spielten, ist offenbar diejenige, welche in dem franco-sardischen Kriege gegen Oesterreich unter der Führung Garibaldi's auf den Schauplatz getreten ist. Es ist die Partei, die unter jeder Bedingung Italien frei von Oesterreich machen will, und die über die Mittel dazu ebenso wenig bedenklich, als ängstlich hinsichtlich der Gränzen der Dankbarkeit war, zu der man sich gegen den despotischen Freiheitshelfer Louis Napoleon verpflichtet fühlen würde. Die Mazzinisten, denn einen eigenthümlichen und großen Anhang besitzt Mazzini in Italien trotz Allem noch immer, schienen sich das Nachspiel zu der franco-sardischen Blutkomödie vorbehalten zu haben, und diese eigentlich radicale Partei des heutigen Italiens wird ohne Zweifel in dem ihr richtig erscheinenden Moment handelnd hervortreten. Es ist die Partei, welche, wie Mazzini selbst es ausgedrückt hat, ein einheitliches Italien will, aber sich mit einem vergrößerten Sardinien niemals begnügen wird. Mazzini ist noch immer derjenige, der das „l'Italia farà da se" als einen unverbrüchlichen Grundsatz auf seinem Revolutions-Programm behalten hat, und der schon beim Beginn des Krieges in seinem neuen Wochenblatt „Pensiero e Azione"

sich mit großer Energie gegen die französische Allianz erklärte, und die Herrschaft der Franzosen in Italien unter keinem günstigeren Lichte ansehen wollte, als die der Oesterreicher.

Denn wie stark auch die Schwankungen gewesen sein mögen, welche das System Mazzini's seit seinem ersten Auftreten erlitten hat, so sind doch bis auf den heutigen Tag gewisse Grundelemente darin stehen geblieben, die sich nicht verändert haben, und auf deren Erfüllung er noch immer sicher harrt, als der von Gott gesandte Prophet, der die heilige Mission empfangen habe, Italien, und mit ihm das ganze Universum, zu erneuern und wiederherzustellen.

Die Formel, auf welche Mazzini von vorn herein sein revolutionnaires System begründete, hieß „Gott und Volk." Diese ungeheure, weltumfassende und weltversöhnende Formel hatte zuerst Savonarola, der große mystische Reformator, im Jahre 1489 aufgestellt. Mazzini trat zuerst in den Fußtapfen Savonarola's auf, und wollte die Devise „Gott und Volk" zum Ausgangspunct einer neuen Civilisation für alle Völker der Erde machen. Im Anfang war diese Devise bei ihm eine rein katholische, die sich mit dem bestehenden römischen Kirchensystem in Einklang zu setzen suchte.

Bald nachher aber wollte Mazzini eine neue Religion daraus begründen, die weder Katholizismus noch Protestantismus sein sollte, und als deren berufenen Propheten er sich selbst in allen seinen Schriften gebärdete. Er knüpfte dabei merkwürdiger Weise vornehmlich an die deutsche Philosophie an, und bezog sich auf die Systeme von Fichte, Schelling und Hegel, in denen es sich um die Einheit von Mensch, Gott und Natur gehandelt hatte. Mazzini führte den Begriff des Volkes in die Reihen der modernen Speculation ein, und erklärte sich an der Spitze seines Systems dahin, daß Gott sich mit der Menschheit ganz und gar durchdrungen, und daß darum die Formel „Volk und Gott" die Alleinheit der ganzen Welt und der menschlichen Gesellschaft insbesondere in sich begreife. Die Trennung der Dinge des Himmels von den Dingen der Erde, des Geistlichen vom Weltlichen, hielt er weder für moralisch, noch für logisch, noch für möglich. Er wollte daher in seiner neuen Gesellschaft und mit seiner neuen Religion zugleich ein neues Papstthum begründen, in welchem die tiefsinnige Ehe der geistlichen und weltlichen Gewalt auf der einen Seite durch ein Concil, auf der andern Seite durch eine constituirende Versammlung, dargestellt und verbunden werden sollte. Costituente und

Concilio, sagte er, würden der Kaiser und der Papst der Zukunft sein.

Aus diesen Voraussetzungen seiner Doctrin leitete er den ganzen Plan seines Wirkens her. Die Republik war die einzig zulässige und mögliche Gestalt, in der er sich Italien und Europa verjüngt und wiederhergestellt denken konnte. Die Formel: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit,“ welche von der „servilen französischen Demokratie,“ wie er sie nannte, angenommen worden, nannte Mazzini die bloß historische Formel. Seine eigene Beglückungsformel: „Volk und Gott“ sollte die religiös-sociale Freiheitsformel der Zukunft sein. Aus der religiösen Mission, aus der Mazzini seine ersten Vollmachten zum Handeln schöpfte, leitete er auch die Forderung des unbedingten und blinden Gehorsams her, den er von allen seinen Parteigängern verlangte. Es war die Dictatur, die von Gottes und Volkes wegen in seiner Person gegeben lag, und deren Anerkennung zugleich das Ziel selbst bedingte und erreichen half. — —

* * *

Wir hatten unseren retrospectiven Spaziergängen im Colosseum, das sich uns zuletzt als Schauplatz der modernen Revolution gezeigt, heut ein Ziel gesetzt,

und versprachen uns, bald wiederzukommen, um aus dem wunderbaren Kreis alter und neuer Gestalten, die einst im Colosseum gewandelt, noch andere uns heraufzubeschwören. Jetzt wollte die zunehmende Tageshitze es vorziehen lassen, den kühlen, duftigen Biergarten aufzusuchen, der unmittelbar hinter dem alten Amphitheater sich befindet, und zu dem man einige Schritte durch ein kleines, schattiges Bosquet hinaufsteigt.

Ein Schweizer wohnt hier dicht hinter dem Colosseum, und hat eine reizende Gartenwirthschaft angelegt, welche unter Weingehängen, Oliven und Rosen die anmuthigsten Ruhesitze darbietet. Der Schweizer, ein braver, ehrlicher Mann, hat zwar nicht viel mehr als das Bier und den Käse seiner Heimath aufzutischen, aber dieser profane Contrast, in den man sich dadurch zur antiken Ruine setzt, wirkte nur im ersten Augenblick so entsetzlich auf unsere Einbildungskraft. Wir saßen hier recht behaglich, von der liebenswürdigen Familie des Wirths umgeben, die sehr schöne anmuthige Töchter zu ihren Mitgliedern zählte. Nur fanden wir, daß diese netten, unterhaltungslustigen Leute sämmtlich eine auffallende Blässe im

Gesicht trugen, und man erzählte uns, daß im Augustmonat an dieser Stelle die böse Luft ausbreche, welche der Schweizerfamilie stets Fieber und andere Leiden bringe. Aber das ihnen liebgewordene schöne Besitzthum zu verlassen, hatten sich weder Eltern noch Kinder entschließen können, und die Familie wohnte das ganze Jahr hindurch an diesem Ort, der zugleich für ihren Geschäftsbetrieb sehr einträglich zu sein schien.

Ganz in der Nähe davon war ein Exercierplatz der französischen Besatzung, auf dem soeben durch den General Goyon selbst eine Revue abgehalten wurde. Das Gerassel der Trommeln dröhnte scharf und schwungvoll zu uns herüber, indem es zugleich das vielstimmige Echo des Colosseums weckte. Wir warfen noch einen bewundernden Abschiedsblick auf das Amphitheater des Flavius zurück, das in so großartiger und zäher Herrlichkeit vor uns stand. Es giebt ein altes, gegen die Ruine sehr ehrfurchtsvolles Sprüchwort der Römer, welches sagt: „Wenn das Colosseum fällt, wird Rom fallen; wenn Rom fällt, wird die Welt fallen.“ Die Welt scheint also, trotz Allem, noch immer stehen zu wollen, denn Rom ist

noch nicht gefallen, und die ungeheuren Wände des Colosseums halten sich dort noch immer so wunderbar aufrecht, daß an den Zusammensturz dieser Quadern wohl nicht so bald zu denken sein möchte! —

III.

Geistlich=weltlich oder Priester und Räuber im heutigen Rom.

Nachdem Louis Napoleon, als Präsident der französischen Republik, die Republik Rom durch französische Waffengewalt hatte niederwerfen lassen, glaubte er sogleich wieder den Schein des Freiheitsmannes retten zu müssen, und er schrieb an seinen damaligen Adjutanten, den Obersten Edgar Ney, unter dem 18. August 1849 einen angeblich vertraulichen Brief, der aber für die weiteste Verbreitung in der Oeffentlichkeit bestimmt war und diese auch sofort erhielt. Es hieß in diesem Briefe, daß die französische Republik ihre Truppen nicht nach Rom geschickt habe, um die italienische Freiheit zu erdrücken, sondern im Gegentheil, um ihr die richtige Gränze zu setzen, sie gegen ihre eigenen Uebergriffe zu schützen, und ihr eine dauernde Grundlage zu geben durch die Wiederherstellung des Papstes, des Fürsten, der zuerst die Auf=

gabe der nöthigen Umgestaltungen muthig in die Hand genommen habe. Dann ließ er dem General Rostolan, dem Nachfolger des inzwischen abberufenen Generals Oudinot, sagen, daß man sich im Schatten der dreifarbigen Fahne nichts erlauben dürfe, was den Charakter der französischen Intervention entstellen könnte. Zum Schluß sprach er sich noch darüber aus, daß er unter der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes nichts Anderes verstehen könne, als eine allgemeine Amnestie, eine freisinnige Regierung, eine Laien-Verwaltung und die Einführung des Code Napoléon.

Diese Forderungen Louis Napoleons, die ihm ein schallendes Bravo bei den französischen Republikanern eintrugen, richtete er bald darauf auch an den Papst selbst, der sich noch nicht zur sofortigen Rückkehr nach Rom hatte entschließen können. Dem heiligen Vater fehlte noch das Geld zur Rückreise nach Rom, denn obwohl es ihm im Exil zu Gaëta während der neun Monate seines dortigen Aufenthalts durch die Großmuth des Königs Ferdinand von Neapel an nichts gefehlt hatte, so konnte er doch ohne bedeutende Geldmittel nicht wieder nach Rom gehen, um dort die neue Einsetzung seiner Gewalt zu vollbringen. Die

Anerbietungen einer beträchtlichen Summe, welche ihm der Kaiser Nicolaus von Rußland hatte machen lassen, waren, als von dem Oberhaupt eines abweichenden Cultus, nicht angenommen worden. Dieser Umstand der Religions-Verschiedenheit hinderte aber den heiligen Vater nicht, das Geld von Rothschild zu empfangen, bei welchem der Cardinal-Staatssecretair Antonelli, wenn auch unter sehr schlechten Bedingungen, eine Anleihe verhandelte.

Das Gemüth des Papstes hatte in dem orangeduftenden Gaëta eine ganz eigenthümliche Richtung genommen. Pius IX. war schon immer der gläubigste und religiöseste Papst gewesen, der jemals auf dem Stuhl Petri gesessen. Es war wunderbar, daß es auffällig erscheinen mußte, gerade einen an Gott glaubenden Mann auf dem päpstlichen Thron zu sehen. Aber Pius, nicht zufrieden mit dem reinen Kinderglauben, der in ihm lebte, glaubte sich auch noch darin genugthun zu müssen, daß er in die grauenvollsten Katakomben der kirchlichen Reaction hinabstieg, und Gespenster daraus hervorholte, die er sich eigentlich erst ausklügeln und aus den Fingern saugen mußte. Wie konnte der Präsident der französischen Republik freisinnige Reformen von einem Manne verlangen,

der, um seinem wankenden Geist eine besondere Stütze zu gewinnen, sich in der letzten Zeit unausgesetzt mit der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau beschäftigt hatte, und alle Vorbereitungen traf, um diese hypochondrische Grübelei als Dogma von der katholischen Kirche aufgenommen zu sehen. Er richtete daher von seinem Exil aus das berühmte Rundschreiben an die Bischöfe der christlichen Welt, in dem er sie einlud, ihm, nachdem sie recht fromm gebetet, die Wünsche des Clerus, die Ansichten des Volkes, und ihre eigene Meinung darüber darzulegen.

Der Papst wollte sich aber zuerst nach Neapel begeben, um dem König Ferdinand seinen Dank und seinen Segen für die ihm gewährte Gastfreundschaft zu spenden. In Neapel sah er das Blut des heiligen Januarius springen, und ertheilte diesem unaufhörlichen Wunder der Neapolitaner durch seine heilige Gegenwart eine neue Weihe. Ein ebenso großes Wunder, als dieses Blut, schien es für die Gläubigen zu sein, daß Pius sich auf der Eisenbahn nach Pompeji begab, der erste Papst, der auf einer Eisenbahn gefahren. Nach einem rührenden Abschied, den er von König Ferdinand und seiner ganzen Familie in Caserta genommen, schickte er sich endlich zur Rück-

reise nach Rom an, wo er von den drohenden Mienen der Republikaner, aber auch von unzähligen Freudenrufen der Bevölkerung empfangen wurde. Sein erstes Gebet verrichtete er für Frankreich, das ihm Rom wiedergegeben, und für Louis Napoleon, das neue Oberhaupt der großen Nation. Aber mit der Ausführung der von ihm begehrten Reformen zögerte er von einem Tag zum andern, denn sein Herz zitterte und zagte, wenn er dies Wort aussprechen hörte.

Und doch war Rom auch in neuerer Zeit, wie früher im Mittelalter, in seinen socialen, politischen und geistlichen Einrichtungen nur eine heilige Cloake gewesen. Rom konnte sich nie zu seinem Vortheil mit den in der ganzen Welt verabscheuten und verdammten Zuständen Neapels unter König Ferdinand II. vergleichen. Die römischen Zustände sind aber dadurch mehr in einem verschwiegenen Dunkel stehen geblieben, weil sich der Haß von ganz Europa in so leidenschaftlicher Weise auf die Tyrannenwirthschaft in Neapel concentrirte, und England und Frankreich einen diplomatischen und fast schon einen kriegerischen Zwang auszuüben begannen, um die Regierung der beiden Sicilien auf einen menschenwürdigen, zu Reformen geneigten Standpunkt zurückzuführen. Die Verkom-

menheit und Verderbtheit aller Lebensverhältnisse in Rom war dadurch von einer schärferen Enthüllung verschont geblieben, obwohl es nicht minder pikant und nützlich gewesen wäre, auch von Rom und dem Kirchenstaat die Schleier hinwegzuziehen, die hier ein mit den grellsten Farben ausgeführtes Nachtgemälde bedeckten.

Die Reformen waren das Schwert des Damokles, welches Louis Napoleon über dem Scheitel des heiligen Vaters hängen ließ. Die italienischen Reformen, die von Rom ausgehen sollten, waren ein neuer Köder der napoleonischen Regierung geworden, den der Kaiser in der sicheren Ueberzeugung, sehr viele Fische daran zu fangen, begierig auswarf. Wenn auch die grausamen und mörderischen Kerker Roms nicht gerade unglücklichere Menschen hinter ihren dicken Mauern beherbergten, als Lambessa oder Cayenne, wohin der neue Kaiser der Franzosen seine ihm mißliebigen Unterthanen gegen alles Recht und ohne alle Untersuchung abführen ließ, um sie von dem pestilenzialischen Klima und dem Fieber der faulen Sümpfe jämmerlich tödten zu lassen: so erkannte Louis Napoleon doch eine große Gefahr für die „Civilisation" darin, wenn Rom ohne die von ihm geforderten Reformen bliebe!

Er wußte sehr gut, daß er die italienische Revolution, die schon einmal den Papst entthront hatte, dadurch von Neuem auf die Bahn führen würde, aber die italienische Revolution unter dem Protektorat des neuen napoleonischen Kaiserthums schien ihm eine wunderbare Schlinge zu sein, die er früher oder später auswerfen wollte. Die Reformen, von denen der Papst durchaus nichts mehr wissen wollte, und die durch einen Despoten im Namen der Menschenrechte und der Freiheit eingefordert wurden, sollten die erste Bresche schießen, durch welche die Revolution in volleren Wogen als je sich ergießen würde. Denn die italienische Politik Louis Napoleons konnte sich, sobald sie an die Reihe kam, nur auf die Revolution stützen, sowie er sich in den Flitterwochen des Kaiserthums nicht minder trügerisch auf das conservative und absolutistische Princip gestützt und damit allen Freiheitsfeinden und Philistern im nördlichen Europa als einen Rettungsanker vor der Revolution sich angeboten hatte. Es würde dem Kaiser Louis Napoleon deshalb am erwünschtesten gewesen sein, wenn die neue Bewegung von Rom aus ihren Weg genommen hätte, da hier, wo in der That die empörendsten Mißbräuche und der härteste Druck stattfanden, die Revolution ohne

Zweifel gewaltiger als anderswo anschwellen und sich von diesem Punct aus unaufhaltsam nach dem Norden und Süden Italiens ergießen mußte.

Frankreich hatte aber durchaus keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte in Rom seit der Wiederherstellung des Papstes gewinnen können, und für die Frage der römischen Reformen und Concessionen trat eine Pause ein, in der diese zweischneidige Frage vollkommen ruhte, und auch mit dem österreichischen Cabinet nicht wieder angeregt wurde. Oesterreich hatte sich bis in die neueste Zeit hinein in den hohen kirchlichen Kreisen Roms eine so einflußreiche und fast gebietende Stellung geschaffen, daß es der Macht, welche Louis Napoleon durch die französischen Occupationstruppen in Rom ausübte, vollständig das Gleichgewicht halten konnte. Unter dem römischen Clerus hatte sich Louis Napoleon keinen eigentlichen Anhang bilden können. Die Aufrichtung seiner Herrschaft in Italien schien daher nur auf dem revolutionairen und militairischen Wege möglich. Man glaubte aber in Paris, bald auch mit anderen Mitteln vorgehen zu müssen, und ehe der wohlberechnete Zusammenstoß zwischen Oesterreich und dem kleinen, französisch dressirten Bulldogg Piemont losbrach, hatte man einen anderen Plan

ausgeheckt, bei dem Herr von Cavour auf einer seiner bekannten Dienstreisen von Turin nach Paris vornehmlich mit seinem Rath gehört worden sein soll. Man war auf den Gedanken gekommen, daß der französische Gesandte in Rom ebenso die Leitung der Civilregierung in die Hand nehmen könne, als der dort commandirende französische General bereits das ganze Militairwesen der heiligen Stadt, die päpstliche Armee mitinbegriffen, sich angeeignet hatte. Der Kirchenstaat würde dann wie durch ein Taschenspielerkunststück sogleich bis auf Weiteres in eine französische Provinz umgewandelt worden sein, und was wäre dem Papst Anderes übrig geblieben, als seinen Segen dazu zu geben? Dem Gesandten Louis Napoleons sollte aber damit zugleich das Recht verliehen werden, die gesetzlichen Beschwerden, welche die päpstlichen Unterthanen gegen ihre Regierung hätten, ganz offen und nachdrücklich zu unterstützen, wodurch die Zerfallenheit des ganzen römischen Staatswesens allerdings auf die schreiendste Weise an den Tag getreten wäre. *)

---

*) Dieser Plan wurde in der in Turin erscheinenden Opinione (Blatt vom 29. August 1857), dem officiellen Journal des Herrn von Cavour, ganz bestimmt und ausführlich erörtert.

An der Erkenntniß, daß der päpstliche Staat nicht ohne Reformen seiner weltlichen Existenz werde fortbestehen können, hatte es in Rom schon vor längerer Zeit nicht gefehlt. Das weltliche Königthum des Papstes konnte es immer nur zu einer zweideutigen und ordnungslosen Wirthschaft bringen. Es war eine Anweisung auf den Himmel, die mit Ruthenstreichen auf dem Rücken der päpstlichen Unterthanen ausgestellt wurde, was doch nur dazu dienen konnte, den Unglücklichen, die im Staate des Papstes lebten, Himmel und Erde gleichmäßig zu verleiden. Von der Qual, ein päpstlicher Unterthan zu sein, hat man nicht leicht einen Begriff. Die Priesterherrschaft, die zugleich Recht, Gesetz und Sitte in den wirklichen Verhältnissen des Lebens verwalten und bestimmen soll, zeigt sich dann leicht gegen die ehrlichen Leute grausamer als gegen die Diebe und Mörder, denn die ehrlichen Leute sind dem kirchlichen System eher gefährlich als die Verbrecher, an denen der Sieg und die Gnadenmittel der Kirche am besten offenbar gemacht werden können. Es war daher kein so übler Gedanke Louis Napoleons, die weltliche Wirthschaft des Papstes zu schließen, und ihn nur noch mit den Angelegenheiten des Himmels zu betrauen, die bei

weitem leichter zu verwalten sind, als Wohl und Recht der Menschen und ihre, unzähligen Conflicten preisgegebenen, irdischen Interessen.

Indeß hatte schon der Papst Gregor XVI., Mauro Capellari, an Reformen auf seinem weltlichen Gebiet gedacht. Gleich zu Anfang seiner Regierung verhieß er Reformen in der Staatsverwaltung, die dazu führen sollten, dem großen Scandal, welchen Rom als Staat bisher in Europa dargeboten, ein Ende zu machen. Dazu veranlaßte ihn das bekannte Memorandum vom Jahre 1831, welches dem Papst Gregor XVI. am 21. Mai 1831 Seitens der europäischen Großmächte in Paris überreicht wurde, und das ihm die Nothwendigkeit administrativer Reformen einschärfte, um den Ausbrüchen der Revolution in Italien zu begegnen, und dem Kirchenstaat eine conservative, Achtung gebietende Haltung zu geben. Dieser Schritt, den Casimir Périer, der Premier-Minister Louis Philipps, eingeleitet, hatte aber ohne Zweifel auch den politischen Zweck, den Zuständen in Rom endlich eine festere und selbständigere Organisation zu verleihen, und dadurch den Einfluß Oesterreichs in Italien zu schwächen oder demselben allen Vorwand zu Einmischungen zu benehmen. Auch war die Volks-

stimmung, von der sich Gregor XVI. in Rom umgeben sah, von der Art, daß er selbst eine Rettung darin sehen mußte, sich mit diesem Gegenstand zu beschäftigen.

Er ließ daher seinen ehemaligen Barbier Moroni zu sich rufen, den er für seine ihm früher geleisteten Dienste zum Ritter hoher Orden und Präbenden, sowie zu seinem ersten Kammerherrn, gemacht hatte. Mauro Capellari, der früher Bäckerjunge und dann Camaldulenser Mönch gewesen war, liebte die vornehme Gesellschaft nicht, und zog sich entweder in die abgeschlossenste Einsamkeit zurück, oder, wenn er sein Herz öffnen wollte, vertraute er es seinem Barbier Moroni an. Moroni, der zum Staatsmanne Anlage hatte, wie alle Barbiere, rieth dem Papste, dem Andringen der Großmächte auf Administrativreformen sich nicht zu widersetzen, sondern sogleich Hand an's Werk zu legen, denn es lasse sich doch nicht läugnen, daß es in Rom sehr übel aussehe. Gregor XVI. war gewohnt, Alles zu thun, was ihm sein Freund Moroni sagte, und er ließ jetzt seine bekannten Reform-Edicte erscheinen, welche besonders Verbesserungen der Municipal-Verwaltung und der Rechtspflege in

Rom und in den Legationen zu ihrem Gegenstande hatten. *)

Das Memorandum von 1831 hatte das Verdienst gehabt, die Hauptpunkte zusammenzustellen, auf denen die Reformen des päpstlichen Staats sich bewegen sollten. Es waren besonders neun Punkte, welche sich in diesem Memorandum aufgereiht fanden, und die in jedem vernünftigen socialen Zustande leicht ausführbar waren, nur nicht in einer Theokratie, in der eine nur dem Himmel verantwortliche Priestergewalt den ganzen Gesellschafts-Organismus durchraste.

Diese Reform-Verlangen begehrten: 1) einen neuen Rechts-Codex; 2) eine legislative Versammlung in Rom; 3) aus Volkswahlen niedergesetzte Communal- und Provinzial-Versammlungen; 4) weltliche Richter und weltliche Verwaltungsbeamte; 5) Abschaffung der Ausnahme-Gerichte; 6) keine Privilegien; 7) Befreiung von fremden Truppen; 8) eine Nationalgarde; 9) Freiheit der Presse.

Die Reform-Edicte Gregor's XVI. breiteten jedoch einstweilen nur eine lose Decke über die Revolution,

---

*) Einen Auszug aus diesen Reform-Edicten Gregors XVI. findet man bei Guizot, Mémoires pour servir à l'Histoire de mon temps II.

die bald ihr Haupt wieder daraus hervorsteckte. Der Kirchenstaat wurde der Schauplatz neuer Erschütterungen und Volkserhebungen, und Gregor XVI. rief die österreichischen Truppen mit dringenden Bitten von Neuem in die Legationen zurück. Er glaubte nun durch die Bajonnette Oesterreichs noch besser gesichert zu sein, als durch die Ausführung seiner Reform-Edicte, und die letzteren spazierten einstweilen wieder in die päpstliche Rumpelkammer zurück. Die Rivalität zwischen Frankreich und Oesterreich um die Besetzung des Kirchenstaats entbrannte jetzt schon in hellen Flammen, und im Jahre 1832 besetzte Frankreich Ancona, Citadelle sowohl als Stadt, um seinen Einfluß in Italien wenigstens von diesem Punkt aus in Bewegung erhalten zu können. Schon damals kreuzten sich auch in dieser Hinsicht dieselben Fäden, aus denen die heutige Situation Italiens sich gewoben hat. Kasimir Périer, der tragische Held des Juste-Milieu, hetzte Sardinien auf, um einen Gegenschlag gegen die österreichische Besatzung in Rom zu führen, und es wäre schon damals der franco-sardische Krieg gegen Oesterreich in Italien ausgebrochen, wenn nicht Karl Albert in jener Zeit noch von geheimen jesuitischen Einflüssen umstrickt gewesen, und ihm dadurch eine Scheu

entstanden wäre vor dem ihm durch die Jesuiten ausgemalten Nimbus des österreichischen Cabinets. Es kam jetzt zu einem gemischten System, indem die Staaten des Papstes bis zum Ende des Jahres 1838 gleichzeitig von österreichischen und französischen Truppen besetzt gehalten wurden. Der Kammerherr Barbier Moroni erklärte dies für das richtigste Verfahren, das sein alter Gönner Gregor einhalten könne, denn er war der weisen Meinung, daß, wenn Zwei einen Dritten halten, damit ihn Keiner bekomme, sie sich dadurch zugleich gegenseitig binden, und unschädlich machen.

Als Pius IX. auf dem Stuhl Petri gefolgt war, traf die Reformbewegung mit den hochgehenden Wogen der neuen Zeit zusammen. Die alten neun Puncte von 1831 wurden aus der Kanzlei Gregor's XVI. wieder herausgeholt, aus dem Bündel geschnürt, und von der feinen Hand Pius IX. genau untersucht. Es war merkwürdiger Weise schon ganz Dasselbe gewesen, was die Revolution von 1848 an die Spitze aller Forderungen gehoben hatte. Das Herz des neuen Papstes und sein Geist stimmten gleichmäßig damit überein. Auch er kündigte bereits Verwaltungs-Reformen an, die sich nach allen Seiten hin erstrecken

sollten, die aber am parlamentarischen Constitutionnalismus strandeten, da in demselben die päpstliche Unfehlbarkeit und die Abstimmung nach Majoritäten sich hart in den Haaren liegen mußten, und die einst gottgesandten Blitze des Vaticans nicht mehr frei ausfliegen konnten, ohne sich vorher mit einem Kammer-Votum verständigt zu haben. Eine halb religiöse und halb politische Organisation des Kirchenstaats erwies sich, erst im Ganzen, und dann im Einzelnen als ein Ding der Unmöglichkeit, und Pius IX. ließ bald sein sorgenvolles und verzagtes Haupt sinken, denn bei dem ersten Schritt in dieses Labyrinth vermochte er sich schon nicht mehr aus demselben herauszufinden. In der Verwirrung, die ihn befiel, konnte er bald das Gewöhnlichste, das von ihm zu fordern gewesen wäre, nicht zu Stande bringen, und der ewige Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht im Papstthum ließ ihn nur als Besiegten vor seinen zerbrochenen Idealen niederknieen. Selbst die Idee der Gerechtigkeit, die sonst sein ganzes Wesen durchdrang, half ihm nicht, auch nur mit einer einzigen glücklichen Reformthat vorzudringen. Bald nach dem Antritt seiner Regierung, begab sich Pius in die schauerlichen Kerker der Engelsburg. Selten trat man in diese

Katakomben der Inquisition und der päpstlichen Gerechtigkeitspflege zum Besuche ein, und noch seltener war es, daß ein menschlicher Fuß wieder daraus hervorging. Pius ließ sich alle Gefangenen in Person vorstellen, und umarmte von diesen Unglücklichen, die zum Theil schon halbe Menschenalter hier zugebracht hatten, Einen nach dem Andern mit zärtlicher Theilnahme. Gewiß waren auch sehr Viele darunter, deren Schuld stets zweifelhaft gewesen, und der neue Papst versprach ihnen Abhülfe der Gerechtigkeit. Aber nichtsdestoweniger konnte er sich nicht entschließen, die Verbesserung der Rechtszustände rasch und kräftig in die Hand zu nehmen. Selbst sein Vorgänger, Gregor XVI., hatte sich eifrig mit dem Recht in den päpstlichen Staaten zu schaffen gemacht, und einen neuen Codex für die Gerechtigkeitspflege zusammenstellen lassen, der freilich nur dazu geeignet sein mochte, das alte Unrecht weiter zu treiben, und die innerste Unschuld armer, unglücklicher Menschen unbeweisbar zu machen. Aber Pius IX. hielt sogleich wieder inne, sobald er hier ernstlich die Hand anlegen wollte. Selbst als er im Jahre 1850 nach seiner Rückkehr aus dem Exil nach dem Willen und unter dem Schutze Frankreichs den Codex Gregor's XVI. sehr leicht mit dem Code Na-

poléon hätte vertauschen, und dadurch seine Unterthanen in einen höheren und sittlicheren Rechtszustand hätte hineinheben können, entsank ihm der Arm, und er fand sich mit einigen anderen nebensächlichen Reformen ab, die nur als Schminke über den Flecken der Fäulniß dienten.

Was war es, das die Hand des heiligen Vaters lähmte, die zur Ausführung der größten Dinge in Italien berufen schien? Es war der Widerspruch zwischen der weltlichen und geistlichen Souverainetät, mit dem er sich nie auseinandersetzen konnte, denn er wollte den weltlichen Thron in Rom auf der einen Seite ebenso entschieden behaupten, als er auf der andern dem Oberpriesterthum und dessen Organen durchaus Nichts entziehen und vergeben zu dürfen glaubte. Zwei Gesetze, die sich in seinen Gliedern plagten, das geistliche und das weltliche, zogen ihn stets nach den verschiedensten Richtungen hin und her. Pius IX. wollte vor allen Dingen weltlicher Souverain sein, weltliche Macht und Gerichtsbarkeit für den heiligen Stuhl behaupten, und er hat sich bis in die neueste Zeit hinein vorzugsweise auf diesen Standpunct gestellt. Er sprach es sogar ganz offen aus, daß der Stuhl Petri einer weltlichen Herrschaft benöthigt sei, um

zum Wohle der Religion die geistliche Autorität in voller Freiheit ausüben zu können. Die Aufrechterhaltung seiner weltlichen Souverainetät war der wunde Fleck, der ihn stets gebrannt hatte, und ob er derselben bei Louis Napoleon noch auf lange hin sicher sein wird, hängt von zufälligen Umständen ab, je nachdem die Machtpläne des Kaisers der Franzosen langsamer oder schneller reifen. Der päpstliche Eid, der die Verpflichtung auferlegt, den weltlichen Besitz des Patrimonii Petri seinen Nachfolgern unverkümmert zu hinterlassen, und jede Schmälerung des Territorialbesitzes des Kirchenstaats mit allen geistlichen und weltlichen Waffen abzuwehren, hat Pius dem Neunten bis in diesen Tagen stets vor Augen geschwebt.*)

Es war nur Schade, daß Pius IX., indem er seine weltliche Souverainetät vorzugsweise aufrecht zu

---

*) In der Allocution vom 12. Juni 1859, wie in dem gleichzeitigen Encyclicum, welches Pius IX. an die Bischöfe der Christenheit richtete, als in dem franco-sardischen Krieg mehrere päpstliche Städte in den Legationen abfielen, betonte der Papst sein lautes Jammern vornehmlich in der Beziehung, daß man ihm seine weltliche Macht und Gerichtsbarkeit, und das Erbtheil des heiligen Petrus, zerstören und rauben wolle. Diese Klagen stieß er nicht einmal sehr diplomatisch gemessen aus, denn der heftigste Zorn bewegte ihn gegen alle Personen, denen er die erste Urheberschaft dieser neuen Revolution im Kirchenstaat zu-

erhalten strebte, dies nur durch die Priester aus-
führen zu können glaubte. Als das Jahr 1848 ge-
kommen war, wollte das Volk kein Gouvernement der
Priester mehr, aber Pius konnte der Priester selbst
zur Behauptung seiner weltlichen Souverainetät nicht
entbehren. Selbst Joseph de Maistre, der Chef aller
katholischen Politiker, die größte Autorität in der
Theorie vom Papste, verlangte in der organischen Ein-
richtung des römischen Staats eine vollkommene Un-
abhängigkeit der Civilgewalt von dem Priesterthum.
Auf diesen geistesfreien Standpunct hatte sich die di-
lettirende Freiheitsliebe eines Pius nicht erheben
können. Er war ebenso sehr Priester, als es nur je
Hildebrand und Julius II. gewesen war, und wenn
er auch vor allen Dingen weltlicher Souverain sein
wollte, so hatte er doch zugleich die Naivetät, an die
Unmöglichkeit einer Laien-Regierung zu glauben. Aus
der Kirche ließ der gute Papst erst den wahren Staat
sich gebären, und der beste Beamte in diesem Staat
war dann der geweihte Priester selbst, der auch den

---

schreiben zu müssen glaubte. Er bot deshalb seine ganze Kriegs-
macht auf, um die aufrührerischen Städte in den Legationen so-
gleich wieder zu unterwerfen, und dem päpstlichen Territorialbesitz
keinen Abbruch geschehen zu lassen.

Staat am besten erhalten würde, weil er die Kirche zu erhalten hatte. Die Theokratie, ein eitler Traum, hätte sich durch eine Laien-Regierung zu compromittiren geglaubt, aber das Priesterthum, das zugleich alle weltlichen Stellen bekleidet, schien ein Triumph ohne Gleichen zu sein, welchen der Himmel über die Erde davonträgt.

Es kann aber keine schlimmeren Organe für die weltliche Gewalt geben, als die Priester es sind. Denn die Priester der römisch-katholischen Kirche sind entweder Fremdlinge in der Welt und dressiren den Bürger auf seine Kosten und Gefahr für den Himmel, in dem er aber auch nur dann Einlaß findet, wenn er sich zuvor gehörig schinden, zerstoßen, übervortheilen, segnen und von seinen Sünden durch den priesterlichen Beichtiger und Ablaßspender lossprechen ließ. Oder sie beuten mit der Ueberlegenheit, die ihnen ihre Privilegien geben, die Welt nach allen Richtungen hin aus, und braten sich an den heiligen Flammen des Altars ihren Ochsen. Das Priesterthum ist daher der Ausgangspunct aller Würden, Rechte und Vortheile im Kirchenstaat, und darum kann auch nur Der, welcher dem Priesterstande angehört, die Stufenleiter der Macht und Ehren hinanschreiten.

Nichts hindert aber den Priester mehr, als sein eigner Stand, die bürgerliche Gesellschaft zu reformiren, zu verwalten und in guter Ordnung und Zucht zu führen. Das so gefährliche, beständig wankende und sich selbst in's Gesicht schlagende Königthum des Papstes zählt keine schlechteren, dem Gemeinwohl schädlicheren Bürger zu seinen Unterthanen, als seine Priester es sind. Als Rom und Modena im Jahre 1814 schlecht restaurirt wurden, herrschten seitdem bis zum Jahre 1848 in diesen beiden Staaten die abscheulichsten Zustände. Aber während in Rom und Modena gleichmäßig Verfolgungen und Bedrückungen aller Art, und die nichtswürdigsten Polizeikniffe den achtbaren Bürger quälten, gewann doch die Wirthschaft in Rom bald den Preis dieser Unthaten. In Rom erstieg die Unordnung und Verwilderung der Finanzen ihren Gipfel, die fremden Besatzungen stürzten Alles kopfüber und durcheinander, was noch irgend geordnet und in einer rechtmäßigen Lage war, das Recht wurde hier nach priesterlicher, dort nach fremdmilitairischer Willkür gebeugt und in Unrecht verwandelt, und der Untergang der geistlichen Würde, dessen eigentlicher Schauplatz von jeher Rom gewesen, vollendete sich dadurch zu einer schreienden Thatsache, daß die Priester

sich in alle öffentlichen und privaten Angelegenheiten der Laien hineinsetzten, daß sie alle Stellen im Staat ausschließlich vergaben und bekleideten, und die Unfehlbarkeit des Papstes und die Kraft der Sacramente dazu mißbrauchten, um sich, ohne die geringsten Zugeständnisse an die neue Zeit, ohne das Recht, das Eigenthum und die Sitte zu achten, die alte mittelalterliche Universalstellung in der heutigen Gesellschaft wieder zu erobern.

Der Geistliche ist jetzt wieder Alles in Allem in Rom, und kein Papst hat zu dieser heillosen Durcheinanderwirrung des Geistlichen und Weltlichen so stark die Hand geboten, als Pius IX., der zuerst wohl eine schwärmerische, mit Gott liebäugelnde Idee damit verband, indem er die Priester, und nichts als die Priester, als Organe der weltlichen Gesellschaft arbeiten lassen wollte. Die Priester sollten die wahren Diener des freien Staats sein, träumte Pius, und darin sah er schon die alte katholische Welt mit dem Geist der modernen Freiheit sich vereinigen. Aber niemals betrachtete er mit klarem Auge in der Nähe, wie die heutigen Priester von Rom der Mehrzahl nach beschaffen waren, welche auffallende, weder im Himmel noch auf Erden zulässige Gestalten sich in ihren Reihen befanden, welche Verbrechen und

Laster im Schooße des heutigen römischen Klerus wütheten, und welchen verderblichen Einfluß sie in der Mitte der Familie, im Umgange mit den Frauen, und als Lehrer der Kinder ausübten. Niemals hatte Pius sich über seine Geistlichen beklagt, gegen welche während seiner Herrschaft oft die scandalösesten Untersuchungen anhängig gemacht, aber auch ebenso verschleiert und niedergeschlagen werden mußten.

Der Papst herrscht als weltlicher Souverain, als welcher er sich auf einem Areal von 800 Quadratmeilen ausbreitet, jetzt nur etwa über drei und eine viertel Million Menschen, unter denen aber auch die Geistlichen, welche jeden Winkel des Kirchenstaats bevölkern, sich befinden. In den Klöstern der Stadt Rom befinden sich nach der neuesten Zählung 2404 Mönche und 1872 Nonnen, (im ganzen Kirchenstaat gegen 30,000) welche Zahlen aber in der letzten Zeit in einem starken Zunehmen begriffen gewesen. Besonders seit dem letzten Jahre hat sich der Zudrang zu den Klöstern in Rom so bedeutend gesteigert, daß der Papst Schwierigkeiten anzuordnen begann, um diesen Andrang einigermaßen zu mindern. Pius IX. befahl nämlich, daß von jetzt an keine Novizen mehr aufgenommen werden sollen, welche nicht die zum

Eintritt in's Kloster erforderliche Mitgift (la dote) in baarem Gelde mitbringen. Diese Mitgift beträgt aber selten weniger als 2000 Thaler, und übersteigt diese Summe bei Klöstern für adlige Nonnen oft um das Fünffache. Früher wurde unbemittelten Nonnen, die sich zum Eintritt meldeten, nicht selten ein Theil der Mitgift von den wohlhabenden Klöstern erlassen. Aber jetzt, wo überall Leute mit großem Vermögen sich zur Aufnahme in die römischen Klöster drängen, wird diese Vergünstigung Niemanden mehr gewährt. Die Klöster im Kirchenstaat haben sich auch durch die Einwanderung so vieler Nonnen und Mönche aus Piemont, die seit dem dort eingetretenen Bruche mit dem Papste in Schaaren ihr Land verlassen hatten, so bedeutend überfüllt. Diese piemontesischen Geistlichen wurden im Kirchenstaat vorzugsweise gern aufgenommen, und leicht auf der hierarchischen Stufenleiter emporgetragen, da sie bei weitem gebildeter sind, als der römische Klerus, und sich wegen ihrer Kenntniß der französischen Sprache auch zur Anstellung bei der päpstlichen Verwaltung geeignet gezeigt haben. Auf der andern Seite sorgt seit einiger Zeit der bekannte Pater Manning, der convertirte anglikanische Geistliche, dafür, die römischen Nonnenklöster mit jun=

gen blonden Engländerinnen zu füllen, was ihm schon bis zu einem auffallenden Grade gelungen sein soll. Der Herzensspleen, an dem die junge Miß oft leidet, führt sie entweder zu den tollsten und liederlichsten Streichen, oder in's römisch-katholische Kloster, und Pater Manning treibt diese Rekrutirungen, an denen bedeutende Vermögen hängen, mit so großem Erfolg, daß ihm leicht eine Tantième bei diesem Geschäft bewilligt werden könnte.

Der Kirchenstaat, der überhaupt das verhältnißmäßig bevölkertste Land in Europa ist, gewinnt vornehmlich auf der geistlichen Seite und aus dem Clerus heraus einen unerschöpflichen Zuwachs seiner Bevölkerung. Die Fortpflanzung der römischen Geistlichkeit gleicht fast einer generatio aequivoca, und sie tragen einen so starken Bevölkerungsstachel in sich, daß sie nicht nur sich selbst, sondern auch die Familien, in denen sie aus- und eingehen, unaufhörlich zu vermehren wissen. Nach dieser Seite hin verweltlicht der Priester unausgesetzt seine Funktionen, und wenn Pius IX. bis in die letzte Zeit hinein unaufhörlich der Meinung gewesen ist, daß Geistliches und Weltliches in seinem Reich ebenso untrennbar zusammengefügt sein müssen, wie die Siamesischen Zwillinge

es sind, so sind seine Priester nicht immer dieser Theorie gefolgt, sondern sie haben von jeher ihre Sinne und ihre Leidenschaften säcularisirt, und dadurch den Priester in zwei Stücke auseinandergerissen, welche zum Schein wieder zusammenzufügen, die ganze kirchliche Diplomatie erforderlich ist. Es geht von den Priestern aus, daß sich das ganze römische Leben nur auf den Schein begründet hat. Das ganze Leben in Rom ist nur Schein und Heuchelei, die von oben bis unten durch alle Volksklassen gehen, und nur allein im Stande sind, den Kirchenstaat aufrecht zu erhalten. Der Schein ist ein innerstes Bedürfniß der römischen Welt, das aus der geistlich weltlichen Theorie des Ganzen wie von selbst entspringt, denn wo diese beiden, von Natur auseinander liegenden Sphären nicht mehr ineinander festgehalten werden können, vermag nur der Schein ihren Gegensatz zu verdecken, vermag nur die Heuchelei diesen tiefinnersten Bruch des Lebens als eine Einheit und Harmonie zu fassen. Die Heuchelei, tugendhaft, fromm, reich und vornehm zu sein, ist das einzige Band, welches alle Stände aneinander kettet, die Heuchelei ist die einzige Grundlage, auf welcher die päpstliche Verwaltung steht, die einzige Handhabe, durch welche sie regieren und ab-

ministriren kann. Fromm und kirchlich ist am meisten das diebische und mörderische Gesindel in Trastevere und im Quartier de' Monti, wo in den engen und schmutzigen Gassen die treuesten und gehorsamsten Zöglinge der Priester wohnen. Hier bewegt sich, gaukelnd und gaunernd, mit Schlechtigkeiten und Schelmereien aller Art, den Fremden anbettelnd und bestehlend, eine bei weitem schlimmere und gefährlichere Volksmasse, als sie in den schmutzigsten Abgründen von Paris und London irgend zu finden ist. Aber diese fürchterlichen Leute, die fast alle Verbrecher von Profession sind, werfen sich sanft und fromm, wie ein Lamm, vor jedem Madonnenbilde nieder, das ihnen von einer Straßen-Ecke winkt, und kein Priester geht in ihrem traurigen Stadtviertel vorüber, ohne daß sie sich tief vor ihm neigten und ihm mit glückselig stammelnden Lippen seine Gewänder küßten. Sie verzehren regelmäßig am Freitag nur Fastenspeise, wenn sie auch alle übrigen Tage der Woche nur in Völlerei und Trunkenheit sich umhertreiben. Ihre Frömmigkeit ist bei der Polizei so wohlgelitten, daß man ihnen dafür gern in anderen Dingen durch die Finger sieht, und die Messerstiche nicht zählt, welche dieser

religiöse Pöbel sich und Anderen in den teuflischen Schenken dieser Stadttheile beibringt.

Wie es mit der Frömmigkeit in Rom geht, die selbst mit dem Banditenhandwerk auf das Vollkommenste bestehen kann, so ist es auch mit der Tugend und Keuschheit beschaffen. Denn wie selbst die Mörder fromm sind und den Dienst der Kirche und der Sakramente niemals verabsäumen, so ist die Tugend und Keuschheit, und wer übte sie nicht in Rom, doch am allermeisten und ganz specifisch in denjenigen Sphären zur Schau gestellt und verbreitet, in denen sonst der ägyptische Cultus der Prostitution getrieben wird. Ueber die Sphäre der Prostitution, die in anderen Städten das diabolische Autodafé der gesellschaftlichen Leiden geworden ist, breiten Geistlichkeit und Polizei einen dichten Schleier aus, unter dem sie nur selbst als die eigentlich Eingeweihten und Zugelassenen erscheinen. Man kann aber auch hier an das seltsame Wort Casanova's denken, der die Priester mit den Beamten der Tabacksregie verglich, welche umsonst schnupfen, während Andere ihre Prise außerordentlich theuer bezahlen mußten. Dies kommt daher, weil die Prostituirten, die in einer Theokratie doch unmöglich eine privilegirte Kaste bilden können, äußer=

lich durchaus die Geltung tugendhafter und anständiger Töchter der Kirche behalten haben, denn vor den Augen der Welt sind sie fromm und ehrbar, und nur ein Uebermaaß von Geschäften könnte sie daran verhindern, in die Messe zu gehn. Dies kann die schlimmsten Folgen mit sich bringen. Denn wer bei einer Frau getroffen wird, kann sehr leicht geistlich und polizeilich gezwungen werden, zur Vermeidung des Aergernisses und bösen Beispiels, sich mit ihr trauen zu lassen und mit der Verirrten auf der Stelle in den Glückshafen der Ehe einzulaufen. Der Charakter der Prostituirten, der in Rom mehr eine Privateigenschaft als ein bürgerliches Gewerbe ist, wird dabei nicht hinderlich, sondern es kommt dabei bloß der Grundsatz zur Geltung, daß die Kirche keines ihrer treuen und gehorsamen Kinder verläßt, daß sie selbst die Entarteten wieder zu sich ruft, wenn sie nur fleißig die kirchlichen Gnadenmittel gebraucht haben, und daß sie, wie Christus aus Wasser Wein machte, so auch aus Prostituirten vollständig ehrenhafte und tugendliche Ehefrauen hervorzubringen vermag.

Die Prostitution ist deshalb eine so streng und geheimnißvoll abgeschlossene Sphäre in Rom, die fast niemals in das übrige Leben der Stadt und Gesell-

schaft übertritt, und darum Rom dem äußerlichen Anschein nach als ein Bild der strengsten Sittlichkeit und Decenz erscheinen läßt. Den französischen Occupationstruppen ist es aber neuerdings sehr gelungen, den Schleier zu heben, der über der römischen Prostitution liegt und dieselbe aus allen Verstecken aufzutreiben, besonders aber auch durch neu hinzugefügte Elemente zu rekrutiren. Die weiblichen Dienstboten, die bisher in Rom eine sehr wenig hervortretende Rolle spielten, sind namentlich ein Opfer der in Italien wieder vordringenden französischen Civilisation geworden, und zwar haben sich gleich so starke Resultate davon ergeben, daß das römische Findelhaus San Spirito bereits baulich erweitert werden muß, um den Ueberfluß der neuen Bastarde darin aufnehmen zu können.

Die Verwaltung des Sittenwesens ist in Rom dem Cardinal-Vicar und seinen Assessoren, in den Diöcesen jedem Bischof, übergeben. Dadurch ist die Geistlichkeit unmittelbar und auf die intimste Weise an die Spitze der Prostitution gestellt, und hat Nachforschungen und Verfolgungen zu unternehmen, die der priesterlichen Würde durchaus nicht angemessen sind, bei denen sich aber beide Theile ganz wohl zu befinden scheinen. Die Vereinigung der geistlichen und

weltlichen Gewalt im römischen Priesterthum hat hier ihre schlimmste und gefährlichste Probe zu bestehen. Das Priesterthum schweift hier zugleich als Polizei unter den prostituirten Frauen und Mädchen umher, es ist in allen Geheimnissen der schmutzigen Venus vertraulich eingeweiht, es kennt die Kuppler und Verkuppelten, die Männer, welche ihre eigenen Frauen und Töchter auf den Markt bringen, die Frauen, welche ihre Depits an ihren Männern ausüben oder die schmalen Toilettengelder derselben auf ihre eigene Hand zu erhöhen wissen. Dazu kommen die Gefahren der eigenen Versuchung, die auch dem priesterlichen Fleisch, das nach dem heiligen Augustinus die sündhafte menschliche Natur oft am stärksten in sich spürt, stets auf Schußweite, und noch mehr, nahe treten. Die Pfarrer haben specielle Berichte über diese Sittenzustände ihres Sprengels an das Vicariat einzusenden, und die Spröden oder Widerspenstigen, die sich dem geistlichen Zuspruch nicht recht zu beugen wissen, werden leicht als prostituirte Personen angezeigt, und müssen dann Wolle im Zuchthause von S. Michele spinnen. Ihre Anerkennung als Prostituirte empfangen sie erst, wenn sie im Zuchthause sitzen; so lange sie frei umherwohnen und mit dem Pfarrer ihres Sprengels sich im Einklang be-

finden, können sie wenigstens bürgerlich auf alle Geltung ehrenhafter Personen Anspruch erheben, wie schlimm sie auch immer den guten Sitten und der Moral der Gesellschaft mitspielen mögen. Sie können ihre Besuche ganz offen auch am Tage empfangen, ohne daß ihnen die geringste Gefahr daraus erwächst, und die Canarien-Vögel, welche sie als Symbol ihres Handwerks gewöhnlich draußen vor ihren Fenstern aufhängen, pfeifen mit ganz hellen und ungenirten Stimmen die Vorübergehenden zu sich herauf. Es trägt dies Alles den Schein der größten Wohlanständigkeit und Decenz an sich, und Geistlichkeit und Polizei reichen sich darin oft die Hand, daß sie der Schande die sicherste und anmuthigste Niederlassung zu gestatten wissen. So wird erzählt, wie es der Cardinal Gabrielli durchgesetzt habe, daß in der Straße, in welcher er sich eine verlorene Schöne eingemiethet hatte, erst um zwei Uhr nach Mitternacht die Laternen angezündet wurden, weil Seine Eminenz seit vielen Jahren jeden Abend hier fuhren und dann noch im verschwiegenen Schatten der Nacht den Schauplatz ihrer geistlich-weltlichen Thaten wieder verlassen konnten.

Der ehrbare und sittsame Anschein, welcher der

Prostitution in Rom von der Geistlichkeit und Polizei selbst umgehangen wird, läßt auch bei den Prostituirten selbst noch manche romantische Illusion aufkommen, die aber jedes Verhältniß zu ihnen ziemlich gefährlich machen soll und auch auf die Gerechtigkeitspflege in dieser Sphäre eine eigenthümliche Einwirkung ausübt. Die Damen von Mabille und Chateau des fleurs in Paris sind in ihren Formen im Allgemeinen nicht weniger sittsam und anständig, als jene schönen, kräftigen und breitschulterigen Römerinnen, die unter dem Krummstabe ihre Tugend verwerthen. Aber die kaiserliche Lorette in Paris, das ächte Kind des Banquierthums, hat bei allen ihren Aventuren stets nur das reine Geldgeschäft vor sich, und jedenfalls liegt ihr der Gedanke nicht so nahe, daß sie noch einst geheirathet werden könnte. Mit dem Sturz des Banquierthums sind heut auch schon wieder die von Louis Napoleon creirten Loretten unter dieser Firma verschwunden, an die Stelle der Lorette ist in neuester Zeit die Biche (Hündin) getreten, die jetzt mit diesem schauerlich schönen Namen den vornehmsten Rang der Pariser Prostitution bezeichnet. Aber die Biche, welche die geschlechtliche Pointe des ganzen Geschäfts auf eine ungeheuerliche Weise herausarbeitet, macht sich

noch weniger, als die Lorette, Heirathsgedanken, denn der unaufhörliche Kreislauf der Biche läßt sich nie durch eine feste Niederlassung geschlossen denken. Dagegen giebt es in dem heiligen Rom eine Prostitution mit Heirathsgedanken, die hier im eigentlichsten Sinne zu Hause ist, und Geistlichkeit und Polizei unterstützen den Ehetrieb dieser seltsamen Geschöpfe mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Die römische Biche spricht daher auch in den gewöhnlichsten Verhältnissen, die sie anknüpft, sogleich vom Heirathen, und weiß die Sache so zu wenden, daß auch das laufende Geschäft in den Schleier einer romantischen Intrigue sich kleidet und als geheimnißvolle Aventure anfängt, um als legitime, von den wohlwollenden Priesterhänden eingesegnete Ehe zu schließen. Das pfäffische Element, das der römischen Prostituirten einwohnt, und das durch das viele Segnen der geistlichen Herren so tief bei ihr eingedrungen ist, macht sie nicht bloß auf eine solide Heirath so ausschließlich versessen, sondern es giebt auch dieser Prostitution einen jesuitischen Grundzug, der sich namentlich in ihren Kunstgriffen verräth, mit denen sie zur Ehe zu gelangen strebt. Jeder Besucher, der bei ihr aus- und eingeht, erscheint ihr nur wie ein Heirathskandidat, den sie durch ein geschicktes

Volteschlagen schon in diese Rolle hinübertreiben wird, und ihre ganze Intrigue ist daher nur darauf gerichtet, daß sich ihr Freund soviel als möglich mit ihr compromittire. Mit ihm gesehen zu werden, ihn überall bei Namen zu nennen, und öffentlich zu grüßen, in zweideutigen und verbotenen Situationen mit ihm sich von der Polizei betreffen zu lassen, ihm, wenn auch nur im vermeintlichen Scherz, ein Eheversprechen vor andern Zeuginnen abzunehmen, dem Crinoline zum Trotz Symptome froher Hoffnung auszubilden, oder ihre Canarienvögel als Zeugen anzurufen, daß der Freund sie in einer unbewachten Stunde gewaltsam überfallen hat, alles das sind Scenen dieser gefährlichen Prostitutions-Komödie, die um jeden Preis mit einer gesetzlichen Heirath zu schließen strebt. Wird die Sache dann, worauf es abgesehen ist, vor das Tribunal des Cardinal-Vicars in Rom oder des Bischofs in der Diöcese gebracht, so kann der Richterspruch nur im höchsten Grade ungünstig für den Unglücklichen ablaufen, und derselbe thut in der Regel besser, ohne Weiteres sogleich als Ehemann einzutreten, als den vernichtenden Ausspruch des geistlichen Tribunals über sich ergehen zu lassen. Das Tribunal hat drei Formeln, in die es bei solchen Gelegen-

heiten seinen Spruch kleidet. Es heißt: 1. er muß sie mit einer Mitgift ausstatten (dotet), oder 2. er muß sie heirathen (aut nubat), oder 3. er soll auf die Galeeren geschickt werden (aut ad triremes!). In den beiden letzten Strafen ist keine Steigerung enthalten, aber die Gewährung einer Ausstattung wird in der Regel ausreichen, um es nicht zu einem solchen Prozeß kommen zu lassen.

Die römische Geistlichkeit macht aber dadurch die Ehe zu einer Art von Botanybay, in dem sie die verbrecherischen Elemente der Gesellschaft abzusetzen sucht. Den römischen Priestern liegt daran, daß in der Gesellschaft keine Sphäre stehen bleibt, die nicht ganz und gar von der Kirche ausgefüllt und beherrscht würde. Wie sie daher die Prostituirten leicht und gern in die Familie hineinbefördern, in welcher die Geistlichkeit sich mit ihren tiefgreifendsten und verderblichsten Einflüssen festgesetzt hat, löst sie die Familie auf der anderen Seite auch wieder in Prostitution auf, indem durch die Rolle, welche der Priester im Hause seiner Beichtkinder spielt, wie auch durch die außerordentlich glückliche Carrière, die vorzugsweise Männer schöner Frauen im Kirchenstaat zurücklegen,

der innerste Organismus der Ehe wieder zerrieben und unterhölt wird.

Die Geistlichkeit, dem Grundprincip des Kirchenstaats getreu, das überall nur die Einheit und Verbundenheit der geistlichen und weltlichen Gewalten zulassen will, sucht die Giftstoffe der Gesellschaft nach Innen auf die Organe zurückzuwerfen, und fressen diese Gifte sich dadurch in alle edleren Theile des socialen Körpers hinein. Die Prostituirte ist daher das schlagendste und zusammenfassendste Symbol dieses geistlich-weltlichen Regime's des Kirchenstaats geworden, und sie ist die eigentliche Nymphe in diesem heiligen Hain, welche durch ihr Locken und Rufen zugleich die gefährlichen Stellen bezeichnet, unter deren grüner, bunter Decke die unentrinnbaren Moräste lauern. Die schönen, verführerischen Nymphen der alten Welt waren Naturgottheiten, die in den Quellen, Grotten und Bäumen wohnten, deren Schutzgeister sie waren. Zwar fingen sie auch Abenteuer aller Art mit den vorüberziehenden Fremdlingen an, die nicht selten ihre Habe und ihr Leben bei ihnen einbüßten, aber man konnte ihnen nicht geradezu nachsagen, daß sie ausschließlich im Dienst der Priester arbeiteten, obwohl sie den Zeus selbst an ihrer Brust genährt haben

sollen. Ihre Nachfolgerinnen auf dem klassischen Boden der heutigen Prostitution in Rom haben zwar den Zeus nicht gesäugt, aber sie sind die eigentlichen Nymphen der römischen Pfaffenwirthschaft geworden, und nähren das ganze System an ihren freigebigen Brüsten. Die römisch-katholische Kirche hatte den Prostituirten daher auch schon früh eine eigene Schutzpatronin, die heilige Afra, gestellt, und einige Päpste, wie Julius III., forderten sogar einen Milchzins von ihnen ein, wodurch die geistliche Nutznießung des Weltlichen, die in den Gliedern dieser Mädchen wirken sollte, erst ihren erschöpfendsten Ausdruck erhielt.

Das Leben und Walten des Priesters in der Familie, in welcher er Mann und Frau in allen möglichen Nöthen zu trösten kommt, für den Unterricht der Kinder sorgt, und seine geistliche Intervention in allen nur irgend denkbaren Zweigen des Ehelebens spielen läßt, bietet die Kehrseite seiner geistlichen Bestrebungen in der Sphäre der Prostitution dar. In den unteren Kreisen Roms hat es sich oft am nachweisbarsten gezeigt, wie Entsittlichung und Auflösung des ehelichen Bandes den eifrigen Bemühungen folgen, welche der Hausgeistliche in der kleinen Familie anstellt. Zuerst fühlt sich das Haupt derselben, ein

armer Handwerker, unendlich sicher vor der ewigen Verdammniß, und vor allen kirchlichen und himmlischen Strafen, weil der junge Priester so eifrig bei ihm ein- und ausgeht, ihm jederzeit seinen Segen ertheilt, und sich um seine Frau und um seine Nachkommenschaft so angelegentlich bekümmert. In dieser Sicherheit fängt er bald an, seine Arbeit zu vernachlässigen, er bringt seine Zeit so viel als möglich außer dem Hause zu, geht dem Vergnügen nach, und macht die Volksspiele in den öffentlichen Gärten mit. Bald kommt er herunter, dann aber kommt er plötzlich wieder herauf, denn seine Frau ist schön und jung, und der Hausgeistliche hat sie selbst einigen Cardinälen empfohlen, mit denen er in Verbindung steht. Nun strömen dem armen Handwerker Geld, Arbeit, Geschenke, Protektion im reichlichsten Maße zu. Der Mann ist gerettet, aber was wird aus seiner jungen, schönen Frau? Wenn die Priester nicht durch ihren Segen und ihren Ablaß Alles wieder gut machen könnten, selbst was in ihren eigenen Armen verbrochen worden ist, so würde sie wohl längst eine Verdammte sein, ungeachtet ihrer dunkelglühenden Madonnen-Augen, und aller beseligenden Reize, welche sie mit der heiligen Jungfrau gemein hat. Aber sie scheint

noch immer gänzlich unversehrt geblieben zu sein, und nur Das fällt dem Manne auf, daß die geistlichen Herren, welche seine Frau besuchen, sich mehren, und daß sie bald nicht mehr in ihrem ehrwürdigen Priesterhabit, sondern in einer feinen Laienkleidung, in der sie sich vermummt haben, in seinem Hause erscheinen, gleichsam als ob sie einen Anstoß daran finden könnten, in demselben gesehen zu werden.

Nicht selten deckt aber auch der Geistliche, der in einem Hause aus- und eingeht, gerade durch seinen regelmäßigen Besuch den Mantel über manches Schlimme, was in dieser Familie, und besonders von dem weiblichen Theil derselben getrieben wird. Die Offiziere der französischen Occupation haben hier in der letzten Zeit sehr dazu beigetragen, auch das römische Familienleben zu corrumpiren, aber die Monsignori, die den schönen Römerinnen in allen Nöthen beistehen, helfen ihnen auch oft über diesen Scandal hinweg, und wissen mit diplomatischer Gewandtheit und mit der Kraft des Amtes zugleich den Schleier der Wohlanständigkeit auch hierüber auszubreiten. Der Priester ist darum auch wegen dieser moralischen Bequemlichkeit die Lieblingsfigur der Römerinnen. Ueberhaupt aber giebt es nichts, was ihnen willkommener und vor-

züglicher erschiene, als der Abbate, und derselbe ersetzt hier in allen seinen socialen Leistungen vollkommen Das, was in anderen Ländern der Lieutenant gewährt. Es ist daher zu bewundern, daß der Sprachgebrauch hier nicht consequent geblieben ist. Denn man sagt hier zu Lande von der Italienerin, die in gewisse regelrechte monatliche Zustände tritt: „sie hat ihren Marchese," während die Landessitten auch hier bei Weitem specifischer den Abbate zu erfordern scheinen.

Zuweilen begegnen aber auch den Priestern selbst aus solchen Verhältnissen Aergernisse, die auf eine ihnen schwerlich sehr angenehme Weise in den öffentlichen Scandal hinüberspielen. So wurde der erst vor kurzer Zeit creirte österreichische Cardinal de Silvestri neulich auf eine sehr schneidende Weise beschimpft, wie es eigentlich nur in Rom vorkommen kann. Am frühen Morgen fand man auf der Treppe des Palastes, welchen der Cardinal unweit der herrlich sprudelnden Fontana di Trevi bewohnt, in einem Korbe ein todtes Kind, das alle Anzeichen an sich trug, von seiner Mutter ermordet worden zu sein. Und nicht nur die Verzweiflung des Unglücks, sondern auch die leidenschaftlichste Rache schienen bei diesem tragischen

Ereigniß im Spiele gewesen zu sein. Denn man hatte das todte Kind in ein rothes Cardinalmäntelchen, das ihm recht zierlich zu diesem Zweck zurecht gemacht war, eingewickelt. Die fürchterliche Satire, die in diesem Bilde sich aussprach, schien von allen Umstehenden hinlänglich aufgefaßt zu werden, und man beeilte sich keineswegs, den Scandal von der Straße zu bringen. Vielmehr stellte sich eine Wache von Carabinieri davor auf, welche mit feierlichem Ernst den kleinen Leichnam im Cardinalsmäntelchen gegen das Andrängen des murrenden Volkes behütete, aber Alles ruhig mit anhörte, was in dem Volkshaufen für beleidigende Vermuthungen über den ohne Zweifel geistlichen Papa des kleinen Rothmantels aufgestellt wurden.

Solche schneidende Berührungen der Geistlichkeit mit dem Volke wiederholen sich von Zeit zu Zeit in den mannigfachsten Variationen. Es kann auch nicht fehlen, daß das religiös-sittliche Ansehn der Priester dadurch mehr und mehr in seiner Wurzel vernichtet wird, und die Lauheit des Volkes gegen die Kirche und die kirchlichen Gnadenmittel ist bereits bis auf's Aeußerste gestiegen. Die Kirchenzustände sind auch hier mit den Priestern selbst verdorben, und es würde

noch mehr öffentlicher Scandal daraus entstehen, wenn man sich nicht jetzt in Rom von Oben herab zu einem ungeheuern laisser aller entschlossen hätte, durch welches der Kirchenstaat mehr, als durch jede andere Organisation, einstweilen noch zusammengehalten wird. Die Excommunication, wie die canonischen Kirchenstrafen allesammt, haben darum in dem heutigen Rom bereits ihre ganze Zugkraft verloren, und es ist namentlich der Wille des Papstes Pius IX., daß diese alte Donnermaschine des Vaticans nur noch äußerst selten losgelassen werde. Es war dies aber schon um deswillen die klügste Wahl, weil sich in neuester Zeit Niemand mehr von dem Effect dieser Maschinerie getroffen fühlen wollte. Zwar bildet es in Rom noch immer einen sehr streng festgehaltenen Theil der Kirchenzucht, daß Jeder in der Quadragesimalzeit einem Priester beichten und zur Communion gehen muß, worüber er eine gedruckte Quittung empfängt, die ihn gegen alle Anforderungen des geistlichen Regiments sicher stellt. Der geistliche Obere jeder Pfarrei fordert dann in der Woche nach Ostern, wo er von Haus zu Haus geht, von jedem Individuum, welches Ranges und Standes es auch immer sein möge, den Beichtzettel ein. Wer seine Quittung nicht aufzuweisen hat,

wird excommunicirt und sein Name wird an die Kirchthür des Sprengels mit dieser schlimmen Bezeichnung angeschlagen. Wer aber fortgesetzt bei seiner Weigerung verharrt, zur Communion zu gehen, wird alsdann zu weiterem Verfahren der Inquisition überwiesen. Aber neuerdings ist das Chaos in dieser Beziehung so stark über Rom hereingebrochen, daß es das Faß der Danaiden ausschöpfen hieße, wenn man es mit diesen Excommunicationslisten und ihren Folgen noch immer ganz ernsthaft nehmen wollte. Denn man nimmt an, daß dann wenigstens drei Viertel der Bevölkerung zu excommuniciren sein würden. Pius IX. hielt deshalb neulich in dieser Angelegenheit eine Congregation von 54 römischen Pfarrern ab, und verbreitete sich in der Anrede, welche er an dieselben hielt, über die Worte Jairi: „meine Tochter ist gestorben!" Er empfahl dabei, die Veröffentlichung der Excommunicationslisten zur Vermeidung des öffentlichen Aergernisses künftig zu unterlassen, und nur noch die Mittel des heiligen Geistes und der überführenden Rede zu wählen, um der kirchlichen Gleichgültigkeit in der Stille entgegenzuarbeiten. Bereits soll man aber auch in Rom, wenigstens in mehreren Pfarreien, davon abgestanden sein, die Beichtzettel überhaupt noch einzufordern, da

die Ausbeute von einem Ostern zum andern immer geringer wurde.

Die Lauigkeit und Verachtung gegen das eigentliche Kirchenwesen ist aber nicht sowohl innerlich gegen die Religion selbst gerichtet, als sie vielmehr aus dem Mißcredit entsteht, in welchen die römische Maschinerie überhaupt selbst bei wahrhaft Gläubigen der katholischen Christenheit gefallen. Die Fäden ziehen nicht mehr, welche sonst von dem heiligen Rom ausflossen, und an das Centrum der kirchlichen Welt Jeden, der den Glauben in sich trug, banden. Rom ist daher auch in politischer Hinsicht nicht mehr geeignet, an der Spitze des italienischen Staatenbundes zu stehn, wenn diese Form, Italien in nationaler Einheit darzustellen, in der That das Resultat des letzten, von Louis Napoleon geführten Unabhängigkeitskampfes der Italiener werden sollte. Diese Idee war aber von Gioberti selbst, der sie zuerst aufgestellt, wieder aufgegeben worden, und Gioberti starb, indem er noch auf seinem Todbette seine Illusionen über den Papst verwünschte. Der pontificale Liberalismus, ein Gespenst, das mit Gioberti, mit Cesare Balbo begraben wurde, hatte auch der inneren Kraft und Gewalt der römischen Kirche einen unend-

lichen Schaden zugefügt, und die Desavouirung des sterbenden Gioberti, der ein guter Katholik, wenn auch ein dialektischer Philosoph war, mochte sich nicht bloß auf die Person Pius IX., sondern auch auf die gebrochenen, nicht mehr lebensmächtig greifenden Organe des Papstthums überhaupt und seiner losgelösten Stellung im heutigen Italien, beziehen.

So ging auch in diesem Jahre die große Jubiläumsfeier in Rom, die in früherer Zeit ungeheure Menschenmassen aus allen Ländern der katholischen Welt hierherzog, fast spurlos und in leerer Stille vorüber. Es ist dies das vom Papst ausgeschriebene Ablaßjahr, in welchem sonst der eigentliche Welttriumph des Papstthums gefeiert wurde, und wo noch zum Jubiläum Benedict's XIV. eine halbe Million Menschen aus allen Theilen der Welt, wenn auch meist nur Arme und Bettler, zusammenströmten. In früheren Zeiten aber waren es zugleich die reichen Spenden der frommen Pilger, welche die Säckel und Schatzkästen der Kirche so bedeutend füllten, daß Rom als Auffaugerin so großer Geldsummen Gegenstand heftiger Klagen bei den weltlichen Fürsten wurde. Diesmal konnte man es kaum auf den Straßen bemerken, daß einige Leute zu diesem Jubiläum nach

Rom gekommen waren, und selbst die fremden Bettler und Gauner, die noch am längsten den römischen Ablaß in Ansehn erhielten, waren diesmal von der ewigen Stadt fern geblieben.

Pius hatte sich alle Mühe gegeben, um durch gewisse Erleichterungen, die er bei der Bußfeier diesmal einführte, und wodurch er die frühere strenge Disciplin derselben milderte, dem letzten Jubiläum wieder eine größere Betheiligung des Volkes zuzuführen. Das Jubiläum schrieb nämlich bis dahin vor, daß Jeder, der sich den vollständigen Sünden-Ablaß erwerben wolle, die drei Patriarchal-Kirchen Rom's wenigstens einmal, oder eine von ihnen drei Mal an verschiedenen Tagen besuchen müsse, um für die Erfüllung aller Wünsche des Papstes, also selbst derjenigen, die der fromme Pilger gar nicht kannte, zu beten. Nun kommt Pius IX. mit seiner Dispensation und sagt: man brauche nur eine der drei Basiliken besuchen, aber nach dem ersten Gebet, das man darin verrichtet, müsse man sich zur Kirchthür hinausbegeben, und einige Schritte vor der Kirche auf- und niederspazieren, dann aber wieder zur Fortsetzung des Gebets in die Basilica eintreten und das ganze fromme Ceremoniell zum zweiten Mal wiederholen.

10*

Dann sei Alles erfüllt, was man nöthig habe, um sich den Ablaß in vollem Maße zu verdienen. Guter Pius, welche kindliche Gläubigkeit einer Seele, die durch alle ihre politischen Leidensstationen, die sie erlitten, nicht erschöpft, durch alle Enttäuschungen, die ihr bereitet worden, nicht irre gemacht werden konnte an sich selbst und ihrem Beruf, und der noch so viel Glauben in Zion übrig bleiben konnte, um von einem künstlich ausgedachten Tempo, das zwischen zwei Gebeten in der Basilica und Spazierengehen vor der Kirchenthür abwechselte, das Seelenheil und den Ablaß der Sünden abhängig zu machen! Wenn es so leicht ist, den Willen Gottes und der ewigen Gerechtigkeit zu bestimmen, warum wurde nicht auch für das politische Glück der Völker ein kirchliches Ceremoniell vom Papste Pius vorgezeichnet, warum konnte man nicht durch Gebet und Spazierengehen eine sichere Freiheit der Völker gründen, ohne sich die Finger zu verbrennen und das Herz zu verwunden, wie es Pius IX. gethan?

Es beweist dies aber auch zugleich, daß der Ablaß in Rom heutzutage um Vieles billiger geworden ist, und daß das Volk sich nicht mehr danach drängt, ihn gerade in der heiligen Stadt selbst zu erwerben, weil

Jedermann in seiner bischöflichen Diöcese, in der er zu Hause ist, sich heutzutage mit viel größerer Bequemlichkeit dieselben Vortheile im Himmel und auf Erden sichern kann. Rom hat überhaupt die Kraft des kirchlichen Centrums in Italien verloren, man glaubt nicht mehr, sich einen Stein im Brett bei den himmlischen Heerschaaren erworben zu haben, wenn man Rom besucht, und damit möchte es auch die Kraft eingebüßt haben, einst das politische Centrum der ganzen italienischen Nation werden zu können. Schon seit längerer Zeit hat der Italiener sich daran gewöhnt, die Menschen und Zustände für glücklicher und wohlbehaltener zu achten, die fernab von der heiligen Stadt und ihren Einwirkungen sich befinden. Was Machiavelli und Dante in ihrer Zeit gesagt, ist heutzutage ein gängundgäbes Sprüchwort in Italien geworden; es heißt: „je weiter von Rom und vom Vatican entfernt, desto besser ist das Volk!“ Wie in Rom selbst um St. Peter und den Vatican herum die schlechteste und verdorbenste Luft herrscht, welche den Aufenthalt in diesen Stadttheilen zu manchen Zeiten sehr ungesund und gefährlich macht, so übertragen sich von hier, wo die eigentlichen Einflüsse der Kirche und der verrotteten päpstlichen Verwaltung ausgehn, die bösen Ausdün-

stungen auch auf das geistige und sittliche Gebiet, und man schätzt den moralischen Werth, den Charakter und die Bildung eines Italieners höher, der nicht in der ewigen Stadt wohnt, sondern auch nur um einige Lieues weiter von ihr niedergelassen ist. Die römische Pfaffenwirthschaft hat diese merkwürdigen Unterschiede geschaffen, die nicht bloß zwischen Rom und dem nördlichen Italien, sondern auch zwischen Rom und allen übrigen Städten des Kirchenstaats, in den auffälligsten Erscheinungen hervortreten. Wie das Land, so sind auch die Leute in diesen allseitig hervortretenden Unterschieden wie gebannt. In der unmittelbaren Nähe von Rom stehen die Felder und Saaten am schlechtesten, und obwohl die Natur hier einen Segen ohne Gleichen in die Erde gelegt hat, der auf den Höhen und in der Ebene in der wunderbarsten Fruchtbarkeit heraustritt, sobald man diesen Segen nur einigermaßen durch Arbeit und Fleiß zu locken und zu verdienen versteht, so ist doch von diesem kostbaren Lande stets nur der allerkleinste Theil sangebaut, und es wächst nur Das auf diesen Flächen reich und üppig empor, was das herrliche, sanfte Klima selbst erzogen und wozu es der Menschenhände nicht bedurft hat. Aber obwohl der

Kirchenstaat eines der bevölkertsten Länder in Europa ist, und in Italien selbst vielleicht nur gegen Toscana darin zurücksteht, so ist doch die menschliche Arbeitskraft hier zu träge und zu wenig gebildet, um diese von der Vorsehung ausgestreuten Schätze zu heben, und wo ein Paradies sich ausbreiten könnte, scheint jeden Augenblick die Wüste fertig zu sein. Aber diese künstliche Wüste um Rom, in welche nur der schwarze Rock des dahinwandelnden Priesters einige Abwechselung der Farbe bringt, bietet zugleich ein Bild tiefergreifender Wehmuth dar, denn die traurige Einöde liegt in der beständigen Umarmung eines lachenden, seligen Himmels da, der seine ganze wunderbare Feier über sie ausgießt, und den von den Menschen verwahrlosten Fluren doch kein helles Lächeln mehr zu entlocken vermag. Zwischen Himmel und Erde ist hier der Priester getreten, der die menschliche Hand gelähmt hat, um den mütterlichen Boden zu bebauen, und welcher der Erde selbst die Glorie mißgönnt, mit der sie in den sonnigen Armen des Himmels liegt. Denn die Schönheit der Welt, von der die Natur das entzückendste Bild hier ausspinnen wollte, paßt dem römischen Priester nicht in den Rahmen seines kirchlichen Systems. Der Rosenkranz und der Pflug

passen nicht recht zusammen, und die Erde mag verdorren, damit das Beichtkind Zeit hat, zu beten und in die Messe zu gehn. Und die Natur schafft doch noch immer auf ihre eigene Hand üppiger und unaufhaltbarer, als es dem Priester lieb ist. Auf den Höhen um Rom blühen, unbekümmert um Menschen und Priester, die prächtigsten Oliven, der Maulbeerbaum und der Weinstock, und die vernachlässigten und verwilderten Felder sind hier und da durch sich selbst Weidenplätze geworden, auf denen die herrlichsten Viehheerden sich auf- und niedertummeln. Der Kirche gelingt es doch nur theilweise, dem Menschen die Natur zu verkümmern, aber die Macht der Priester hat sich dadurch ohne Zweifel befestigt!

Der Priester geht mit den Schritten des allmächtigen Herrn durch das ganze Land, und unter seinem gewichtigen Tritt zittern alle Verhältnisse, die er berührt, die Natur verwelkt unter seinen Füßen, denn er zertritt in ihr die gefährliche Concurrentin der Kirche, weil die Natur es ist, welche den Menschen auf sich selbst und auf seine eigene Arbeitskraft stellen will. In dem Hause und in der Familie ist er mit seiner Kraft, zu lösen und zu binden, der eigentliche Mann der Frau, der Vater der Kinder, der Herr des Mannes geworden. Es giebt

gewiß auch sehr viele brave Leute unter diesen Priestern, und mancher Physiognomie unter ihnen ist in der That der Zug der Biederkeit und eines ächten menschlichen Wohlwollens aufgedrückt. Aber nicht nur die breiten, knochigen, klar und fest ausgearbeiteten Gesichter, die das unerschütterliche und gutartige Selbstbewußtsein der priesterlichen Würde und Berufsstärke an den Tag legen, flößen oft ein gewisses Interesse ein, es sind auch die bleichen, scheuen, unendliche Seelenkämpfe ausdrückenden Gesichter, mit ihren kaum zugedeckten Abgründen von Leidenschaft und Haß, mit ihren schmerzlich irrenden Streiflichtern übrig gebliebener Sehnsucht und Liebe, mit ihren heraufzuckenden Blitzen von Geist und Weltverstand, worin große anziehende Geschichten der Priesterlaufbahn, wunderbare Bekenntnisse über Kirche, Welt und Natur zu lesen sind. Aber es giebt auch entsetzliche Physiognomieen, welche die diabolische Machtstellung des Priesterthums in grotesken Zügen, in wilder unbändiger Frakturschrift, in Trotz und Härte und Ueberhebnng ohne Gleichen, aussprechen. Das sind Männer, welche nicht zurückschreckten, als der böse Feind sie auf die Zinne des Thurmes führte, und auf die ganze vor ihnen liegende Welt sie verwies, die ihnen mit allen Herrlichkeiten

und Schätzen zu eigen gegeben werden sollte, sobald sie den Teufel anerkannt hätten. Diese Priester haben die Herrschaft über die Welt in der That aus den Händen des Teufels angenommen, aber sie sind dadurch dem Verbrechen, nicht blos an dem Geist und der Freiheit der Völker, sondern auch dem Verbrechen gegen das Eigenthum und die Sicherheit der Gesellschaft, verfallen. Die Verbrechen des Clerus beschreiben ein großes, fürchterliches Blatt in der Geschichte des römischen Kirchenstaats, und die Welt würde sich mit noch größerem Schauder darüber erfüllen, wenn die geistlichen Gerichte nicht eine so strenge Verschwiegenheit beobachteten, und die verurtheilten Priester in den geheimnißvollen und undurchdringlichen Kerkern der Engelsburg, die kein Licht und keine Zeugen dulden, hingerichtet würden.

Vornehmlich ist es der Landclerus im Kirchenstaat, der oft die schauderhaftesten Beiträge zur Criminalstatistik des Landes liefert. Obwohl auch der Priester in Rom durch Ueppigkeit und Habsucht oft auf die schlimmsten Stufen der Entartung und des Verbrechens geführt wird, so werden doch seine Unthaten nicht leicht mit der wilden Barbarei vollbracht, welche dem oft jeder Bildung entbehrenden Landgeistlichen,

dessen rohes Gemüth zugleich von Unwissenheit verdüstert ist, eigenthümlich angehört. Die Geschichte des Erzpriesters zu Giuliano, der in diesen Tagen nach Rom eingebracht wurde, liefert dazu die grellsten Beläge, die nur in irgend einer civilisirten Gesellschaft gefunden werden können.

Dieser Priester lebte in Giuliano, einem kleinen, ungefähr 2000 Einwohner zählenden Ort, der zehn deutsche Meilen von Rom in der Diöcese Ferentino, in einer wilden unheimlichen Gegend, liegt. Ebenso wild und unheimlich war das Gemüth des Erzpriesters, eines Genuesers von Geburt, der schon seit längerer Zeit einen geheimen Groll gegen eine Familie im Orte hegte, die ihm die anmaßende Einmischung in ihre innersten Verhältnisse streitig gemacht hatte. An dieser Familie, einer der ersten und angesehensten des Orts, seine Rache auszuüben, war schon längst das Dichten und Trachten des bösen Erzpriesters gewesen, und es gab einen kleinen Knaben in Giuliano, der, wenn er bewogen werden konnte, ein falsches Zeugniß abzulegen, dadurch jene braven Leute in die schlimmste und verderblichste Lage gebracht haben würde. Aber der Knabe, der gegen seine eigenen Wohlthäter gebraucht werden sollte, widerstand allen

Zwangsmitteln und Drohungen, mit denen ihn der rachedürstende Priester bestürmte. Eines Tages, als schon der Abend hereinzudämmern begann, begegnete der Erzpriester dem kleinen Knaben in einer stillen, öden Gegend, in der in einer Felsschlucht das Gräßlichste vollführt werden konnte. Er ergriff das Kind, wie ein Wolf, der sich blitzschnell auf den Liebling der Heerde stürzt, und als der Knabe sich abermals weigerte, jenes Zeugniß abzulegen, riß er ihm mit einem Messer die Pulsader auf, und warf ihn in die Felsschlucht, damit er sich dort schnell verblute. Aber dies ging langsam und der Knabe begann mit seinem Wehegeschrei die ganze Gegend zu erfüllen. Der Erzpriester holte ihn wieder in seinen Armen herauf, aber nicht, um ihn als guter Hirt seiner Heerde doch noch an seinem Busen zu behüten, sondern um ihm sogleich den Tod zu geben. Er durchschnitt ihm mit seinem Messer die Kehle, und ohne seine Hände segnend auf ihn zu legen, wie es ein guter Priester thun muß, ohne ihn, bevor er ihn so grausam tödtete, auf das Heil seiner Seele aufmerksam gemacht und ihn der Vergebung der Sünden zum Himmel empfohlen zu haben, scharrte er die kleine Leiche am Fuße des Felsens ein. Aber eine arme Frau, die im Walde

Reiser suchte, hatte dem im Priester-Talar fungirenden Henker heimlich zugesehen, und zeigte am andern Morgen den Eltern des Knaben die gräuelvolle Begebenheit an.

Als der Erzpriester vor dem Tribunal in Rom stand, soll er sogleich sein Verbrechen bekannt haben, und zwar ohne alle Milderungsgründe, die er für sich hätte beibringen können, denn er sagte, daß es keineswegs die aufgeregte Leidenschaft des Augenblicks gewesen, die ihn zur Ermordung des Knaben getrieben, sondern daß es seine feste Absicht war, den Knaben bei fortgesetzter Weigerung zu tödten. Er wird wohl bereits den Tod des Schuldigen in seinem Kerker in der Engelsburg erlitten haben, wo vor einigen Jahren auch der berüchtigte Abbé Annibale Negro im tiefsten Geheimniß enthauptet wurde. Auch dieser Abbé war ein Genuese von Geburt, der einen Knaben jahrelang zu unnatürlichen Lüsten mißbrauchte, dann, als er sich seiner entledigen zu müssen glaubte, ermordete und in einen Brunnen warf. In Rom geht heut noch das Gerücht, daß der Abbé Negro noch immer auf der Engelsburg gefangen sitze, denn die Römer scheinen nicht recht daran glauben zu wollen, daß auch die Verbrechen des Clerus von der ganzen Strenge der Gesetze heimgesucht werden könnten.

Die Geschichten von verbrecherischen Priestern bilden einen unheimlichen Hintergrund des italienischen Lebens. Ueberall flüstert es von Gräuelthaten, die ein Geistlicher vollbracht haben soll, und die Phantasie des Volkes ist unaufhörlich damit beschäftigt, solche Geschichten auszubilden und, erregt von dem Abenteuerlichen und Gräßlichen, das einmal die Sphäre des italienischen Priesters ist, vielleicht noch schrecklicher zu erfinden. Es kommen aber auch ganz gemeine Diebereien vor, die von Priestern ausgeführt wurden, und von denen Jedermann ganz offen spricht, obwohl man in Rom noch nicht so weit gekommen ist, wie in Piemont, wo die Journale ohne alle Rücksicht auch die Missethaten berichten, die sich priestergeweihete Verbrecher haben zu Schulden kommen lassen. So wurde neulich von dem Priester Emmanuel Paletti Vieles erzählt, der in Turin zu zehn Jahren Zwangsarbeiten verurtheilt worden ist. Dieser junge, erst fünfundzwanzig Jahre alte Priester, der aus Sarzana gebürtig ist, war bis jetzt Hauslehrer in der Familie des Grafen Garelli de Rossana. Der geweihete Mann stahl hier ein goldenes, mit Diamanten besetztes Armband, das einen Werth von 50,000 Francs hatte, und das er in Ermangelung anderer verbotener

Früchte, welche der schönen Gräfin nicht abzugewinnen waren, sich aneignete. Sein Urtheil stand in Turin an allen Straßenecken angeschlagen, und das Volk drängte sich in großen Massen, um es zu lesen. Der Priester-Dieb war in contumaciam verurtheilt worden, und man sagte daß er sich nach Rom geflüchtet habe, wo man in gewissen einflußreichen Kreisen geneigt wäre, ihn zu schützen und ein Verbrechen, das in dem excommunicirten Piemont begangen worden, mit dem Mantel der christlichen Liebe und der priesterlichen Autorität zuzudecken.

Auf der anderen Seite sind es auch wieder die Räuber selbst, welche vor manchen heiligen und kirchlichen Dingen, die in anderen Kreisen Roms längst ihre Geltung eingebüßt haben, noch immer einen großen und unbezwinglichen Respect an den Tag legen, z. B. vor dem Sacrament der Beichte. Dies zeigte sich neulich bei einem Räuber-Anfall in der Campagna gegen eine Gesellschaft von Reisenden, in der sich auch ein junger Italiener von sehr entschiedener kirchlicher Gesinnung befand. Nachdem man eine Zeitlang gegen die mit Dolchen bewaffneten Räuber gefochten, und der Italiener, schon erliegend, dem Augenblick entgegensehen mußte, wo man ihn nieder-

stechen würde, rief er emphatisch aus: „Im Namen Jesu Christi, tödtet mich nicht, denn Ihr würdet meine Seele geradesweges zur casa del diavolo schicken; ich habe noch nicht gebeichtet, und habe doch eine Todsünde auf mich geladen.“

„Das ist etwas Anderes, Signore,“ erwiederten die Räuber, indem sie mit scheuer Ehrfurcht die Spitzen ihrer Dolche abkehrten. „So geht denn, Euch zu reinigen, und nehme der liebe Gott Euch in seinen heiligen Schutz, vor allen Dingen aber behüte er Euch, jemals wieder in unsere Hände zu fallen.“

Damit liefen die Räuber wie entsetzt querfeldein, und zogen es vor, das ganze Geschäft im Stich zu lassen. —

Der mystische und unheimliche Grund, auf welchem das römische Priesterthum steht, hat zugleich dazu beigetragen, dasselbe in ein zweifelhaftes und trügerisches Dunkel zu versetzen, in dem leicht auch das Verbrechen geargwöhnt und begangen wird. Die Unfehlbarkeit des geistlichen Regime's, die in der Gestalt des Papstes ihre höchste Spitze gefunden, erscheint auch in dem einzelnen Priester als eine Ausnahmestellung, die ihn mit der Macht über Alles, was es giebt, über die Geister und die Leiber, über Eigenthum und Besitz, zu bekleiden scheint. Der Un-

fehlbarkeit steht die allbeherrschende Kraft der Sacramente zur Seite, die hier der Zügel der ganzen bürgerlichen Gesellschaft geworden sind, und an welchen Recht und Unrecht, Freiheit und Besitz, Eigenthum und Sitte, schweben und hängen, je nachdem sie die mächtige Priesterhand daran schweben oder hängen lassen will. Welch ein außerordentlicher Mensch muß ein Priester sein, in dessen Hand so viel gelegt worden, und der das Gesetz, dem Alle gehorchen müssen, so leicht und sicher handhabt, wie er die Falten seines Talars sich über seinem Bauche zurecht legt. Eine solche Ausnahmegestalt muß das Entzücken der Gläubigen und Guten, und der Trost der Ungläubigen und Schlechten sein. Die Gläubigen halten den Priester, der über Recht und Unrecht steht, selbst für einen Gott; die Schlechten halten ihn für einen Räuber, der nicht besser ist als sie selbst, und der nur einen besseren Dietrich, wie sie, zur Oeffnung aller Schlösser besitzt, nämlich den Ablaß. Kann der Priester, so raisonniren die Schlechten, Unrecht in Recht, Sünde in Tugend, Diebstahl in Eigenthum verwandeln, so ist er ein sehr wichtiger und gefährlicher Mann, er gebe uns seinen Segen, denn das Geschäft verträgt sich sehr gut mit ihm!

In der That aber hat der Priester in den niederen Kreisen der römischen Bevölkerung, besonders bei den Verbrechern, mehr und mehr an seinem Ansehn eingebüßt. Seitdem die Laster und Verbrechen des Clerus so offenkundig hervorgetreten, daß selbst die Gesetze des Kirchenstaats sie wohl noch mit einem Schleier bedecken, aber nicht mehr ganz ungeahndet lassen konnten, drängt der Räuber sich mit größerer Vorliebe als sonst an den Priester, und bestiehlt ihn, als wolle er „halb Part!“ von ihm fordern, nicht selten am geweihten Orte selbst! So wurde dem Pfarrer des großen Kirchensprengels San Tomasso in Parione vor einigen Tagen seine Taschenuhr aus der Sacristei gestohlen, während der Priester selbst vor dem Altar Messe las. Unzählige solcher Fälle beweisen seit einiger Zeit, daß der Räuber weder die Geistlichen, noch den geweiheten Ort der Kirche mehr respectirt, sondern daß er jetzt am liebsten sein Handwerk an ihnen ausübt, während er sonst in seinen Gewissensängsten und Polizeinöthen seine Zuflucht hierher richtete. So erbrachen vor einigen Tagen, wie das Giornale di Roma berichtet, freche Diebe das Haus des Pfarrers Bonservizi zu Rocca di Agliano im District S. Severino, und stahlen sämmt-

liche kupferne und andere Geräthschaften, welche der ehrwürdige Vater erst neulich zur Bereitung des Mosts und Weins angeschafft hatte.

Der Räuber, dessen eigenes Handwerk sich unter den Gesetzen des Kirchenstaats mehr und mehr zu einer gewissen Anerkennung und socialen Geltung erhoben hat, und der überhaupt in Italien eine, anderswo gänzlich unbekannte, gesellschaftliche Stellung genießt, hat sich jetzt, fast als eine besondere Macht, der Kirche wie den Gesetzen gegenüber constituirt. Gewohnheitsmäßige Anschauungen, die im Volke und in der Gesellschaft liegen, und welche die Kirche leicht anerkennt, begünstigen dieses beispiellose Verhältniß, zu dem im Kirchenstaat, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, sich das Räuberwesen ganz offen, und mit stolz emporgehobenem Haupt, entwickelt hat.

Die Geschichte, welche sich in Velletri, einem kleinen Ort in der Nähe von Rom, vor Kurzem ereignete, hat mit Recht die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen, und ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie das Räuberwesen in einem so gebietenden und selbständigen Verhältniß zu Kirche und Staat zeigt, wie es sonst kaum in irgend einem Lande der Welt anzutreffen sein möchte.

Velletri ist eine kleine, von Wein und Oliven umhegte Stadt, an der Appischen Straße, in einer Legation des Kirchenstaats gelegen, und war in früheren Zeiten nicht ganz ohne Bedeutung, jetzt aber ist sie ein kirchenstaatliches Krähwinkel geworden, in dem es oft nicht recht geheuer ist, und in dem Diebe und Gespenster aller Art umgehen. In der Kathedrale San Clemente aber giebt es ein Bild der Jungfrau Maria, das im Geruche besonderer Heiligkeit sowohl in Velletri als in der Umgegend steht. Es fließen daher reiche und kostbare Geschenke von allen Seiten diesem Bilde zu, mit Ausnahme des Gesichts ist es ganz mit Gold, Juwelen, Ringen, Perlen und Ex voto's bedeckt, und so wird es an gewissen Festtagen in einer Procession dem Volke zur Anbetung entgegengetragen. Gewöhnlich aber steht es mit einem violetten Schleier verhüllt, der erst für die Ceremonie abgenommen wird. Am Morgen des Grünen Donnerstags aber, als die Priester kamen, um das heilige Bild abzustäuben, war es unter seinem Schleier verschwunden. Am folgenden Tage, dem Charfreitag, erhielt der Erzpriester der Kathedrale einen Zettel folgenden Inhalts: „Ich, der Unterzeichnete, kenne den Dieb und den Ort, wo das Muttergottesbild

verborgen worden, und will unter drei Bedingungen Alles entdecken: 1) Straflosigkeit für mich selbst; 2) Freilassung meines Bruders, der zum Tode verurtheilt wurde, und 3) eine Pension von 10 Scudi monatlich. (gez.) Vendetta." Statt über den wunderbaren Briefschreiber sofort geeignete polizeiliche Nachforschungen anstellen zu lassen, wurde nach Rom berichtet, und um Verhaltungsbefehle gebeten in diesem seltsamen Handel. Der heilige Vater zeigte sich ebenso betrübt über den Verlust des heiligen Bildes, als über die Schwäche der Behörden von Velletri, aber er war geneigt, die erste Bedingung, welche der Dieb gestellt, zu erfüllen, dagegen befahl er, die beiden andern nachdrücklichst zu verwerfen. Unterdessen schwieg die Behörde von Velletri über den ärgerlichen Vorfall. Dem Dieb aber schien jetzt selbst daran gelegen, die Mähr von dem gestohlenen Madonnenbilde zu verbreiten. Gleichzeitig aber versuchte Vendetta auf neuer Basis zu unterhandeln, und forderte jetzt nur noch Straflosigkeit und 500 Scudi Einfürallemal. Sonnabend Morgens wartete die aufgeregte Menge mit Ungeduld auf den Augenblick des „Gloria.“ Aber der violette Schleier blieb unbeweglich, und keine Madonna enthüllte sich, wie sonst, aus demselben.

Als aber auch am Ostersonntag das geliebte Heiligenbild verschleiert blieb, brach ein furchtbarer Tumult los, kühne Männer stiegen auf den Altar, rissen den Vorhang weg, und sahen, daß das entsetzliche Gerücht wahr gesprochen habe. Die große Madonna von Velletri war fort. „Die Jesuiten stahlen die Madonna!" schreien die Freunde und Raubgenossen Vendetta's, welche sich heut unter das andächtige Publikum der Kathedrale gemischt hatten. „La Madonna Nostra!" „La Madonna Nostra!" schrie und heulte die tobende, verzweifelte Menge, und stürzte sich unter diesem Ruf auf das Kloster der Jesuiten, das unmittelbar an die Kathedrale stieß. Hier begannen sie zu zerstören und zu plündern, Alles durcheinander zu werfen, und die heiligen Väter der Jesuiten selbst zu mißhandeln. Der Weihbischof erschien in Person, berief das Volk in die Kathedrale zurück und wollte von der Kanzel herab zu ihm reden, aber man wollte ihn nicht hören, man tobte von Neuem wild und wüthend durcheinander. Da ereignete sich etwas Wunderbares und Unglaubliches, das dieser seltsamen Geschichte ihre charakteristische Spitze giebt.

Es steigt ein Mann auf die Kanzel, ein riesenhafter, verwegen aussehender Mann, der mit einem

Dolche bewaffnet ist, welchen er, als er oben auf der Kanzel angelangt ist, hoch über seinem Kopfe in die Luft schwingt und dann wie zum Gruße gegen die staunend zu ihm hinaufblickende Menge zückt. Auch er begann damit, wie der Herr Weihbischof gethan, das Volk zur Ruhe zu ermahnen, und dann sagte er, seinen Dolch schwingend: „Die guten Väter sind wahrlich unschuldig, denn ich, ich bin es gewesen, der die Madonna gestohlen hat! Aber ich werde sie gern zurückgeben, wenn das Gouvernement, dem ich bis Montag Abend Frist bewilligt habe, auf den vorgeschlagenen Pakt eingehen will. Also abbiate pazienza, schreit nicht mehr so, denn hier sehe ich viele meiner alten Gefährten, die bewaffnet sind, wie ich.“ Jetzt stieg der kühne Räuber langsam und pathetisch wieder von der Kanzel herunter, von mehreren Seiten her murmelte man ihm Beifall und Bewunderung zu, und der Name des Signore Vendetta wurde mit ehrfürchtigem Geflüster unter der Menge wiederholt. Niemand wagte Hand an ihn zu legen, obwohl er sich durch die überfüllte Kirche nur allmählig den Weg bahnen konnte. So sehr respektirte man in ihm den Charakter des großen Räubers, dem kein Italiener

seine Bewunderung, und wenn er gefangen wird, sein tiefes herzliches Mitleid versagen kann.

Die Behörden von Velletri aber zitterten und wußten sich nicht zu rathen. Eine Deputation von Municipal-Mitgliedern und Geistlichen eilte nach Rom, und Pius IX. ließ eine Compagnie von Schweizer Infanterie und einen Trupp berittener Gensd'armerie nach Velletri abmarschiren. Wie die Sache schließlich beigelegt wurde, darüber weichen unsere Quellen von einander ab. Das officielle Giornale di Roma, das eine authentische Mittheilung dieser Begebenheit lieferte, versichert, daß der Räuber, die allgemeine Entrüstung fürchtend, dem Bischofe das heilige Madonnenbild freiwillig zurückgesandt habe. Denn ein Räuber hält in Italien Etwas auf die öffentliche Meinung, und wird nicht leicht in directem Widerspruche mit derselben eine bedeutende Raubthat begehen. Das officielle Journal der päpstlichen Regierung schweigt aber von den Bedingungen, unter denen das Madonnenbild von Velletri von dem Räuber wiedergegeben worden.*) Denn Signore Vendetta

*) Eine durchaus wahrheitsgetreue Erzählung dieser merkwürdigen Begebenheit lieferte sogar der Pariser Univers, ohne irgend ein ultramontanes Schönpflästerchen, woran es diesem Blatt sonst in Bezug auf Rom nicht fehlt, aufzusetzen.

scheint uns kein Mann zu sein, der eine Beute wieder aus den Händen fahren läßt, ohne sich dabei einige solide Bratenstücke herausgeschnitten zu haben. Wie man uns sagte, bezieht Vendetta doch eine Pension von der Behörde in Velletri, und er ist nicht der erste Räuber im Kirchenstaat, der sich den Pensionnair einer päpstlichen Behörde nennen kann. Die wilden Sitten, welche der Kirchenstaat des Mittelalters darbot, sind noch nicht verschwunden, und wenn die Colonna's und Orsini's auch nicht mehr in kampfentbrannten Schaaren in den Straßen Roms gegeneinander zu Felde ziehen und die öffentliche Sicherheit der Gesellschaft bedrohen, so setzt es doch fast noch schrecklicher erschütterte und noch mehr von innen gebrochene Zustände voraus, wo ein Bandit über einen von ihm ausgeführten Raub zu öffentlichen Unterhandlungen mit dem Gouvernement hervortreten kann, und Bedingungen stellt, für deren Erfüllung er das gestohlene Gut als Unterpfand betrachtet.

Der Kirchenstaat ist daher jetzt zugleich das Land der großen Räuber in einem so colossalen Maaßstabe geworden, wie es kaum je der Fall gewesen sein mag. Und es sind dies keine erdichteten Helden der Landstraße, wie sie meistentheils in den deutschen Räuber-

Romanen ihrer Zeit figurirten, in denen früher ein Theil der revolutionnairen Phantasie der Deutschen sich abzulagern suchte, und der Rousseau'sche Naturstaat und die böhmischen Wälder zu einer tollen Phantasmagorie ineinander flossen. Die Räuber im Kirchenstaat sind ganz leibhafte und sehr wohlbekannte Personen, die in ihrem Heimathsort oft wie ächte Biedermänner angesessen und geachtet sind, die einen herzlichen Familien-Umgang mit ihren Nachbarn unterhalten, vielleicht auch mit dem Herrn Pfarrer zusammen einige Nummernzettel in der römischen Zahlen-Lotterie spielen, aber auch Verbindungen mit vornehmen und mächtigen Herren in Rom selbst unterhalten, und allem Anschein nach ganz gute Bürger, Hausväter und Beichtkinder sein würden, wenn sie nicht zufällig an einer Monomanie für den Postwagen, besonders wenn er auf der einsamen nächtlichen Landstraße dahin rollt, litten. Die unsicherste Gegend des Kirchenstaats war in der letzten Zeit die zwischen Bologna, Ferrara und Ravenna gewesen, und wir hatten hier die Poststraße nur unter einer bedeutenden Bedeckung von Gensd'armerie und Dragonern zurücklegen können. Hier hauste der gefährliche Räuberhauptmann Querzi, der eine Bande von wenigstens

30 Individuen um sich gesammelt hatte. Aber vor einigen Tagen wurde Querzi in einem Streite mit mehreren Bauern in Codera erstochen, und die Provinzen Ferrara und Ravenna sollen nun wieder einer größeren Ruhe genießen, obwohl, den neuesten Nachrichten zufolge, aus der Bande Querzi's sich schon wieder ein neues, nicht minder fürchterliches Individuum hervorgebildet haben soll. Aber auch manche Gegenden in und um Rom sind oft ebenso unsicher, als die Landstraßen in den Legationen, die nächtlichen Straßen-Anfälle und Beraubungen, deren der Polizei-Bericht von Rom oft zweiunddreißig in einer einzigen Woche aufführt, sind hier ganz gewohnte Ereignisse, und vor einigen Tagen wurde eine ganze Gesellschaft von Engländern, die sich beim Besuch des Colosseums verspätet hatte, von acht Gaunern angefallen, und unter Mißhandlungen aller Art ihrer Kleider, Börsen und Uhren beraubt. In Umbrien allein jagen sich in diesem Augenblick die päpstlichen Gensd'armen mit vier Räuberbanden umher, die als völlig organisirte Schaaren bestehen, und von deren Thaten die vielen Raubanfälle auf fremde und einheimische Reisende täglich sprechen. Zuweilen bringt die wohlthätige „Brüderschaft des Todes“ (Compagnia della morte),

die den Hauptzweck ihres Wirkens in der Bestattung armer Gestorbener oder unnatürlich Gefallener sucht, an einem Tage drei bis vier Leichen Ermordeter aus der nächsten Umgebung Roms hier ein. Neulich wurden sechszehn Mitglieder einer Raubbande hier eingebracht, welche in der Delegation von Viterbo bis in die toskanischen Maremmen hinein die Straßen in Belagerungszustand versetzt hatten.

Aber dies Alles wird von der einheimischen Bevölkerung selbst von einem ganz andern Standpunkte angesehn, als es der Fremde, der nicht das Glück hat unter dem Krummstabe zu wohnen, anzusehen vermag. Das italienische Volk klagte sogar über die Grausamkeit der Oesterreicher, die in den Gegenden, wo sie ihre Besatzungen hatten, jeden Banditen auf der Stelle niederschossen, den sie bei einem Verbrechen ertappt hatten. Die Declamationen der Italiener gegen die Rohheit und Tyrannei der Deutschen schienen auch daraus ihre Beweisgründe zu schöpfen, daß die in den Legationen stehenden Oesterreicher eine so wilde und grausame Verfolgung der Räuber betrieben und einer Bevölkerung, die gar keinen Schutz bei ihren eigenen Behörden fand, und wo die Landbewohner sich nur mit schwerem Gelde von den Banditen frei-

kaufen konnten, in der That die Sicherheit ihrer Straßen und ihres Eigenthums wieder verschaffen wollten. Ein Bandit ist ja in dieser kirchenstaatlichen Räuberhöhle, nach der von Oben herab gebildeten Ansicht des Volkes, ebenso gut ein Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft als ein Beamter und ein Geistlicher, und das Volk erschrak, daß ein solcher Mann ohne Weiteres von den Oesterreichern niedergeschossen werden konnte. Der Cardinallegat von Bologna selbst hatte damals einen Judenknaben geraubt und durch päpstliche Karabiniere aus dem Hause seiner Eltern wegnehmen lassen. Dieser Raub des kleinen Mortara sollte freilich der alleinseligmachenden Kirche einen Rekruten bringen, aber ein Eingriff in das Recht und Eigenthum der Familie war es nicht minder, als wenn der Räuber bei nächtlicher Weile in den Schaafstall des Bauern einbricht, und ihm die besten Stücke seiner Heerde entführt.

Der Namen eines großen Räubers hat bei der italienischen Bevölkerung einen mächtigen Klang und er wird in Hütten und Palästen mit einer gewissen Bewunderung und Anerkennung genannt, die oft für die bedeutendsten Männer der Nation schwer zu erlangen ist. Der eigenthümliche Ursprung des Räuber=

geschäfts, der in Italien nicht zu verkennen ist, und besonders im Kirchenstaat sehr häufig wirkte, mag auch das Verhältniß der Bevölkerung zu den Räubern vorn herein ganz anders geformt haben. Die Opposition gegen die Schlechtigkeit der Regierungen brachte in Italien von jeher politisch Mißvergnügte hervor, die zuletzt außerhalb der staatlichen Gemeinschaft ihre Zuflucht in den Wäldern suchten und dort ihre Angriffe gegen das Gouvernement als freie und fessellose Kämpfer fortsetzten. Es gab Zeiten, wo die Räuber die einzige politische Opposition ausmachten, welche gegen die schlechte Regierung der Päpste geführt wurde, und es konnte darum nicht fehlen, daß ein Metier leicht noch für ein ehrenhaftes und sogar rühmliches angesehen wurde, das ein Mann ergriff, den sein muthiger Kampf gegen Aristokraten und Priester nicht länger in dem Frieden seines Hauses ließ. Wenn er auf dieser neuen Laufbahn zufälliger Weise auch stehlen mußte, um sich vor dem Hunger zu schützen, so konnte dies seinen Glanz in den Augen einer Bevölkerung nicht mindern, die vor Allem seinen Muth, seine Entschlossenheit, seinen Widerstand gegen Polizei, Regierung und Clerus bewunderte. Auf den italienischen Dörfern waren von

jeher die jungen Bauern, die sich den Räubern verbanden oder „den Wald (la macchia) ergriffen", wie es im Kunstausdruck hieß, bei weitem mehr von den hübschen Mädchen geliebt und ausgezeichnet, als der andere Bursch, der Handgeld genommen hatte, um unter die Soldaten des Papstes zu gehen. Oft erlangten auch die Räuber eine vollkommen kriegerische Organisation durch politische Parteichefs, die sich an ihre Spitze stellten und sie zu einem regelmäßigen Kampf gegen die Truppen des Papstes führten, wie dies einst Alphons Piccolomini und Marco Sciarra gethan. Diese beiden Signori, die ein Heer von mehreren tausend Mann unter ihrem Commando hatten, und mit diesen die Romagna und die Campagna von Rom verwüsteten, organisirten zugleich das System, wonach auch Mörder an reiche Leute vermiethet wurden, um zur Ausführung einer Privatrache zu dienen. —

Das Räuberwesen incarnirte sich aber allmählig so sehr in der italienischen Bevölkerung, daß es selbst in den gebildeten und vornehmen Kreisen der Gesellschaft Personen giebt, welche der Verdacht umschwebt, heimlich Räuber zu sein, oder früher einmal einer Bande in den Wäldern bei Ravenna oder Terracina

angehört zu haben. Oft haben sie auch schon als Räuber vor Gericht gestanden, sowie ein bekannter Zeitungsschreiber in Turin, der zugleich ein Hauptkämpfer gegen Oesterreich seit dem Tode Karl Alberts war. Er war, wenigstens den Zeitungen zufolge, im Canton Tessin des Diebstahls und Raubes angeklagt worden, obwohl der Proceß, wegen mehrerer Formalitäten, noch schweben blieb, da der Angeklagte zugleich aus dem Tessin ausgewiesen war.

Ein italienischer Räuber genießt, selbst wenn er als Abgeurtheilter im Kerker sitzt, noch immer einer großen Popularität im ganzen Lande, man wird nicht müde, sich die wunderbarsten Geschichten von ihm zu erzählen, und seinen Namen wie den eines allverdienten Mannes zu wiederholen. In seinem Kerker erhält er Besuche von nah und fern, und man drängt sich herzu, um auch dem gefangenen Banditen, der dem phantastischen Volke jetzt fast als Märtyrer des Gesetzes erscheint, seine Bewunderung und Theilnahme zu erkennen zu geben. Eine solche Gestalt ist der berühmte Räuber Galafredo, der schon seit längerer Zeit auf der Festung von Civita Vecchia gefangen sitzt und dort im Kreise seiner Familie, die ihm in den Kerker folgen mußte,

eine Art von Hofhaltung führt. Er nimmt Besuch von allen Reisenden an, die sich auf der Citadelle bei ihm melden lassen, und er thut dies im vollen Gefühl seines Werthes und seiner Größe, denn Galafredo ist eitel, wie nur irgend Jemand, der auf ein bewegtes, ereignißreiches Leben zurückblickt. Er hat seiner Zeit eine Reihe von Unthaten ausgeübt, die ihn zum Schrecken der Landstraßen und Wälder machten, endlich aber mußte er sich der päpstlichen Regierung gefangen geben, die ihn mit den Seinigen auf die Citadelle in Civita Vecchia setzen ließ, wo er aus dem Fenster seines Kerkers eine herrliche Aussicht über das Toscanische Meer genießt. Er selbst sieht noch sehr stattlich aus und trägt eine rothe Sammetjacke, die mit allen möglichen Troddeln und Schnüren aufgeputzt ist, während die Seinigen sich im elendesten Aufzuge darstellen. Er verwendet fast Alles, was ihm seine zahlreichen Besucher schenken, auf seine Kleidung, und seine Augen blitzen freudig auf, wenn man von ihm sagt: Galafredo sieht wie ein König aus! Seine große Volksthümlichkeit stammt auch aus der Art und Weise, wie Galafredo seine Thaten vollbrachte. Denn man sagt ihm nach, daß er niemals einen Armen angegriffen, sondern seine ganze Kunst immer nur an

den Reichen ausgeübt habe. Man unterhält sich mit ihm vornehmlich über die Methode, in der er seine berühmtesten Diebstähle und Raubthaten ausgeführt, und er pflegt sich darüber mit der größten Offenherzigkeit zu äußern, wobei man jedoch Fachkenner sein muß, um sein ganzes System genau verstehen zu können. Man sieht aber aus diesen Mittheilungen erst recht ein, wie ein Räuber in Italien noch immer einen bestimmten Stand hat, der seine Gesetze in sich selber trägt, und ihm eine sociale Ausnahmestellung in ganz positiver Weise verschafft.

Galafredo behauptete, daß er niemals Einen getödtet habe, der ihm nicht zuvor offenen Widerstand entgegengesetzt habe. Dagegen hat er jeden Geistlichen, der ihm in den Wurf kam, jedesmal getödtet, und dies ist ein tragischer Zug, der in seine Lebensgeschichte hineinragt, wie er auf der andern Seite beweist, daß die Elemente der Geistlichkeit und Räuberei sich in Italien fast überall berühren und leicht auf denselben Wegen miteinander zusammentreffen. Galafredo hatte nämlich in seiner Jugend eine Geliebte, an der er mit schwärmerischem Entzücken hing, aber er beargwöhnte sie zugleich wegen eines heimlichen Verhältnisses zu ihrem Geistlichen. Der gefährliche Pater

schien aber das Herz des Mädchens vollkommen berückt und abwendig gemacht zu haben, und eines Tages stach ihn Galafredo nieder, als er ihn in einer Umarmung mit seiner Cecchina überraschte. Dann aber flüchtete Galafredo hinauf in die Berge, und schlug seinen Wohnsitz in den wilden Schluchten auf, in denen er zugleich das Handwerk, das ihm nur noch übrig geblieben war, auszuüben begann.

Galafredo hatte früher in seinem Dorf auch das Talent geübt, Zähne auszuziehen, und sich dadurch einen hohen und weitverbreiteten Ruf gewonnen. Dieser Ruhm concurrirte fast mit seinem neuen Ansehen als Räuber, obwohl er auch in dieser letzteren Eigenschaft bald von sich hören ließ, und aus den Bergen die schrecklichsten Erzählungen von ihm in's Thal herunterdrangen. Noch nie waren so viele Priester auf offener Landstraße ermordet worden, als seitdem Galafredo dort gesehen wurde. Aber doch, wenn man in einem Orte Italiens wußte, daß Galafredo in der Nähe hauste, und es Jemand mit seinen Zähnen nicht mehr aushalten konnte, entschloß man sich gern, den Galafredo holen zu lassen. Der Hirtenjunge wurde dann ganz einfach in die Berge hinaufgeschickt, und der gefürchtete Galafredo, an dessen Namen schon so

viele Schrecknisse hafteten, ließ sich nun, fromm wie ein Lamm, von dem Hirtenjungen herunterholen, an dessen Hand er plötzlich aus dem Dickicht der Berge heraustrat. Als Zahnauszieher war ihm dann wieder, als sei er in die friedliche Idylle seiner Jugend zurückversetzt, wo er noch an Cecchina's Tugend und Treue glaubte, und glücklich trat er in die Hütte des Landmanns und Bürgers, um den schadhaften Zahn mit seiner Meisterhand zu entfernen. Er nahm auch dafür sein Geschenk, ganz wie früher, und dann stieg er mit behaglicher Friedensmiene wieder in seine Berge hinauf. Niemand dachte jemals daran, ihn auf einer dieser ärztlichen Visiten festzuhalten, und die Gensd'armen, die vielleicht noch vor Kurzem auf den Räuber Galafredo gefahndet hatten, respectirten ihn vollkommen, wenn sie ihm in seinem Berufe als Zahnarzt im Thal begegneten. Es ist dies ein sociales Culturbild aus dem heutigen Italien, das in allen seinen Einzelnheiten die Spuren der Aechtheit an sich trägt!

Der Räuber ist den Italienern beinahe ebenso zu einer Universalfigur geworden, als der Priester. Der Räuber ist in Italien Alles, auch besitzt er Geschick und Gewandtheit zu allen möglichen Geschäften, und

wenn er nicht nebenbei Zahnarzt ist, wie Meister Galafredo, so versteht er sich vielleicht auf irgend ein anderes solides Geschäft, oder er nimmt zeitweise eine kleine Beamtenstelle, besonders bei der Douane, an, die er sich durch einen seiner mächtigen Fürsprecher zu verschaffen weiß. Es giebt Zeiten, wo die Geschäfte auf den Landstraßen stocken, und die Sehnsucht nach einem gefahrlosen Stillleben den Räuber überkommt. Dann findet man ihn auch nicht selten unter den Modellen, die in grotesken Gruppen vor der großen Treppe auf dem Spanischen Platz stehen, und durch ihre bemerkenswerthen Gebärden und Stellungen den vorübergehenden Malern ihre Dienste anbieten. Das ausdrucksvollste und gewandteste Modell, das sich zugleich am geschicktesten in jede darzustellende Situation zu versetzen weiß, gewährt in vielen Fällen der Räuber, dessen ausgearbeitete, kraftvolle und nicht selten von allen Reizen der Plastik gehobene Gestalt in neueren Werken italienischer Maler oft bedeutende Wirkungen gemacht hat. Zuweilen fertigt man auch Portraits von Heiligen nach ihnen an, welche die Kirche, ohne im Besitz eines wirklichen Originals zu sein, zu irgend einem Zwecke zu liefern die Absicht hatte.

So wurde vor einiger Zeit von dem persönlich hier anwesenden Erzbischof von Olmütz die Seligsprechung des Pfarrers Johann Sarcander aus der Diöcese Olmütz, der im dreißigjährigen Kriege seines Glaubensfanatismus wegen getödtet wurde, bei der römischen Curie beantragt, und Papst Pius zögerte nicht, das betreffende Decret darüber auszugeben. Die Kosten, welche die österreichische Diöcese tragen mußte, beliefen sich auf 200,000 Thlr., aber dieser Punkt konnte, bei den ungeheuren Reichthümern des österreichischen Clerus, keine Schwierigkeiten machen. Eine größere Schwierigkeit bestand darin, ein Portrait des frommen Johann Sarcander zu beschaffen, das bei seiner Beatification, die im St. Peter erfolgen sollte, im Glanz der Weihen aufgestellt werden könnte, wozu es aber an jedem Original gebrach. Die Kirche kann bei Dingen nicht schwierig sein, bei denen es nur darauf ankommt, die persönliche Einbildungskraft zu einem guten Zwecke heranzuziehen, und nöthigenfalls hat sie auch die Macht, zu decretiren, wie ein gläubiger Pfarrer im siebzehnten Jahrhundert ausgesehen haben muß. Ein junger deutscher Maler, in Berlin durch einige ausgezeichnete Arbeiten sehr bekannt, der sich zu dieser Zeit in Rom befand, er-

hielt den Auftrag, das Beatificationsbild Johann Sarcander's zu malen, denn den Cardinal-Staats-secretair Antonelli, der die ganze Feier anzuordnen hatte, setzte der Mangel eines Originalbildes nicht in die geringste Verlegenheit. Seit einiger Zeit gab es unter den Modellen auf dem Spanischen Platze einen entlassenen Galeeren-Sklaven, der durch eine ungemein würdige Gestalt und Physiognomie sich bemerklich machte. Er verband mit einem sehr charakteristischen Kopf das vollständigste Ansehen eines Heiligen, und den Spitznamen des Heiligen führte er schon in den Abruzzen und auf der Galeere. Dieser schreckliche aber sehr geeignete Mann, welchen der vielbewunderte Scharfsinn Antonelli's sogleich als zweckdienlich aufgefunden hatte, wurde nun dem deutschen Maler in sein friedliches Atelier gesandt, und M. brachte, mit einem Enthusiasmus, in den sich zuweilen nur die unabweisbare Furcht vor seinem Modell gemischt haben mag, ein meisterhaftes Portrait des gläubigen Johann Sarcander zu Stande. Dies Bild wurde zuerst in der Laterankirche am Himmelsfahrtsfeste ausgestellt, wo es eingesegnet wurde, und der Papst selbst eine Anrede an die Geistlichkeit hielt über die bevorstehende Seligsprechung

Sarcander's und des französischen Priesters Labbré, den zur selben Zeit Frankreich zur Beatification vorgeschlagen hatte. Es war dies der merkwürdige Act, welcher dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich um einige Monate vorherging, und wobei der Papst diese beiden Länder, als die Hauptstützen des Katholizismus, segnete, dann aber, mit einer kraftvollen und begeisterten Erhebung, wie man ihn lange nicht gesehen, seinen Segen auf ganz Italien ausdehnte!

IV.

Cardinal Antonelli und die römischen Reformen.

Das Eindringen des Geistlichen in das Weltliche, und das Zusammenfassen dieser beiden Sphären zu einer einzigen und ungetheilten Macht, hatte in Rom das Verbrechen erzeugt, und zugleich den Staat und die Gesellschaft unfähig gemacht, das Verbrechen wieder von sich auszustoßen, es zu rächen und zu heilen.

Ein solcher Staatskörper kann sich nicht mehr reformiren, ohne vorher zu Grunde zu gehn. Und die Reformen, welche Louis Napoleon zu verschiedenen Zeiten dem Papste Pius IX. abverlangt hat und wahrscheinlich noch öfter abverlangen wird, glichen immer nur der seidenen Schnur, welche der türkische Sultan eines Tages seinen Vezieren sendet, um sie in aller Form aufzufordern, sich gefälligst zu erdrosseln. Denn Reformen können nur in einem jungen lebensfähigen Organismus glücken. Ein alter, in seinen Lastern eingelebter Körper zerspringt, wenn er plötzlich ein neues

Leben anfangen soll, und der starken diabolischen Reizmittel seiner Existenz entbehren muß, um nun von Unschuld, Tugend und Wahrheit sich zu nähren.

So oft Louis Napoleon den Papst um Reformen drängte, hatte Pius IX. jedesmal zu seinem Cardinal-Staatssecretair Grafen Antonelli gesandt, der zu ihm kommen und ihn trösten mußte. Der schwarze Antonelli, der sonst gar keine Wahlverwandtschaft mit dem Charakter des frommen Pius hatte und der im eigentlichsten Sinne sein böser Dämon geworden war, hatte doch einen so großen Einfluß auf den Papst erlangt, daß Pius sich nur dann ruhig fühlte, wenn er unter den Händen seines Lieblingsministers und in Uebereinstimmung mit dem Rath desselben sich befand.

Der mit allen Furien vertraute und auf alle Künste eingeübte Cardinal-Staatssecretair, an dessen starker Brust Pius IX. sein zeitmüdes Haupt geborgen hatte, soll dann dem heiligen Vater jedesmal Folgendes geantwortet haben: „Reformen kann es im Kirchenstaat nicht geben, denn die Theokratie kennt keine Irrthümer und Mißbräuche in sich, und Etwas daran zu verbessern, wäre eine Anmaßung gegen Gott, wie Furcht vor den Menschen, und ein Zugeständniß für die

Revolution, die jeden Tag nur darauf wartet, daß wir ihr die Thore öffnen! Sollten sich einige Mißbräuche bei uns eingeschlichen haben, so ist es sicherer, sie zu behalten als sie an uns selbst auszutilgen. Die ächte Staatsweisheit besteht darin, daß man mit Mißbräuchen regieren kann. Sie sind der nothwendige Ballast auf einer guten Schifffahrt. Das können wir selbst dem ältesten Sohne der Kirche nicht zu Gefallen thun, daß wir aus Liebe zu seiner Caprice unsern Ballast plötzlich auswerfen sollten, um dann an den Klippen zu zerschellen."

Und wer war Antonelli, der dem armen Pio Nono eine so freventliche Weisheit predigte, eine Weisheit, die ihm durch Mark und Bein ging, und die doch auch wieder unendlich viel Tröstliches für ihn hatte? In manchen Lagen des Leben ist es selbst eine Wohlthat, wenn man sich dem Teufel ergeben kann, der wenigstens immer ein festes und sicheres Wort für ungewisse und zweifelhafte Zustände bei der Hand hat. Diesen Dienst zu erweisen, war Antonelli wie geschaffen, und er hatte sich dazu durch sein ganzes vergangenes Leben die höchste Meisterschaft erworben.

Wie die Geistlichkeit im Kirchenstaat sich so leicht mit den Elementen des Räuberthums und Verbrechens

verbindet, so war auch Giacomo Antonelli geradezu aus einer Räuber-Familie hervorgegangen, die an der Gränze des Königreichs Neapel, in der unheimlichen Gegend von Terracina, wo in den dichten, finstern Wäldern Raub und Mord zu Hause sind, seit langen Jahren ihr Wesen getrieben hatte. Es wird schwer sein, ihn als Staatsmann und Gesetzgeber unparteiisch zu beurtheilen, denn schon seine Geburt in dem berüchtigten Dorfe Sonnino, bei Terracina, das nichts als eine unter dem Schutz des Waldes offen gelegte Räuberhöhle ist, scheint ein Verdachtsgrund gegen seine Gesetzlichkeit zu sein. Sein Vater, dem er in dieser Räuberschlucht entstammte, soll ein einfacher Holzhauer gewesen sein, ein Beruf, der in den Wäldern von Terracina gewiß nicht ganz idyllisch war, sondern sich leicht mit der wildesten Schreckens-Romantik gefärbt haben mag. Dieser Holzhauer gehörte aber einer alten Familie der Romagna an, die früher einige große Rechtsgelehrte und Geschichtsschreiber, aber auch mehrere berühmte Straßenräuber unter ihren Mitgliedern gezählt haben soll. Doch mußte sie auch in der letzten Zeit noch einige höhere Verbindungen übrig behalten haben, denn der junge Antonelli, nachdem er unter den Räubern seiner Heimath nur sehr praktische

Vorstudien hatte machen können, hatte in dem großen Priester=Seminar in Rom Aufnahme gefunden. Es mußten viele Umstände zusammengetroffen sein, um den kühnen, unternehmenden Giacomo, der das freie Leben in den Wäldern schon so muthig getheilt hatte und der manchen Strauß mit den päpstlichen Karabiniers bestanden, in die Priester=Laufbahn hineinzutreiben. Die Räuber=Laufbahn war aber keine so angenehme mehr, seitdem die französische Occupation unter dem ersten Kaiserreich Ernst mit der Vernichtung der Banditen in Italien zu machen begann. Giacomo sah seinen eigenen Onkel, der ein Vorbild aller Tugenden in seiner Familie gewesen war, eines Tages an einem Galgen hängen, und dieser Anblick vermochte ihn, so eilig als möglich nach dem Seminar in Rom abzureisen. Der Wald war ihm verleidet worden, und er wollte nun mit demselben kühnen und verwegenen Sinn, den er sich in der Schlucht gebildet, die hohe Stufenleiter der hierarchischen Würden rasch hinansteigen. Aber der Zögling des Waldes hatte sich schon zu Anfang seiner neuen Laufbahn seinen Plan vorgezeichnet, den er auch ganz genau durchführte. Antonelli gedachte sich vor der eigentlichen Priesterweihe zu hüten, er wollte die Ordination nicht empfangen,

denn Sinn und Gemüth standen ihm nicht danach, und er hatte im Kampf mit den Gensd'armen und Zollwächtern an der Gränze mehr die eigene Kraft, den Muth, die List und den Dolch schätzen gelernt, als daß ihm dabei Sinn und Lust für die geheimnißvolle Bedeutung der Sacramente und ihre Ausübung geblieben wären. Antonelli wollte nicht Priester, sondern nur Diaconus werden, und die Diaconen waren bei der katholischen Kirche, wie die Leviten bei den Juden, welchen Namen sie zum Theil auch noch im römischen Cultus führen; sie sind nur die Beistände bei den heiligen Handlungen der Priester, aber es ist nicht ihres Amtes, dieselben auszuüben, und dies mußte einem Manne, wie Antonelli, die größten Vortheile gewähren. Er wollte alle Macht des Priesterthums an sich reißen, aber die Verantwortungen und Collisionen des Geistlichen, der Messe hält und die Beichte abnimmt, wollte er, mit einer klugen Vorausberechnung seiner persönlichen Laufbahn, und mit einem großartigen Mangel an Illusion über sich selbst, von sich fernhalten. Er glaubte sich dann um so leichter auch alle diejenigen Vortheile aneignen zu können, welche den römischen Priestern, wenn auch überlassen, doch auch zum Vorwurf gemacht werden können. Anto-

nelli besaß nur eine einzige Feigheit, er fürchtete die übele Nachrede der Welt, und dieser dachte er zuvorzukommen, indem er zwar die Praxis der Wälder und Hohlwege aus seiner Heimath in die Hierarchie verpflanzte, aber doch zugleich den Vorwurf unmöglich machte, daß er die Pflichten des Priesters gebrochen.

Die ersten Ritterspornen der Hierarchie erwarb er sich unter dem Papst Gregor XVI., denn er hatte das Glück, den ehemaligen Barbier Moroni, den allmächtigen Kammerherrn und Günstling dieses Papstes, zu kennen und demselben durch einen der Geschäftsfreunde aus den Wäldern von Terracina empfohlen zu sein. Auch Moroni, der freilich durch das Rasirmesser weiter gekommen war als durch den Dolch, hielt zu der geheimen Loge, die draußen im Walde arbeitet und war gewohnt, jede von dorther an ihn gelangende Ordre zu respectiren. Er nahm daher den jungen Antonelli unter seinen Schutz, verschaffte ihm eine Audienz beim heiligen Vater, und lehrte ihn, wie man sich der Gunst desselben vergewissern könne. Gregor XVI. nahm an Giacomo Antonelli sogleich ein besonderes Interesse, der junge hochgewachsene schlanke Mensch, mit dem mohrenhaften Teint, den gluthvollen, betroffen machenden Feuer-Augen, der

kühnen Adlernase und den starken kräftigen Schultern, die er aus dem Leben in seiner wilden Heimath mitgebracht, gefiel dem Papste, und zwar um so mehr, weil Antonelli den Rath, den ihm Protektor Scheermesser gegeben, sich trefflich zu Nutze gemacht und als kirchlicher Reactionnair mit vieler Bravour bei ihm debutirt hatte. Obwohl Gregor XVI. in diesem Augenblick selbst mit einigen Reformen des so schmählich verrotteten Kirchenstaats schwanger ging, so war es ihm doch merkwürdig, einen jungen Mann zu sehen, der sich mit einer solchen fast liebenswürdigen Offenheit für den Absolutismus der päpstlichen Gewalt erklärte und ihm leidenschaftlich betheuerte, daß es nur ein einziges wahres Organisationsprincip in Welt und Gesellschaft gebe, und dies sei die Unfehlbarkeit des Papstes. Gregor XVI. war alt, und es war vielleicht aus Blasirtheit, daß er Reformen geben zu müssen glaubte, obwohl es ihm nie recht Ernst bei diesem Gedanken gewesen. Aber Antonelli war jung, mit aller Kraft und Gluth der Jugend Reactionnair, und Gregor mußte nach einer vertraulichen Unterredung mit Barbier Moroni gestehen, daß dies dem Kirchenstaat einst mehr nützen könne, als alle in Altersfurcht von ihm eingestandenen Reform-Ideen. Anto-

nelli wurde von ihm bald darauf in den Prälaten-stand erhoben, er wurde zum Beisitzer beim Ober-Criminalgericht ernannt, zu mehreren anderen Würden und Stellen befördert, und auch als Delegat erst nach Orvieto, dann nach Viterbo, endlich nach Macerata gesandt, in welchen letzteren Stellen er sich bereits durch politische Verfolgungen und Inquisitionen aller Art seinen Schreckensnamen gründete, der nun immer unheimlicher und drohender über Rom emporstieg. Er sah sich also im besten Zuge und hatte sich nicht verrechnet. Bald wurde er auch Unter-Staatssecretair im Ministerium des Innern, General-Schatzmeister, Finanzminister an der Stelle Tosti's, der die unheilvollste Unordnung in den römischen Finanzen zurückgelassen hatte. Man rühmte an Antonelli eine Thätigkeit, Energie und Genauigkeit in den Geschäften, wie man sie in der römischen Verwaltung kaum noch gesehen hatte, obwohl er das Talent, Geld zu schaffen, jedenfalls mehr für sich selbst als für die Staatskassen übte.

Kaum war Pius IX. auf den Stuhl Petri gelangt, als auch Antonelli nach der herrschenden Tonart der neuen Zeit umschlug, und seine Inquisitions-Miene, die sich schon so tief auf seinem Gesicht ein-

geätzt hatte, mit großer Virtuosität in liberale Falten zwängte. Antonelli apportirte jetzt plötzlich auf die Reform-Ideen, und Pius IX. mußte in ihm einen Mann sehen, der die feinsten Schwingungen der Zeit verstand, und der sich auf eine ebenso geistreiche als originelle Weise im Namen der Freiheit, des Rechts und der Menschlichkeit in sein Vertrauen zu drängen verstand. Das weiche Gemüth des neuen Papstes beugte sich schon damals vor dem dämonischen Gesellen, der ihm wie der Versucher zuzuflüstern schien, daß er ihm alle Wünsche seines Liberalismus erfüllen werde, wenn Pius IX. dafür mit ihm zur Hölle fahren wolle!

Pius IX., der ihm durchaus nicht widerstehen konnte, und sich halb in Furcht halb in Bewunderung an diesen starken Charakter gekettet sah, schenkte ihm bald darauf den rothen Cardinalshut und den Purpurmantel dieser Würde, welche Antonelli mit einem Portefeuille in dem neugebildeten Ministerium vereinigte. Antonelli begann plötzlich volksthümlich zu werden, und er täuschte die Liberalen, wie er die Reactionnaires getäuscht hatte. Später, im Fortgange der Revolution, der er lächelnd ihren Lauf gelassen hatte, wurde Antonelli auch Mitglied der Verfassungs-

Commission, die am 14. März 1848 das berühmte Statut verlieh. Antonelli stellte sich sogar im Anfang, als träume er in Gesellschaft mit dem Volke von dem „heiligen Krieg" gegen Oesterreich, und er war es, der den Papst zu bereden schien, die römischen Milizen in den Kampf treten zu lassen. Er war es auch, der den an die Gränze gesandten General Durando, als dieser sich wirklich zum Antheil an dem Kampfe hatte hinreißen lassen, förmlich desavouirte und zur Verantwortung zog.

In dem Papste Pius IX. war zugleich ein feiner gesellschaftlicher Mann auf den Stuhl Petri gekommen, der auch hierin einen sehr bedeutenden Contrast zu seinem Vorgänger, dem aus dem rohesten Volksleben emporgestiegenen Gregor XVI., darbot. Pius war, obwohl in seinen Formen und Manieren ein ganz einfacher Mann, doch zugleich durch und durch Cavalier, liebt er es, einen geselligen und traulichen Kreis um sich zu ziehen, in dem besonders die Frauen den Ton anzugeben haben. Der Cardinal Antonelli, obwohl er durchaus keine feinen gesellschaftlichen Antecedentien hatte, verstand es doch, auch in dem Damenkreise auf Castell Gandolfo, wo der Papst gewöhnlich einen großen Theil seiner Familie,

besonders der weiblichen Mitglieder, um sich versammelte, sich beliebt zu machen und dadurch seinen täglichen und stündlichen Einfluß auf Pius IX. wesentlich zu verstärken. Nur Eines gelang ihm nicht, wodurch er sich den Papst, der ihm freilich schon so viel gegeben, daß ihm nichts mehr zu geben übrig blieb, doch noch zu stärkerem Dank hätte verpflichten können. Es herrschten nämlich seit der Zeit seiner Thronbesteigung bedeutende Zerwürfnisse in der Familie des Papstes, und Antonelli, der Alles machen zu können glaubte, hatte sich auch die Vermittelung dieses Familienzwistes angelegen sein lassen. Aber derselbe wurzelte zu sehr in der verletzten Eitelkeit dieser Verwandten, unter denen besonders der Bruder des Papstes, der Graf Gabrielle Mastai und seine Gemahlin in Sinigaglia, sich über eine Schmälerung ihrer Familienrechte bitter beklagten, als daß selbst Antonelli hier mit Erfolg hätte vermitteln können. Pius IX. hob nämlich einen Gebrauch auf, der seit alter Zeit her an den Höfen der Päpste bestanden. Nach diesem Gebrauch tritt jeder Neffe eines regierenden Papstes in den Fürstenstand, aber Pius IX. unterließ es, diese glänzende Ceremonie an seinem Neffen, dem jungen Comthur Conte Luigi Mastai,

vornehmen zu lassen, obwohl dieser sein Liebling war und zu seinen täglichen Gesellschaftern gehörte. Der junge Graf änderte auch darum sein zärtliches Verhältniß zu seinem päpstlichen Oheim nicht, aber seine Eltern, der Graf und die Gräfin Gabrielle Mastai, waren über die entzogene Standeserhöhung sehr zornig geworden, und hatten dem Papste dafür ihre ganze Freundschaft aufgekündigt, so daß sie nie mehr zu bewegen waren, zu ihm nach Rom zu kommen, was das zarte Herz Pius IX. tief verwundete. *) Antonelli war nach Sinigaglia gereist, um den unseligen Zwist zu bannen, er hatte sich sogar in einer Verkleidung zu dem alten Grafen Gabrielle Mastai den Zutritt zu erlisten gewußt, aber die Verwandtenliebe, nach der Pius sich sehnte, brachte er ihm nicht wieder zurück.

Antonelli hatte sich aber durch solche Vorgänge auch als Herzens-Vertrauter dem Papste unentbehrlich zu machen gewußt. Um ihn immer fester an sich zu bannen, würde Antonelli sogar das Leben eines heiligen Asceten für eine Zeitlang auf sich genommen haben.

*) Der Graf Luigi Mastai verheirathete sich vor Kurzem mit der Tochter des verstorbenen Fürsten del Drago, Donna Maria Teresa, und wurde bei dieser Gelegenheit von dem Papste mit einem sehr bedeutenden Patrimonium ausgestattet.

Eben so begleitete Antonelli den Papst bei seinen ersten schüchternen Schritten auf dem Wege der Reformen wie ein gehorsamer Schüler, der seinem Meister auch auf gefährlichen Bahnen überallhin folgt und ihm die Schleppe trägt, auch wenn es zum leibhaften Teufel vorwärts gehen sollte. Hätte sich aber Pius IX. auf diesem Wege unversehens nach seinem Cardinal-Staatssecretair umgeblickt, so würden ihn die unwillkürlichen Grimassen seines Begleiters, und der Pferdefuß, der aus dem Purpurmantel des Cardinals hervorgeguckt, doch ohne Zweifel sogleich belehrt haben, daß er hier einen Kumpan hinter sich hat, der es nicht ehrlich mit ihm meint, und der schon darauf speculirte, daß Pius, nachdem er sich an den ersten Reformen die Finger verbrannt, dann die trügerische Fahne des liberalen Papstes für immer aus den Händen sinken lassen werde.

Pius IX. war schon unmittelbar nach seiner Thronbesteigung mit kleinen Reformen vorgegangen, zu denen die Veranlassung gewissermaßen auf der Straße lag. Denn es gab von jeher Dinge in Rom, die so abscheulich waren, daß jeder wohlgesinnte Straßenjunge an ihnen hätte zum Reformator werden können. Zuerst versuchte er seine Hand an die römischen

Douanen zu legen, die zu Räuberhöhlen im eigentlichsten Sinne des Wortes geworden waren. Es gab keine Verwaltung im Kirchenstaat, die so viel Mißhandlungen und Beleidigungen für den Fremden, so viel unverschämte Geldschneiderei, und so viel offen betriebene Verhöhnung von Moral und Gesetz darbot, als die römischen Zollstätten, in denen die Beamten nur angestellte Wegelagerer zu sein schienen. Diese Verhältnisse sind zwar im gegenwärtigen Augenblick wieder vollkommen auf ihren alten Standpunct zurückgekehrt, und man muß sich, so wie man über die Gränzen des Kirchenstaats tritt, gestehen, daß ein Land, in welchem solche Douanen- und Paß-Quälereien möglich sind, sich schon dadurch aus der Reihe der civilisirten Staaten ausgestrichen hat. Pius IX. ließ augenblicklich wenigstens andere Formen an die Stelle der alten scandalösen Praxis treten, um der neuen Zeit, die in Rom einziehen sollte, auch gastlichere und reinlichere Gränzen zu zeigen. Dann wandte er sich schon zu einer neuen Organisation des Gerichtsverfahrens, die nicht minder Noth that, als eine sittlichere Einrichtung der Douane, oder als ein Umbau der schlechten Dachtraufen, die bei Regenwetter zu Gießbächen für die römischen Straßen geworden

waren und auf deren Verbesserung Pius ebenfalls sein Augenmerk gerichtet hatte. Zugleich schwebte ihm eine Art von Jury vor, welche er in die Criminal-Gerichtsbarkeit einführen wollte. Dem Tribunal, welches über Verbrechen zu richten hatte, sollten zehn Geistliche beigegeben werden, um das Verdict zu fällen, während der Gerichtshof nur über die Anwendung des Gesetzes zu erkennen haben würde. Auf den Weg einer völligen Sonderung zwischen bürgerlichem und geistlichem Recht wagte er sich noch nicht zu begeben, denn hier trat der ganze Organismus des Kirchenstaats in Frage, und hier sah sich Pius von anderen Gewalten in die Mitte genommen, die ihn noch unberechnenbar umtobten, und die selbst noch nicht wußten, wie weit sie ihn treiben, wie viel sie ihm in dieser hochaufgegangenen Brandung der Revolution abverlangen würden!

Diese Brandung verschlug den vor seinem eigenen Werk entfliehenden Pius nach Gaëta. Hier, im nachdenklichen Stillleben der Verbannung, wurde Pius IX. unter den Händen Antonelli's der verhärtete Reactionnair, der er seitdem, allen äußeren und inneren Anforderungen gegenüber, geblieben. Antonelli befestigte jetzt seine Herrschaft über den Papst

mit eisernen Banden, und schmiedete um Pius die von der Kirche geweihte Kette der Reaction, die nicht mehr zu zerbrechen war. Er zeigte dem Papste, daß er nur dadurch den jämmerlichen Schiffbruch erlitten, weil er dem Geist des Verderbens, der in den Freiheitsideen gelauert, alle jene Zugeständnisse gemacht, von denen die Revolution sich genährt hatte und groß geworden war. Antonelli, nachdem er sein Opfer sicher gefaßt, erhob sich jetzt zu einer ungeheuren Thätigkeit, wie man ihn nie gesehn. Er trat mit allen auswärtigen Mächten in Unterhandlung, und stellte es ihnen als eine gebieterische Forderung des Himmels und als eine Sache ihrer Gewissen dar, zur Hülfe heranzuziehen und alle ihre Gewalt für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes aufzubieten. Er sendet die Donner seiner Beredsamkeit nach Frankreich, Oesterreich, Spanien und Neapel, und erinnert diese Mächte an ihre Aufgabe, die Garde der katholischen Kirche zu sein und den ihr zugefügten Schaden zu rächen. Die Begehren Louis Napoleons nach Reformen wußte er mit trügerischen Wendungen ausweichend zu beantworten, und dem Papst nahm er in einer jener dämonischen Stunden, in denen dieser ganz in die Gewalt des

Schrecklichen gerieth, das heilige Versprechen ab, sich von dem bösen Geist der Reformen niemals wieder, in welcher Gestalt es auch sein möge, verlocken zu lassen.

Nach der Heimkehr des Papstes hatte sich die Situation für ihn ganz und gar verändert. Es bemächtigte sich seiner jetzt eine vollendete Apathie nach Außen hin, obwohl er seine freundliche und liebenswürdige Weise, selbst den behaglich witzelnden und sylbenstechenden Ton, der ihm in der Unterhaltung eigen ist, beibehielt. Er ließ die Welt jetzt gehen, wie sie gerade ging, und verließ sich in allen Dingen auf den Starken, der an seiner Seite stand, und der nach der Rückkehr nach Rom auch noch zum Minister-Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden war. Antonelli war jetzt Alles in Allem, und man nannte ihn mit Recht den Dictator des Kirchenstaats, aber er war Dictator, nur um seinen eigenen Beutel zu füllen, und es gab kein anderes Princip irgend einer Art, für das er sich geopfert oder auch nur den geringsten seiner Genüsse preisgegeben haben würde. Auch bestand sein ganzes Talent für die Geschäfte nur darin, auf die frechste und unverschämteste Weise Alles immer schlechter werden zu lassen, um es desto besser ausbeuten

zu können, und sein Vermögen daran zu vermehren. Als Diplomat und Politiker würfelte er Alles durcheinander, um sich zum Herrn der Situation zu machen, und Alles so zu verwirren, daß nur seine eigene Hand sich noch in diesem Labyrinth von Intriguen und Schlechtigkeiten zurechtfinden konnte. Dies war zugleich das Geheimniß, wodurch er den Papst gewissermaßen unauflöslich umstrickt hatte, denn Pius kannte den Boden nicht mehr, den Antonelli ihm unter den Füßen ausgebreitet hatte, und bei jedem selbständigen Schritt, den er noch wieder wagen wollte, glaubte er den Sturz in den Abgrund befürchten zu müssen. Wenn ihm ein anderer seiner Freunde, der zuweilen das Wort hat, zu denen besonders der Cardinal Altieri gehört, Etwas gegen den Cardinal-Staatssecretair sagt, so zuckt Pius nur die Achseln, und fügt ein resignirt Ergebenes: „was soll man machen?" hinzu.

Auch Pasquino und Marforio haben sich schon oft über das wunderbare Verhältniß zwischen Pius und Antonelli miteinander unterredet. Einst fragte Pasquino: „warum der heilige Vater seit seiner Rückkehr nach Rom so still geworden sei, und keine Reden mehr an das Volk halte?" Marforio antwortete: „das kommt daher, lieber Bruder Pasquino, weil er

immer nur auf den Antonelli hört. Weil Antonelli Alles zu sagen hat, schweigt der heilige Vater, und weil der heilige Vater schweigt, hat Antonelli Alles zu sagen.“ Der Haß gegen Antonelli ist seit zehn Jahren in Rom ein ganz allgemeiner geworden, und steigert sich eigentlich von Tag zu Tag zu einer immer tiefern Leidenschaft, die gegen das Leben Antonelli's schon mehrfach losgebrochen ist. Die Mordanschläge gegen ihn schweben beständig in der Luft, und schon einige Male, namentlich bei dem Attentat vom 12. Juni 1855, trug Antonelli eine leichte Wunde davon, obwohl die ausführende Hand des Mörders ihn nicht lebensgefährlich treffen konnte. Ein anderer Dolch, der ihn erst im vorigen Jahre abthun sollte, stieß gänzlich fehl, der Mörder wurde gehängt, aber Antonelli blieb am Leben und in seiner Alles beherrschenden Stellung.

Im Frühjahr 1855 richteten Frankreich und England, von Sardinien dazu angeregt, eine diplomatische Vorstellung an den Papst, daß er seinen Liebling, der eigentlich sein Tyrann war, aus seinem Ministerium entlassen möchte. Aber die Diplomatie täuschte sich in diesem Betracht sehr über die Stellung des Papstes zum Cardinal Antonelli. Wenn Pius im

Stande wäre, Antonelli zu entfernen, so würde er es schon längst um seiner selbst willen ausgeführt haben.

Was Frankreich und England, Sardinien mit inbegriffen, dem Cardinal Antonelli vorzuwerfen hatten, war im Grunde Dasselbe, worüber das römische Volk selbst sich täglich und stündlich beklagte und weshalb ein so allgemeiner und glühender Haß gegen den Cardinal-Staatssekretair in Rom herrschte. Es war der Rückschritt in allen möglichen Gestalten, den Rom seit dem Jahre 1850 vertreten hatte. Antonelli hatte regiert, als wenn Rom noch in den Zeiten Hildebrand's, Sixtus V., Alexander's VI. lebte, und als wenn es weder eine europäische Civilisation noch eine bei allen Völkern durchgedrungene Revolution jemals in der Welt gegeben hätte. England und Frankreich glaubten einen neuen Kreuzzug der absolutistisch-religiösen Reaction, der von Rom aus vordränge, ebenso fürchten zu müssen, als wenn die Revolution sich von neuem in Bewegung setzte, und die Stadt des heiligen Vaters mußte ihnen in diesem Betracht noch gefährlicher erscheinen, als die Tyrannenwirthschaft des Königs Ferdinand von Neapel, dem jene beiden Censoren Europa's ebenfalls im Interesse der Civilisation die zeitgemäßen Reformen abverlangten.

V.

Die Leiden Rom's.

Die Römer selbst hatten alle ihre Uebel, alte und neue, an denen sie litten, einzig und allein auf Rechnung des Cardinals Antonelli geschrieben.

Der völlig rechtlose, jeder gesetzlichen Ordnung beraubte Zustand, in welchem sich der Kirchenstaat befand, ist, sagte man, das Werk Antonelli's, denn, statt den alten Mißbräuchen zu wehren, hat er noch neue und schlimmere denselben hinzugefügt.

Nicht nur alles Recht, klagte man weiter, sondern auch alle und jede Freiheit ist unter und durch Antonelli verletzt und unterdrückt worden.

Noth und Elend sind im Volke gestiegen, statt des öffentlichen Unterrichts wird nur die öffentliche

Unwissenheit gepflegt und ausgebreitet, und in Allem, wodurch es sonst hervorglänzte, in den Künsten und Wissenschaften, ist Rom auf die schmählichste Weise herabgekommen!

Das Alles hat allein Antonelli gethan, der braune Mann mit der wilden Adlernase und den Wolfszähnen, die unheimlich aus seinem Munde hervorragen.

Er, der Alles verschuldet hat, wird bald auch den Untergang Rom's verschuldet haben!

Es ist wahr, Antonelli hatte die Frage der Reformen ganz und gar in den Brunnen fallen lassen, aber er gestand es zugleich ganz offen und sagte es Jedermann, daß das Glück Roms nicht in den Reformen beruhen könne.

Antonelli war im Grunde ein sehr bescheidener Mann.

Er wollte nicht durch etwas Neues glänzen, er wollte nur den alten Absolutismus, in dem Rom groß und mächtig geworden, und er verband damit nicht die geringste Heuchelei der Freiheit, mit der sich absolutistische Staatsmänner sonst noch so gern schmücken.

Er hatte den Römern niemals gesagt, daß er sie frei und glücklich machen wolle.

Er verfolgt ruhig und geräuschlos die Politik, daß Alles beim Alten bleiben müsse, und daß man die Völker am besten mit den Süßigkeiten ihrer eigenen Verwesung ernähre!

Am meisten schien zu verwundern, daß ein praktischer Mann, wie Antonelli, das römische Gerichtswesen, in welchem der Scandal der päpstlichen Verwaltung am schreiendsten ausbrach, auf dem alten Fuße hatte belassen können.

Wie konnte man aber von ihm, der seine Freunde und Verwandten in den Wäldern von Terracina zurückgelassen hatte, verlangen, daß er die Gerichte fähiger machen würde, das Verbrechen zu strafen und die Gesellschaft von Mördern, Dieben und allen Missethätern zu reinigen?

Die Durcheinandermengung des canonischen und bürgerlichen Rechts hat allen Gerichtshöfen in Rom eine unsichere und nach allen Seiten hin zu drehende Basis gegeben, welche durch die Besetzung der Richterstellen mit Geistlichen einer noch willkürlicheren Fassung unterliegt.

Die heilige Römische Rota, die aus zwölf Prälaten zusammengesetzt ist, soll oft sehr geschickte Rechtsgelehrte in ihrem Schooße vereinigen, aber die Länge

der Processe, welche hier geführt werden, ist erstaunlich, und es dauert oft viele Jahre, ehe die einfachsten Fälle erledigt werden können. Jeder schon gefaßte Beschluß kann wieder umgeworfen und zu erneuerter Verhandlung zurückgewiesen werden, sobald Mitleid oder andere Interessen bei den geistlichen Herren in's Spiel treten, oder der Papst selbst durch einen geschickten Fürsprecher für den Angeklagten gewonnen wird. Das Gerichtsverfahren entfremdet sich aber auch dadurch noch jeder volksthümlichen und der Volksmeinung offen liegenden Rechtsgewährung, weil Vertheidigung und Urtheil nicht anders als in lateinischer Sprache gegeben werden dürfen. Die lateinische Phrase steht zwischen dem Verbrecher und seinem Richter als das unheimliche Gespenst, das über Recht und Menschlichkeit leicht jedes Dunkel ausspinnt. Dem Verbrecher und der Gesellschaft geschieht in einer Sprache Genugthuung, die sie nicht verstehen, sowie die Rechtsgründe nicht aus einem, den Principien von Staat und Gesellschaft entsprechenden Gesetzbuch, sondern aus einer Sphäre entnommen werden, in der nicht mehr bürgerliche und weltliche Gerechtigkeit ist, als kirchliche und himmlische in der Welt des Ablasses. Aber der Priester-Absolutismus

will sich hier auch im Rechtsprechen über die gesellschaftlichen Conflicte offenbaren, und Antonelli hat Recht, wenn er einen Code Napoleon für unvereinbar mit der ganzen Organisation des Kirchenstaats erklärte, denn der Rechts-Codex erkennt eine rechtlich bestehende Gesellschaft an, von welcher er ausgeht, während der kirchliche Absolutismus der Gesellschaft von vornherein jede rechtliche Existenz abspricht, und die Theorie der Strafen und Gnaden sich bei ihm so wunderbar durcheinanderwirrt, daß der Verbrecher an der Gesellschaft allerdings oft der Gnadenliebling der Kirche werden kann.

Ein so diabolisches Gebräu von Recht und Unrecht, wie es die geistlich-weltliche Organisation des Kirchenstaats mit sich bringt, mag dem christlichen Princip überhaupt entsprechend befunden werden können, aber eine menschenwürdige Niederlassung in gesellschaftlichen Einrichtungen ist dabei nicht möglich, und Rom hat unter diesem Gesetz keine größere Anwartschaft erlangt, ein civilisirter Staat zu sein, als irgend einer der Raubstaaten der Barbaresken. Wenn aber Antonelli, vielleicht in einer unwillkürlichen Rückerinnerung an die Interessen seiner Heimath, die Rechtszustände nicht gern gesicherter und verschärfter sehen

will, so hätte er doch, gerade aus Sympathie für seine Jugendfreunde, der Sache der Gefängnisse in Rom ein milderes Herz zuwenden können. Rom liefert darin das Schauderhafteste, was nur irgendwo von einem wahnsinnigen Tyrannen ausgegrübelt worden sein kann, und die Anklagen, welche man neuerdings in dieser Hinsicht besonders gern gegen Neapel gerichtet hat, verlieren fast ihren ganzen Stachel, wenn man die Kerker auf Nisita, in denen einst Poërio und seine braven Schicksalsgenossen schmachteten, nur mit dem Gefängniß Paliano in Rom vergleichen will. Auch hier pflegen vorzugsweise politische Gefangene eingesetzt zu werden, denn ihre Lage ist hier so fürchterlich, daß nur die Hochverräther, welche sich dem Regiment Antonelli's widersetzt haben, ganz würdig für einen so entsetzlichen Aufenthalt erscheinen können. Zuletzt saßen hier vor ihrer Abführung zum Tode Marsari, Bedeschi, Mamini, Comandini und Rosselli, der letztere ein Bruder des Generals, welcher die Truppen der römischen Republik im Jahre 1849 befehligte. Die Gefangenen hatten einen Fluchtversuch gemacht, und man hatte davon, ohne ihre politischen Vergehen weiter zur Verhandlung kommen zu lassen, Veranlassung genommen, sie zum Tode zu verurtheilen. Um dies mit

einigem rechtlichen Grunde thun zu können, wurde ein uraltes, unter Pius VI. erlassenes Gesetz hervorgesucht, das zwar nur über die Galeerensträflinge, welche sich am Bord der Schiffe empören, die Todesstrafe ausspricht, welches aber doch für anwendbar auf den vorliegenden Fall erklärt wurde. Die Gefangenen haben in diesem Kerker weder Tische noch Stühle, noch irgend ein Möbel, das zu ihrer Bequemlichkeit dienen könnte. Ihre Nahrung besteht Einfürallemal aus einer Suppe von ranzigem Speck und Oel, zwei Laib schwarzen Brotes, von neun Unzen jedes, und einem ekelhaften Getränk, das für Wein ausgegeben wird. Ihr ganzes Geschirr ist ein blechener Becher und eine Schaale, worin man sich Morgens wäscht und Abends ißt. Die Zellen, worin immer mehrere Gefangene zusammen wohnen, sind so eng, daß, wenn Einige nur ein Paar Schritte zu ihrer Bewegung machen wollen, sich die Uebrigen während dieser Zeit auf ihre Strohlager niederstrecken müssen. Das Trinkwasser der armen Gefangenen wird aus den benachbarten schmutzigen Gräben geschöpft, und ist deshalb mit Würmern und Unrathstoffen aller Art angefüllt. Statt der Fenster sind nur Löcher vorhanden, die man mit etwas grober Leinwand zuge-

deckt hat, welche aber weder vor Kälte noch vor Zugwind schützen, so daß die Gekerkerten niemals frei von Zahnweh, Rheumatismus und allen möglichen Leiden sind. Der Cardinal-Staatssekretair fand aber eines Tages, daß Diejenigen, welche Rom noch freier und glücklicher sehen wollten, als es schon unter der Regierung des Cardinals Antonelli ist, noch bei weitem zu wenig gequält seien. Er ließ hundert gemeine Verbrecher aus dem Fort Urbano kommen, und vertheilte dieselben als Mitbewohner in den Zellen der politischen Gefangenen, die von dieser fürchterlichen Gesellschaft nur durch das Henkerbeil wieder befreit wurden. Unter den anderen Gefängnissen des Landes sind es die in Ancona, welche mit menschenmörderischen Einrichtungen, wie sie sonst das Gefängnißwesen in keinem andern Lande der Welt kennt, das Streben nach besseren und würdigeren Zuständen der italienischen Nation zu strafen wissen. Das Herz der regierenden Priester ist hart gegen solche Leiden, und wenn man sich auch im Interesse der Menschheit sagen muß, daß dies die letzte Papstregierung sein wird, der solche Macht, ein ganzes Volk zu verderben und zu peinigen, verstattet ist, so wird es doch ein Schandfleck für alle Zeiten bleiben, daß eine solche barbarische Tyrannen-

wirthschaft, wie sie in dem heutigen Rom besteht, von den Dienern und Trägern der christlichen Kirche, und als dem eigentlich priesterlichen Herrschaftssystem entsprechend, geführt werden konnte. Verbesserungen sind auf diesem Gebiete durchaus nicht anzubahnen, und es kann nur noch darauf ankommen, den ganzen Trödel auf Einmal niederzuwerfen. Das Priester-Gouvernement ist aber auch so vorsichtig wie möglich, um jede Enthüllung über ihr arges Gebahren, namentlich auch auf dem kriminalistischen Gebiet, zu vermeiden. So wurde neulich dem Advokaten Marchetti, dem Verfasser einer sehr lichtvollen Schrift über die Gesetzgebung des Kirchenstaats, die Concession zur Herausgabe eines periodischen Blattes untersagt, das sich vornehmlich mit der kriminellen Statistik des römischen Landes beschäftigen sollte. Das Programm wies auf den Nutzen hin, den in einem Lande, wo sich die Verbrechen auf eine beispiellose Weise mehren, eine amtliche Auskunft über Verbrechen und Strafen, sowie über die sittlichen Zustände des Volkes auch für den Clerus haben müßte. Aber die Furcht vor der Oeffentlichkeit überwog für den Clerus jedes andere Interesse.

Die ausschließliche Grundlage und Bedingung die-

ser Verwaltung, das geistliche System, wird aber durch sich selbst am schärfsten und vernichtendsten kritisirt, wenn man sieht, wie es zugleich nur mit der äußersten Beschränkung des Volksunterrichts und mit dem Niederhalten aller und jeder Studienfreiheit sich zu behaupten und fortzusetzen vermag. Der öffentliche Unterricht wird in Rom von der heiligen Congregation der Studien (Sacra congregazione degli studi), die nur aus Cardinälen und Prälaten zusammengesetzt ist, geleitet und überwacht, und es ist daher nicht zu verwundern, daß das Maaß des Zulässigen auf diesem Gebiet sich von Jahr zu Jahr mehr verringert und erschwert hat. Ohne ein Patent der heiligen Congregation in Rom, oder eine besondere Erlaubniß der Bischöfe in den Diöcesen, darf kein Lehrer in irgend einer Schule oder in irgend einem Privathause lehren. In Rom sind die Väter Jesuiten ausschließlich zu Erziehern der Jugend bestellt, und dies zeigt hinlänglich den Umkreis an, in dem die Studien in der heiligen Stadt getrieben werden dürfen. Ueber todte grammatikalische Lehren, lateinische Phraseologie und inhaltlose metaphysische Formeln, die nur der Teufel aus Hohn und Plaisir in dem kirchenstaatlichen Unterricht ausgesäet haben kann, kommt auch die

höhere Bildung nicht hinaus. Auf den Universitäten des Landes sind die Vorträge in der Nationalökonomie verboten, und die heilige Congregation hat durch dies Verbot die großen Keime von Freiheit und Glück gehrt, welche in dieser Wissenschaft der schaffenden Volkskraft liegen. Aus begreiflichen Ursachen wird auch die Jurisprudenz nur sehr mangelhaft auf den Universitäten vorgetragen, denn wenn es hier eine wissenschaftliche Jurisprudenz geben könnte, könnte es keinen Kirchenstaat in der Welt geben. Die Wissenschaft der Medicin wird aber entschieden durch die Hand der Priester zurückgehalten, welche namentlich auch an der Spitze der anatomischen Institute stehen, und die officielle Keuschheit, die in Rom überall von dem Priester-Regiment angeschlagen ist, hindert die Studenten, den nackten menschlichen Körper vollkommen frei zur Grundlage ihres Studiums zu machen. In einem Lande, wo seit Jahrtausenden alle Götter und Göttinnen des Olymp nackt gehen, oder mit Allem, was sie haben, sich dem Marmor ungescheut anvertrauen, kann der Student der Medicin nicht einmal dazu gelangen, den Körper einer Magd, die im Hospital gestorben ist, ganz nackt zu präpariren, sondern er muß sich im anatomischen Amphitheater Schlagbäume

gefallen lassen, die von Binden und Schleiern an gewissen, von der Geistlichkeit für besonders gefährlich gehaltenen Stellen dem Körper aufgeheftet werden. Wo die Sündhaftigkeit der Erde ihren eigenthümlichen Sitz hat, kann auch das anatomische Messer des Studenten nicht ohne Vorbehalt der Kirche wirthschaften. Ebenso kann der praktische Unterricht in der Entbindungskunst, um nicht unmittelbar auf das Terrain des Teufels zu führen, nur mit der größten Vorsicht ertheilt werden, und die Studenten lernen zuerst Puppen entbinden, um an denselben die Methoden zur Behandlung des lebendigen Frauenkörpers zu üben. Dies hat im Allgemeinen Wissen und Geschicklichkeit der römischen Aerzte auf einer sehr niedrigen Stufe erhalten, obwohl es auch nicht an sehr ausgezeichneten Notabilitäten in dieser Wissenschaft hier gefehlt hat. Im Durchschnitt ist aber die Unwissenheit der Aerzte in Rom sehr groß, und wenn man dazu die Unzuverlässigkeit der römischen Apotheker rechnet, die sehr häufig falsche Arzeneien anfertigen, oder gefährliche, selbst giftige Stoffe darunter mengen, so muß der in Rom Erkrankende in der That seinen besonderen Schutzheiligen haben, wenn er mit dem Leben davon kommen will.

Noch erbärmlicher sieht es mit der Volksschule aus, die in Rom eigentlich schon sehr früh Wurzel schlug, und sich hier auf natürlicher Volksgrundlage sehr leicht und schön hätte entwickeln können, wenn nicht durch die ausschließlich geistliche Auffassung der Volksbildung ein künstliches Princip, das Alles hinderte und in Frage stellte, auf dieser Bahn aufgerichtet worden wäre. Die Kleinkinderschule hat eigentlich in Rom ihre erste Heimath gefunden, wo sie schon vor langer Zeit ihre Gründung erhielt. Es liegt aber nicht im römischen System, die Kinder als Kinder zu sich kommen zu lassen, wie es der große Stifter dieser Religion gethan hatte. Das System, das alle Bildung nur in dem Gehorsam gegen die allherrschende kirchliche Formel sieht, kann die kleinen Kinder nur wie große Leute, und die großen Leute nur wie kleine Kinder behandeln. Es darf in Rom Jeder nur dasselbe wissen, denn es giebt nur ein Wissen, das in dem Befolgen aller Vorschriften und Regeln der Kirche besteht, und die Volksschule kann nur die Stätte des Bösen sein, wenn sie, vom Volke ausgehend, Menschen erziehen will, was nur von der Kirche aus geschehen kann. Dies kostete ja dem armen Don Giovanni Torlonia das Leben!

Dem Namen nach fehlt es sonst nicht an Organen der Volksbildung und Volkserziehung in Rom, deren hier eine ganze Menge besteht und die mit der moralischen und geistigen Versunkenheit, die sich nichtsdestoweniger ringsum sie her ausbreitet, in dem wunderbarsten Contrast sich befindet. Das Räthsel wird nur dadurch gelöst, daß es überall Geistliche sind, welche an der Spitze dieser Volksbildungsanstalten stehen.

Die Unwissenheit ist überhaupt in Rom ein Grundzug in Volk und Gesellschaft, und dies zeigt sich nicht minder in allen Dingen, welche zum Leben gehören. Man hat die Franzosen häufig wegen ihrer Unkenntniß in der Geographie verspottet, aber die Römer leisten darin noch Absonderlicheres, als die unverschämteste Verläumdung je zu erfinden vermöchte. Nicht einmal die Geographie des Kirchenstaats in den allernächstliegenden Verhältnissen ist dem Gebildeten geläufig. Ueber die ferner liegenden Städte, sowohl in Italien als im Auslande, herrschen oft die abenteuerlichsten Vorstellungen, ungeachtet der neuen französischen Landkartenhandlung auf dem Corso. Am schlimmsten fällt dabei der Verkehr mit den Postbeamten aus, die von der geographischen Bestimmung

eines Ortes oft ebenso wenig wissen, als sie irgend einen fremden Eigennamen, der auf der Adresse befindlich ist, deutlich lesen können. Die Poste-Restante in Rom lieferte bei Vorzeigung unserer Karte gewöhnlich eine ganze Menge von Briefen in die Hände unseres Lohnbedienten, von denen nur der dritte Theil auf unsere Namen lautete, während die übrigen verschiedenen Adressen Anderen angehörten und unserer Discretion auf jede mögliche Weise anvertraut wurden. —

Von den Bildungsinstituten in Rom ist nur die Ingenieurschule von einiger Bedeutung, und dies trifft mit dem am meisten ausgebildeten National-Talent der Italiener zusammen, welches sich gerade in dieser Richtung schon seit Jahrhunderten auf das Ausgezeichnetste entwickelt hat. Die Italiener, die in praktisch-technischer Geschicklichkeit leicht alle anderen Völker hinter sich lassen dürften, sind von jeher die bedeutendsten Ingenieurs gewesen, und sie haben in ihren Canalbauten, in der künstlichen Anlegung von Straßen und Wegen, und in allen anderen Arbeiten der Mechanik, nicht selten die großartigsten Werke zu Stande gebracht. Es ist dies derselbe Zug des italienischen Naturells, der diesen Charakter vorzugsweise zu einem

diplomatischen gemacht und ihn besonders befähigt hat, aus einem künstlichen Ausbiegen und Abweichen mit genauester Vorausberechnung thatsächliche Stellungen hervorzurufen, die durch ihre Ueberraschung ebenso sehr wie durch ihre kühne Berechnung wirken. Die Kunst Macchiavelli's fand daher in Italien, dem Lande der Diplomaten und Ingenieurs, ihre eigentliche Heimath, und es ist das wunderbarste Geschick, daß gerade eine so weltgewandte, durchtriebene, auf alle äußerlichen Kunstgriffe ausgelernte Nationalität, wie die italienische, unter das, jede individuelle Entwickelung vernichtende System Rom's gebannt und gebeugt werden mußte. Aber der Charakter des Italieners ist zum Theil auch wieder das Resultat dieses beständigen Kampfes zwischen dem geistlichen und weltlichen System, der seinen argen Scheinfrieden in der päpstlichen und priesterlichen Herrschaft geschlossen hat. Dieser Frieden stiftet jedoch nur immer neue Zerwürfnisse an, die von dem Menschen, welcher sich dabei aufrecht erhalten will, eine Gekniffenheit und Geriebenheit des Charakters und eine Virtuosität in der Schelmerei verlangen und zu gleicher Zeit in ihm ausbilden.

Auf der Seite aber, wo große schöpferische Re-

sultate für Wohlstand und Landescultur zu erzielen gewesen wären, hat sich die Verwaltung des Kirchenstaats wohl gehütet, die so außerordentlich praktische Fähigkeit der Italiener in Anspruch zu nehmen und auszubilden. In keinem Lande der Welt liegen der Handel und die materiellen Interessen so sehr darnieder, als im Staat der Päpste. Pius IX., der bald nach seiner Thronbesteigung nach allen Seiten hin seine wohlwollend verständigen Blicke richtete, versuchte Manches, um den ganz erstorbenen Handel des Kirchenstaats zu einem neuen Leben zu erwecken. Aber es fehlte hier ganz und gar an lebenskräftigen Organen, die mit Geschick und Unternehmungslust eingegriffen hätten, und selbst die Fortschritte, die vor einigen Jahren erzielt wurden, konnten nur noch die niederschlagendsten Resultate gewähren.*) Die Regierung hatte seit langer Zeit die günstigsten Handels-

---

*) Nach dem letzterschienenen officiellen Jahresbericht (1856) des Finanzministers Ferrari war in diesem Jahre für die Einfuhrartikel vom Auslande her die Summe von 13,078,826 Scudi 69 Bajocchi verzeichnet, wovon auf den Import der sostanze animali 1,446,080 Scudi 11 Baj., der sostanze vegetali 3,065,207 Sc. 91 Baj., der sostance mineral. 863,833 Sc. 1 Baj., der manifatture 7,703,705 Sc. 66 Baj. kommen. Die Ausfuhr brachte aber für dieselben Kategorieen nur 8,921,623 Sc. 47 Baj. ein.

wege sich verstopfen lassen, und zur Oeffnung und Benutzung derselben weiter nichts gethan, obwohl die Lage Italiens am Meere dazu geeignet gewesen wäre, den Mittelmeerhandel in den weitesten Schwingungen hier zusammenzufassen und zu fesseln. Zu einem unvergleichlichen Aufschwung der Industrie in Italien haben die Natur des Landes und der Charakter der Bewohner reichlich alle Mittel geboten, und wenn die Idee eines italienischen Zollvereins, die schon vor mehr als zehn Jahren in Italien auftauchte, ausführbar gewesen wäre, so würde Italien ohne Zweifel schon auf diesem Wege an Einheit und Macht ein Bedeutendes gewonnen haben. Aber damals hinderte schon die überwiegende Machtstellung Oesterreichs und des österreichischen Zollsystems in Italien diesen nationalen Aufbau, der schon durch die Wegräumung der unzähligen Zollstätten im Lande eines der größten Hindernisse zur Einigung Italiens beseitigt hätte.

Es war aber zugleich die nach allen Seiten hin auseinandergehende politische Organisation Italiens, welche der Aufführung eines nationalen Zollverbandes hindernd in den Weg treten mußte. Die bestehenden Zollverhältnisse, die Höhe der Steuern, die verderblichen Mißbräuche bei ihrer Eintreibung hätten dann

mit Einem Schlage reformirt werden müssen, was einer moralischen Ausmistung Italiens gleichgekommen wäre, jedoch als die schmerzhafteste, alle Lebensverhältnisse berührende Operation, sowohl in den kleineren italienischen Staaten, wie auch im Kirchenstaate und Neapel ohne Zweifel den heftigsten Widerstand aufgerufen hätte.

Namentlich aber ist es Rom, das hier durch seine geistlichen und aristokratischen Elemente, so lange dieselben in ihrer gegenwärtigen Lage fortdauern, eine zeit- und nationalgemäße Regelung der Zölle und Steuern unmöglich machen würde. Es macht oft ein unangenehmes Aufsehen in Rom, besonders bei der Mittelklasse, wenn die Prälaten und Principi große Sendungen von Luxus-Artikeln, welche sie sich zur Ausstattung ihrer immer prachtvoller gewordenen Paläste aus Paris kommen lassen, steuerfrei einzuführen wissen. Es bedarf dann nur eines Lasciapassare, welchen der Handelsminister nicht leicht einer darum ansuchenden Notabilität geistlichen oder weltlichen Standes verweigern wird, um entweder halb oder ganz ihm den Einfuhrzoll für seine Luxus-Artikel zu erlassen. Neulich erregte es aber doch fast einen kleinen Volksaufstand, als ein Fürst del Drago, gegenwärtig einer

der reichsten Principi in Rom, zur abermaligen Verschönerung seines großartigen Palastes eine bedeutende Menge von Pariser Luxus-Artikeln empfing, die auf dem päpstlichen Zollamt ausgepackt und erst zur vollen Versteuerung bestimmt wurden. Die Steuer wurde auf 6000 Thaler festgesetzt, und das Volk drängte sich gaffend und neugierig um das Zollhaus, um von all diesen kostbaren Sachen irgend Etwas zu erschauen. Bald aber erschien der Haushofmeister des Fürsten, mit einem Lasciapassare des Handelsministers in der Hand, wonach die Steuersumme zu Gunsten des Fürsten auf die Hälfte herabgesetzt worden war. Der reiche Fürst war mit der Behauptung durchgedrungen, daß die angekommenen Sachen für ihn keine Luxus-Artikel, sondern reine Bedürfniß-Artikel seien, und da der Handelsminister wahrscheinlich öfter in dem Palast del Drago speiste, so hatte er sich mit eigenen Augen davon überzeugen können, daß das Kostbarste und Schönste hier gerade nur Bedürfniß sei. Der Fürst brauchte die halbe Steuer sogar nur in beliebigen Raten abzuzahlen. Der Volkshaufen murrte, und auch die Herren im Zollamt machten sehr mißvergnügte Gesichter, da auch ihre Gebühren und Douceurs sich durch das Lasciapassare verkürzten. Auf diese

Weise wird es den Großen in Rom erleichtert, ihre Paläste mit glänzenden Kostbarkeiten zu schmücken. Es war dies derselbe Principe del Drago, der kürzlich seine Tochter mit dem Neffen des Papstes, Grafen Luigi Mastai, verheirathet hatte, und da sich der Zorn des Publikums nun einmal wegen des hohen Steuer-Nachlasses erregte, so ging es bald auch über die neuen Verwandten des Papstes her, und es hieß, daß sie ihre Stellung mißbrauchten, um sich Vortheile zu erwerben, welche dem Bürger versagt blieben.

Die geistlich-weltliche Verwaltung Roms konnte auch den päpstlichen Finanzen nicht günstig sein, und obwohl die Priester sonst keineswegs die schlechtesten Financiers sind, so hat es doch hier seit dem Jahre 1827 ein jährliches Deficit gegeben, wodurch die Nationalschuld des Kirchenstaats in diesem Augenblick auf 66,800,000 Scudi, und zwar ohne alle Aussicht, sie jemals reducirt zu sehen, herangewachsen ist. Es wird zwar bei jedem Budget-Abschluß versprochen, durch die Ansätze des nächstfolgenden Jahres die Ueberschreitungen wieder einzubringen, aber diese frohe Botschaft ist noch niemals eingetroffen. Dagegen bieten die unaufhörlichen Anleihen bei Rothschild ein bei weitem sicheres Mittel dar, um die Löcher des Budgets zu-

zustopfen, und von diesen Anleihen ist in diesem Augenblick bereits die zwölfte in Scene gegangen, als deren Zweck die durch die Zeitereignisse gebotene Vermehrung des päpstlichen Militairs bezeichnet wurde. Die päpstliche Regierung unterhandelt diese Anleihen gewöhnlich mit Herrn von Rothschild in Paris, der sich zu diesem Zweck nach Rom begiebt, und ein ungeheurer Jubel herrscht dann in dem traurigen, schmutzigen Ghetto, denn noch niemals hat ein Rothschild die ewige Stadt betreten, ohne den Armen des Judenviertels große Gnadengeschenke einer mehr als fürstlichen Huld hinterlassen zu haben.

Diese Juden, welche hier in dem elendesten Stadtviertel von Rom wohnen, sind in der That sehr gequälte Leute, ihr schlechter und ungesunder Aufenthaltsort in diesen Schmutzgassen scheint sie niederzudrücken, und man erblickt in der jüdischen Gemeinde in Rom bei weitem nicht so schöne und stattliche Menschen, als man sie in anderen Städten Italiens, namentlich aber in Livorno, sieht. Die frommen Katholiken in Rom meinen, daß die Hauptstadt des Christenthums ihren überwältigenden und genirenden Einfluß auf die armen Juden ausgeübt habe, und in der That hat sich die jüdische Race hier gar nicht

entwickeln können, und sie steht nicht blos in physischer Hinsicht, sondern sogar im Geldbesitz weit hinter allen anderen Juden in Italien zurück. Die römische Municipalität bemüht sich aber seit einiger Zeit sichtlich, zu dem sittlichen und moralischen Druck, unter dem die unglückliche Ghettobewohnerschaft leidet, auch noch einen finanziellen Ruin hinzuzufügen, und hier hat die neuliche Anwesenheit des Herrn Gustav von Rothschild aus Paris, den die letzte Anleihe herberief, ein gutes Werk an den armen, stillen, bescheidenen Juden des Ghetto gestiftet. Das Ghetto ist nämlich jetzt höchst bizarrer Weise in die Verschönerungspläne mit hineingezogen worden, welche die Municipalräthe, unter denen sich jetzt mehrere Maurermeister und Architekten befunden haben, kürzlich für die Stadt entwarfen. Diese Municipalräthe hatten wahrscheinlich Aussicht, bei diesen neuen Bauten und Anlagen, durch welche sie die ewige Stadt jetzt verschönern wollen, selbst ein Erkleckliches verdienen zu können, aber die Klagen der Juden im Ghetto waren gränzenlos, denn auch sie sollten, in ihrem elenden und schmutztriefenden Winkel, in welchem die Priester der barmherzigen Religion sie verstoßen hatten, diese Verschönerungssucht nicht nur theilen, sondern auch

aus ihrer Gemeindekasse theuer bezahlen. Diese arme jüdische Gemeindekasse, war ohnehin schon hart genug bedrängt, der Haushalt des Ghetto zeigte eine bedeutende Schuldenmasse auf, und man sah keine Möglichkeit, die neuauferlegten Lasten aus dem jüdischen Säckel zu bestreiten. Noch größer wurde der Schrecken, der in die Gemeindekasse des Ghetto gefahren war, als nun von der Municipalität auch noch der Befehl kam, die Mauern zwischen Piazza Cenci und Piazza Giulia niederzureißen, und an dieser Stelle einen großen marmornen Springbrunnen zu erbauen, der den Juden, die ihn hier in ihrem Viertel bauen sollten, wohl mindestens zwanzigtausend Thaler kosten würden. Es war den Ghettobewohnern fast zu schmeichelhaft, daß bei ihnen in der Höhle der Ausgestoßenen ein solcher Prachtbau entstehen sollte, hatte man sie doch nie zu einem reinlichen und menschenwürdigen Dasein für fähig und werth gehalten, und nun sollte mitten unter ihnen ein großer Springbrunneu in marmornen Schaalen plätschern, und zwar nicht anders als auf ihre eigenen Kosten. Das Geschrei nahm kein Ende mehr im Ghetto, und schon entschlossen sich viele Familien, diese Noth nicht länger mitanzusehen und nach Sardinien oder Frankreich auszuwandern,

was man im römischen Ghetto schon früher in Masse zu thun beabsichtigt hatte. Da war Herr von Rothschild aus Paris angekommen, und erfuhr das große Herzeleid des Ghetto. Das Geschäft mit der neuen Anleihe zur Vermehrung des päpstlichen Militairs war ihm gerade sehr glücklich von Statten gegangen, und er hatte verdient, wie nur ein Rothschild verdienen kann. Nun erbarmte ihn der Juden, und seinem gewöhnlichen Geschenk an die Armen der Judengemeinde fügte er diesmal noch das fürstliche Erbieten hinzu, den Springbrunnen im Ghetto auf seine Kosten erbauen lassen zu wollen. Die armen Ghettobewohner würden es auch nicht vermocht haben, und das päpstliche Budget, auf dem nur eine kleine Summe für die Verschönerung der Stadt und für die Reparation der Kirchen sich befindet, gewann auf diesem Umwege einen Theil des Geldes wieder zurück, welches es an Gebühren für das Rothschildsche Comptoir hatte verausgaben müssen. —

Die öffentlichen Lasten und Abgaben und nicht minder die bodenlose Durchlöcherung des finanziellen Haushalts, haben sich in Rom unter dem guten Pius IX. sehr vermehrt. Und doch war gerade Pius von dem besten Willen beseelt gewesen, der unverantwortlichen

Finanzwirthschaft im Kirchenstaat einen Damm entgegenzustellen. Es war ihm doch wohl etwas auf's Herz gefallen, daß gerade die Priester reich werden wollten in diesem Staat, während man die armen Juden, die sich doch niemals zur Religion der Armuth bekannt hatten, zwingen wollte, im Elend zu leben und Springbrunnen zu bauen! Schon in dem berühmten Motu proprio vom 12. September 1849 hatte Pius das Versprechen gegeben, für die Finanzen künftig ein besonderes Staatsconsulta in's Leben zu rufen, die von dem Papst aus den ihm überreichten Listen der Provinzial-Conseils ernannt, die Bestimmung haben sollte, bei der Feststellung des Budgets gehört zu werden, den Rechenschafts-Abschluß zu vollziehen, über Steuern und Abgaben und über die beste Vertheilung derselben ihr Gutachten abzugeben, über Verkehr und Handel zu wachen und die Interessen des öffentlischen Schatzes wahrzunehmen. Aber diese Consulta trat auch damals nur um mehrere Jahre verspätet in's Leben, und konnte begreiflicher Weise nie zu einer eigentlichen Wirksamkeit gelangen.

Wenn aber in Rom nach wie vor und nach allen Seiten hin so viel Geld verausgabt, so viel untilgbare Schulden gemacht und so viel räthselhaft blei-

bende Verschleuderungen in den Finanzen getrieben werden, so muß man sich wundern, daß von diesem vielen Gelde doch nicht wenigstens Einiges für die öffentlichen Interessen geschehen und zum Nutzen des Volkes auch nur in den allergewöhnlichsten Angelegenheiten des Lebens verwandt werden konnte. Es fehlt aber im Kirchenstaat geradezu an Allem, was den Interessen des Volkes dienen oder auch nur dem alltäglichen Verkehr zugutkommen könnte. Die Wege und Straßen im Kirchenstaat sind so schlecht, daß sie an vielen Orten gar nicht mehr für passirbar gelten können, das Bett der meisten Flüsse ist nicht geregelt, sondern im Begriff zu versanden, und das von einer Wüste umgürtete Rom wird bald die letzten Spuren von Handel und Verkehr in seinem Sande verwehen lassen. Die öffentlichen Gesundheitszustände liegen völlig im Argen und jede Kirche trägt dazu bei, die Luft in Rom mehr und mehr zu verderben, da das Beisetzen der Leichen in den Kirchen, wenn es auch im Allgemeinen aufgehört hat, doch noch immer ein Privilegium der bevorrechteten Klassen bildet. In früherer Zeit pflegte man sogar das Holz an den Todten zu sparen, man senkte sie ohne Särge in die unterirdischen Gewölbe der Kirche hinab, und verschloß

die Gruft nur leicht mit einem Stein, der alle Dämpfe der Verwesung in die Kirche hinauf ließ, wo sie sich mit dem Weihrauch zu einer mephitischen Atmosphärebe gatteten.

So wenig bedacht, ihre Unterthanen auch nur vor Räubern und wilden Thieren zu schützen, hat sich noch keine Regierung in irgend einem Lande der Welt gezeigt. Die Landbevölkerungen müssen sich nicht nur von den Banditen abkaufen, und durch förmliche Verträge und um vieles Geld für die Sicherheit ihres Eigenthums und ihrer Personen sorgen, sondern sie müssen sich auch auf ihre eigene Kosten vor den Wölfen schützen, die zu gewissen Jahreszeiten, wo in den Abruzzen und nach der Seite der Herniker-Gebirge viel Schnee gefallen ist bis in die nächste Umgebung von Tivoli und Poli zahlreich herunterkommen und in den Schaafheerden der Campagna große Verwüstungen anrichten. Die Landbesitzer haben daher in dieser Gegend auf ihre Kosten besondere Wolfsjäger angestellt, um die Gefahren, in denen sie täglich schweben, abzuwehren. Ein Land, das mit dem besonderen Gedanken von der Natur ausgestattet wurde, es zum glücklichsten und gesegnetsten Aufenthalt der Welt zu machen, kann sich jetzt in vielem Betracht kaum noch vor einem Vergleich mit Sibirien schützen. Dies ist das

Gouvernement der Priester, die aus einer besonderen Einsetzung Gottes ein Volk regieren, das sie bald unfähig gemacht haben werden, glücklich zu sein, und die neuerdings dreister und mit geringerer Selbsterkenntniß als je, behauptet haben, daß die päpstliche Administration keiner Reformen bedürfe! —

Daß die Verwaltung der Provinzen, in denen es fast noch ärger aussah, nicht mehr lange so fortgeführt werden könne, hatte zuletzt auch Cardinal Antonelli eingesehen. Hier war, durch die schändlichste Reaction des absolutistischen Beamtenthums getrieben, das Volk schon in mehreren Fällen in eine offene Widersetzlichkeit übergetreten, die Zahl der Unzufriedenen steigerte sich von Tag zu Tag, gegen Polizeimänner und Regierungsbeamte wurden Attentate aller Art begangen, und man sah sich in Rom endlich genöthigt, acht Delegaten aus ihrem Amte in andere Wirkungskreise zu versetzen, weil der Haß und Widerstand des Volkes gegen diese Persönlichkeiten den äußersten Grad erreicht hatte und sonst das Schlimmste zu befürchten gewesen wäre. In der Provinz Spoleto, in der sich in der letzten Zeit die Unzufriedenheit gesteigert, war es sogar so weit gekommen, daß der verhaßte Delegat, Monsignor Guadalupi, die

schlimmsten Mißhandlungen des Volkes erfuhr, und sich in seiner eigenen Wohnung Tag und Nacht von Carabinieri bewachen lassen mußte, um seines Lebens sicher zu sein. Er legte endlich freiwillig seine abscheuliche Amtsführung nieder, und an seiner Stelle sandte Antonelli doch nur den Monsignor Perricoli, einen Prälaten von der größten polizeilichen Keckheit und Energie, der noch schlimmer als Guadalupi war, als neuen Delegaten nach Spoleto ab.

Die klügste Stellung hatte in diesem Labyrinth des päpstlichen Verwaltungswesens von Anfang an Antonelli eingenommen. Er hatte gleich damit begonnen, auf das Finanzfach seine eigentliche Carrière zu begründen. Als General-Schatzmeister war er zuerst in das Ministerium gekommen, und er zeigte bald, daß seine Tasche das eigentliche Portefeuille war, auf dessen Verwaltung es ihm ankam. Die ungeordneten römischen Finanzen erhielten in seiner Tasche die musterhafteste Ordnung, und dazu gesellte sich sein großes industrielles Talent, mit dem er offene und heimliche Geschäfte aller Art anzulegen verstand. Er wurde dadurch der eigentliche Nebenbuhler des Banquier Torlonia in Rom, und die Geldmacherei in rothen Strümpfen, die Cardinal Antonelli betrieb,

schien den Banquier vom Venetianischen Platz bald weit hinter sich zurückgelassen zu haben. Antonelli soll in kurzer Zeit ein ungeheures Vermögen gesammelt haben, welches ihm der Fürst Torlonia, der auf die Freundschaft eines Antonelli stolz ist, mit großer Uneigennützigkeit verwaltet. Aber Antonelli hatte auch ein Herz für seine Familie, und besonders seine vier Brüder, die er schon frühzeitig aus Sonnino hatte nachkommen lassen, Louis, Philipp, Gregor und Angelo, waren ein Gegenstand eifriger Sorgfalt für ihn gewesen. Er hatte nicht eher geruht, als bis sie gleich ihm reich und vornehm geworden waren, und so hatte er ihnen allen eines Tages die Grafenkrone aufsetzen lassen, um auch durch ihre Standeserhöhung seiner Liebe für sie genug zu thun. Den Einen hatte er zum Gouverneur der Bank gemacht, und das ist eine gute Stelle, die zugleich mit dem ganzen Finanzsystem Antonelli's trefflich zusammengreift. Neuerlichst ließ er ihn auch Director des römischen Leihhauses werden, nachdem der unglückliche Marchese Campana jetzt in dem gegen ihn eingeleiteten Betrugsprozeß verurtheilt, obwohl vom Papste begnadigt worden*). Graf Louis war erst Conservator von Rom,

*) Die päpstliche Regierung hat die ungeheueren Museen,

und nachher so gut wie Senator geworden, dessen Stelle er seit einiger Zeit mit großem Ansehen verwaltet. Der dritte ist Direktor der Steuern und Zölle, der zugleich als Kornwucherer in Rom fungirt, und zugleich vermöge seines Amtes die Macht in Händen hat, die Ausfuhren zu hemmen oder zu gestatten, je nachdem es der Stand seiner eigenen Geschäfte ihm wünschenswerth macht. Der vierte Antonelli, Signore Angelo, pflegt von der Familie als das räudige Schaaf angesehen zu werden, dessen man sich längst geschämt hätte, wenn nicht das Oberhaupt der Familie, der Cardinal, auch ihn stets von Neuem wieder in die Höhe zu richten suchte. Angelo war im Jahre 1849 Republikaner gewesen, und hatte sich dann einem unstät umherziehenden Leben ergeben, das ihn fast in allen Hauptstädten Europa's umherwarf. Die unaufhörlichen Wohlthaten des Cardinals schützten ihn vor Mangel und Elend, und neuerdings ist Car-

---

welche der Marchese Campana zusammengebracht, an sich genommen und werden dieselben wahrscheinlich im Lateran ihre Aufstellung erhalten. Die Regierung machte sich auf diese Weise für die von ihr erlittenen Schäden auch am besten bezahlt, da aus dem Verkauf der Kunstwerke in gegenwärtiger Zeit doch nichts zu gewinnen gewesen wäre. Vgl. Bd. II. S. 59 dieses Werkes.

dinal Antonelli sogar auf den Gedanken gekommen, den verlorenen Bruder in die diplomatische Laufbahn zu bringen und ihn durch diese Thätigkeit wieder ehrlich zu machen. Die Talente des Bruders Angelo sollen dazu sehr wohl geeignet sein, und da dem Cardinal nichts fehlschlagen kann, was er will, so dürfte Bruder Angelo doch wohl noch eines Tages als apostolischer Nuntius irgendwo erscheinen.

Auch ein Vetter des Cardinals Antonelli, der Graf Dandini, spielt in diesem Kreise eine nicht unbedeutende Rolle. Ohne Zweifel gehört auch Graf Dandini der heimathlichen Räuber-Idylle von Sonnino an, und Antonelli hat ihn deshalb zum Chef der geheimen Polizei-Agentur von Rom gemacht, bei welchem Geschäft die alten Instincte von Sonnino ohne Zweifel am besten zur Geltung gelangen konnten. Graf Dandini ist die eigentliche Polizei-Creatur Antonelli's geworden, und alles polizeiliche Gift, welches der großmächtige Cardinal in sich trägt, wird durch den Vetter auf die geschickteste Art versprützt und in alle Canäle des politischen und socialen Lebens hineingetrieben. Die geheime Polizei-Agentur Dandini's ist eine der gefürchtetsten und gehässigsten Einrichtungen im heutigen Rom geworden, und es fehlt jetzt sogar an

Beamten auf dieser Stelle, da die mit derselben verbundene Gefahr und der Volkshaß, der darauf lastet, neue Bewerber sehr abschrecken und das Bureau stets in einer mangelhaften Besetzung lassen. Seit dem Attentat, das im vorigen Jahre auf das Leben des Chefs dieser Polizei-Agentur gemacht wurde, und welchem Graf Dandini nur mit der äußersten Lebensgefahr entkam, ist es fast unmöglich, für dies Bureau neue Beamte zu bekommen, obwohl die Regierung die vortheilhaftesten Anerbietungen und Gehaltserhöhungen und selbst die Zusage gewisser Privilegien für alle Dienstwilligen der Polizei nicht gespart hat. Graf Dandini kam endlich auf den Gedanken, diese fehlenden Organe der Polizei auf einem ganz andern Wege zu ersetzen, und zwar unmittelbar aus dem Hause und aus der Familie heraus, in deren Mitte jetzt das furchtbarste Spionirsystem für geistliche wie für weltliche Zwecke entstehen sollte. Graf Dandini nahm eine Anzahl Mägde und Bedienten in seinen Sold, die der geheimen Polizei-Agentur, sowohl wie auch der geistlichen Vicariatsstelle über die Familien, in deren Dienst sie stehen, Bericht zu erstatten hatten. Alles, was in einer Familie gethan und gesprochen wird, gelangt auf diese Weise aus ganz unmittelbarer Quelle

zur Anzeige, und es ist dadurch eine ausgezeichnet exact arbeitende Maschinerie entstanden, welche für die Polizei Alles herauspumpt, was die Häuser und Familien in ihrem Innersten bewegen. Dandini hat sich auf diese Weise allmählig ein ganzes Heer von Polizeispionen in Rom gebildet, und er hat seine Mannschaften so trefflich einexerciren lassen, wie es in Petersburg und Warschau, den hohen Schulen der Polizeiwirthschaft, kaum jemals gelungen sein mag. Es ist bekanntlich eine russische Erfindung, die Dienstboten zur Ausspionirung der Bevölkerung in Sold zu nehmen. Vielleicht hat aber auch das neukaiserliche Polizei-System in Paris, welches das frühere russische System nach allen Seiten hin weit überholte und in eine gewisse Naivetät zurückversinken ließ, dazu beigetragen, die Kunst der geheimen Polizei-Agentur in Rom so stark zu fördern und auf eine höhere Stufe zu erheben. Denn Herr Pietri, das Hauptwerkzeug der neunapoleonischen Polizei-Inquisition, der nach dem Attentat Orsini's das System mit neuen Einschlägen zu reorganisiren hatte, war in derselben Zeit in Rom eingetroffen, in der Graf Dandini seine neuen Eingebungen für die römische Polizei hatte. Pietri befand sich damals ohne Zweifel auf einer Sendung in Rom,

um für die napoleonischen Polizeibeglückungen auch in Italien einen Boden zu gewinnen und namentlich Rom auch polizeilich zu napoleonisiren. Es scheint, daß bei dieser Gelegenheit Graf Dandini Einiges aus den Unterhaltungen des Herrn Pietri gelernt hat, und seine geheime Polizei, die er bald darauf aus den römischen Dienstboten organisirte, nahm bald darauf die schwungvollste Entwickelung in der ewigen Stadt. Das System wurde mit der zutreffendsten Berechnung ausgebaut, und wenn die heimlichen Angeber eine Zeitlang in irgend einem Hause gewesen, sorgte die Polizei für ihre Unterbringung in einer anderen Familie, und empfahl sie durch besondere Organe, die sie sich zu diesem Zweck dienstbar zu machen gewußt. So kriecht hier die Spionage gleich der großen Prozessionsraupe von Haus zu Haus, und benagt und zerfrißt das Leben der Familien, das Vertrauen des Hauses, die heiligsten Bande der Gesellschaft, um schließlich der Polizei und dem Vicariat doch keine weiteren Geheimnisse zu verrathen, als daß die Herrschaft der Priester in Rom alle menschlichen und socialen Zustände untergraben und zu einer unerträglichen Eiterung gebracht hat.

Bei der überhandnehmenden Unsicherheit, welche

in Rom herrscht, ist zwar die Polizei in der letzten Zeit mit außerordentlichen Vollmachten versehen worden, aber geschützt und behütet wurde dadurch bis jetzt noch nichts, als die Crinolinen der römischen Damen, die hier durch ihre Maaßlosigkeit fast täglich einen oder den andern Straßenscandal hervorrufen. Denn die römischen Gassenjungen haben sich besondere Lieder eingelernt, mit welchen sie die bereifrockten Damen verfolgen, wenn eine derselben durch ein zu großes Uebermaaß ihrer Ausdehnung sie dazu reizt, und diese Volksgesänge triefen dann von den schmutzigsten Infamieen, welche gegen die Tracht wie gegen das schöne Geschlecht überhaupt losgelassen werden. Die Sache der Crinoline wäre in Rom verloren gewesen, wenn nicht Cardinal Antonelli selbst sich zu ihren Gunsten erhoben und den General-Direktor der Polizei veranlaßt hätte, ein besonderes, mit harter Bestrafung drohendes Edikt zum Schutz der Reifröcke zu geben. Antonelli hat sich dadurch augenblicklich in eine gefährliche Controverse mit den Jesuiten begeben, denn die Väter der Gesellschaft Jesu haben sich leidenschaftlich ergrimmt gegen die Crinoline gezeigt, und einer ihrer berühmtesten Kanzelredner in Rom hat sogar eine Reihe von Predigten gegen den französischen Unterrock

gehalten. Der Pater schlug aber eine sehr jesuitische Taktik ein, um die schönen Römerinnen von dieser Mode wieder abzubringen, denn er behauptete, daß die Crinoline den römischen Frauen außerordentlich schlecht stände, und daß es, abgesehen von der geradewegs zur Hölle führenden Unsittlichkeit, sie zu tragen, auch nicht einmal vortheilhaft für die schönen, wohlgeformten Gestalten der Römerinnen sei. Der Jesuitenhaß gegen die Crinoline hat aber ohne Zweifel seine geheimnißvolle Seite, die nicht für Jedermann offen liegt. Jesuitismus und Crinoline widerstreben sich auf die allerunvereinbarste Weise, denn die Crinoline ist zugleich eine feste Schutzmauer gegen alle jesuitischen Manipulationen, die in majorem dei gloriam an den Frauen gemacht werden könnten. Die Jesuiten erscheinen darum nicht bloß auf den Kanzeln, sondern auch auf allen Straßen von Rom als die eifrigsten Parteigänger gegen die Crinolineträgerinnen, und man will oft bemerkt haben, daß sie im Vorübergehen auf der Straße mit ihrem besten Segen oder auch mit einigen Paoli diejenigen Gassenjungen belohnten, welche den schlimmsten Hohn den schönen Römerinnen in der Crinoline in's Gesicht sangen. Und was sagt man zu dem Cardinal Antonelli, der

als Anwalt und Ritter der Crinoline hervortretend, sich ganz offen für den antijesuitischen Unterrock erklärt und denselben unter seinen hohen polizeilichen Schutz gestellt hat. Er zeigt dabei zugleich, daß er die Jesuiten nicht fürchtet. Was hätte Cardinal Antonelli aber wohl überhaupt zu fürchten, es müßten denn die Reformen sein, die ihm Louis Napoleon doch noch einmal über den Kopf hinweg einsetzen wird.

Der Cardinal Antonelli vertritt aber im heiligen Collegium noch immer unverwandt und unerschütterlich die Partei Oesterreichs, die er mit seinem starken Arm, so lange es noch irgend gehen will, mächtig emporhalten wird. Das heilige Collegium, als politischer Körper betrachtet, durch den die eigentliche Regierungsmaschine bewegt und geleitet wird, ist eigentlich aus zwei Hauptparteien zusammengesetzt. Die eine derselben ist die österreichische Partei, an deren Spitze der Cardinal Antonelli steht, was soviel sagen will, als daß sie im Besitz aller Macht und alles Einflusses sich befindet. Dies ist die absolutistische Partei in Rom, welche den heiligen Vater, mit seinen Träumen und Gesichten, zwar theilweise den Männern der Revolution überließ, aber doch auch wieder zur rechten

Zeit, als die Wogen der Revolution ihn zu verschlingen drohten, ihn in ihren Armen auffing, und so fest in denselben zusammendrückte, daß er sich seitdem nicht mehr zu rühren vermocht hat. Diese Partei, welche durch Cardinal Antonelli die ganze Situation in Rom bis in die neueste Zeit hinein beherrschte, hat dem Papste die Reformgedanken bis auf den letzten Grund ausgetrieben, und sie hat den Haß gegen alle Reformen so volksthümlich auch im ganzen Kirchenstaat zu verbreiten gewußt, daß sie sogar eine Zeitlang in den Provinzen gegen Pius predigen ließ, so lange derselbe noch irgend Miene machte, auf den Seitenweg des Liberalismus irgendwie wieder hinüberzulenken.

Nichtsdestoweniger hat man dem heiligen Vater, um ihm doch einige Illusion zu lassen, verstattet, sich im heiligen Collegium noch immer zu der liberalen Partei zu zählen, welche hier auch mit ihrem eigentlichen Namen die französische genannt wird und die, außer dem Papst selbst, von vier oder fünf Cardinälen gebildet wird. Es ist ein Spielzeug seiner Erinnerungen, das man dem alten, schwach gewordenen Mann gewährt, und welches ihn über das drückende Gefühl hinausbringt, daß er in der That mit Allem geendigt habe, was er jemals wünschte und strebte.

Man hielt ihn aber um desto sicherer fest, je mehr er glaubte, daß er sich noch nach seinem Willen werde frei bewegen können, sobald ihm nur erst wieder danach zu Muthe sei. Antonelli hatte aber den Papst nach allen Seiten hin so zu isoliren verstanden, daß Pius IX. ihm unentrinnbar zufiel, auf welche Seite sich auch der heilige Vater gestellt haben mochte. Es war daher für Antonelli und seine Zwecke ganz gleichgültig, daß er selbst an der Spitze der durch ihn mächtig gewordenen österreichischen Partei im heiligen Collegium stand, und Pius sich ihm scheinbar gegenüber mit einigen Cardinälen gruppirte, die französisch gesinnt waren.

Pius IX. war eigentlich niemals ein Freund Oesterreichs gewesen und er soll sogar eine gewisse Abneigung gegen Alles, was österreichisch war, oft an den Tag gelegt haben. Dies zeigte sich auch im vorigen Jahre auf eine fast befremdliche Weise, als große Abtheilungen des Pilgervereins, der in Oesterreich in Folge des Concordats entstanden, bei der Heimreise von Jerusalem durch Rom kamen. Man hatte für diese frommen Pilgerschaaren in Rom nie eine besondere Beachtung gehabt, und als der Papst die gläubigen Pilger diesmal zum Pantoffelkuß bei

sich vorließ, hatte er nicht das geringste freundliche Wort für sie, sondern sagte nur, im Hinblick auf ihr wunderlich beschränktes Wesen, mit dem sich französische Gewandtheit des Benehmens freilich nicht vergleichen ließ, lächelnd zu dem neben ihm stehenden Cardinal Antonelli: „i buoni Tedeschi“ (die guten Deutschen!). Dies sagte mit dem ironischen Lächeln mehr, als dem Cardinal Antonelli angenehm war, und dieser unterhielt sich nachher recht ausführlich und freundlich mit den österreichischen Pilgrimmen.

Neben der österreichischen und französischen Partei giebt es noch eine nationale Partei in Rom, welche auch im heiligen Collegium selbst noch mit einigen Stimmen vertreten sein soll, und die an der Sache der Zukunft noch nicht verzweifelt hat. Aus welchen Händen sie diese Zukunft einst annehmen und als dauernde Bürgschaft einer Neugestaltung Italiens empfangen wird, ist noch ein großes Problem. Vielleicht führt die neue Conföderation der italienischen Staaten, welche der Frieden von Villafranca ausgeworfen hat, zu einer Auseinandersetzung zwischen Pius und Antonelli, die dem Cardinal ebensowenig als dem Papst erspart werden möchte, denn das persönliche Verhältniß Beider dürfte dann einer großen Krisis ent-

gegengehn. Das einzige Heilmittel, das es für die römischen Zustände giebt, heißt: Säcularisation, und der neue italienische Staatenbund, mit dem Papst als sogenannten Ehrenpräsidenten an der Spitze, würde dem Kirchenstaat doch früher oder später, und wie von selbst, den Dienst der freien Abtrennung des Weltlichen vom Geistlichen leisten müssen. Es war diese Conföderation Italiens schon seit längerer Zeit die Lieblingsidee Napoleons III. geworden, die er von Gioberti aufgenommen, in welche er aber jetzt einen zweischneidigen Wendepunkt der italienischen Frage zu verlegen gewußt. An der Annahme dieser neuen Ehren-Präsidentschaft Italiens war von Seiten des Papstes nie zu zweifeln, denn wenn er sie verweigerte, würde er sein Pontificat in Rom schwerlich haben fortsetzen können, sondern es würde sich dann wohl alles Ernstes um die Fortverlegung des Papstthums nach Jerusalem handeln, ein eventuelles Project, von dem in weltlichen Kreisen schon mehrfach die Rede war, und das vielleicht mehr als jedes andere, das wahre Heil Italiens heraufführen würde!

Fragmente aus Neapel.

I.

Der Golf.

Von Civitavecchia aus hatte uns ein französisches Dampfschiff in rascher, glücklicher Fahrt über das Meer dahin in den seligen Golf von Neapel geführt. Auf der Meerfahrt nach Neapel zu kommen, gewährt große Vortheile gegen die Landreise, die von Rom aus langsame und allmählige Uebergänge zu der neuen Vegetation gewährt und den Reisenden bei seiner Ankunft sogleich in dem düstern Häuserlabyrinth Neapels verschwinden läßt. Sobald man in den Golf von Neapel einfährt, ist mit Einem Schlage das Wunder vollbracht, alle früheren Anschauungen von Natur und Volk sind abgebrochen, und Auge und Sinn tauchen sich entzückt in eine neue Welt, die in niegesehenen Farben und Lichtern, in märchenhaftem Glanz der Berge und der Meereswellen, und in dem zauberischen Halbrund, den das aufsteigende Amphitheater der

Stadt beschreibt, uns umstrahlt. Die Natur scheint in diesem tiefblauen, mit den violetten Bergen und Gestaden umgebenen Golf einen ewigen Festtag angesagt zu haben, denn feierlich und lustig zugleich ist die ganze Stimmung, in die wir hier eingetreten sind, die Atmosphäre ist rein und durchsichtig, wie man es unter keinem anderen Himmelsstrich gesehen. Alles liegt wie mit einer leuchtenden Glasur bedeckt vor uns, und die hohen, bis zu ihrem Gipfel in Grün gekleideten Berge, die den Golf abschließen, streuen noch neue, frische Lichtpunkte in dies Gemälde ein, indem die vielen kleinen, weißschimmernden Ortschaften, die auf ihren Abhängen wie ausgesäet sind, nah und fern ein unendlich wallendes Leben zeigen.

Vom Cap Misenä, wo der Golf von Neapel seinen Anfang nimmt, bis hinüber zu dem lachenden Golf von Salerno ist Alles nur in zauberhafte, träumerische Lichter, in hohe, reine Schönheit, in eine stolze Pracht und in eine liebliche, milde Feier getaucht. Selbst der Vesuv, der dort aus seinem rauchenden Gipfel seine Dampfwolken bis zum Meeresgestade heruntersendet, und der fast greifbar nahe sein ernstes, aber edles und majestätisches Haupt uns zuwendet, scheint von Zeit zu Zeit sein strenges Gesicht in dem

blauen Lichtmeer des Golfes, in dem er sich spiegelt, zu klären. Seine ernsten Züge scheinen dann einen Augenblick lang froh und leichtsinnig zu sein, wie Alles hier froh und leichtsinnig ist, und man vergißt, daß er noch immer das Verderben in seinem flammenden Herzen trägt, welches er einst mit seiner Lava über Herculanum und Pompeji ausgegossen.

Als Repräsentant des neapolitanischen Volkscharakters schwebt dieser wilde, trotzige, verschlossene Gesell dort mit all den unendlichen Tücken, die in ihm schlummern, an dem lächelnden Horizont. Die Feuer, die in ihm schlafen, sind unberechnenbar, denn jeden Augenblick können seine furchtbaren Ausbrüche die herrliche, fruchtbare Landschaft ergreifen, die sich ringsum ihn her so vertrauensvoll und üppig angesiedelt hat.

Der Uebergang aus der tiefsten Ruhe in das gewaltsamste, gefährlichste Toben ist der eigentliche Charakter des Vesuv, dessen Feuersäulen aufsteigen, ohne sich durch irgend Etwas angekündigt zu haben, und der, um so friedlicher und harmloser er aussieht, in demselben Augenblick um so schlimmeres Verderben sinnt.

So tückisch und zweifelhaft sah nun freilich das bunte neapolitanische Menschengewühl noch nicht aus, in dessen Mitte wir uns bald nach unserm Eintritt

in den Golf von Neapel versetzt sahen. Die Ankunft auf der Meeresseite hat nur darin ihre unangenehmen Nachtheile, daß das Schiff im Hafen einen mehrere Stunden langen Aufenthaltsort erfährt, ehe die am Bord befindlichen Passagiere landen dürfen.

Die Erlaubniß muß für jeden Reisenden insbesondere ertheilt werden, und es handelt sich dabei, außer den Gesundheitszeugnissen, zugleich um eine Paß-Regulirung, bei der die neapolitanische Polizei mit allem ihrem geheimen Wissen von Personen und Dingen eintritt, und erst die zeitraubendsten Untersuchungen anzustellen scheint, ehe das sehnlichst erwartete „Permesso" zum Ausschiffen vom Lande herübergebracht wird.

Es ist dies der erste widerliche Contrast, in den man sich bei der Ankunft vor Neapel versetzt sieht, indem in demselben Augenblick, in dem uns die schönste Gegend der Welt mit ihren paradiesischen Reizen umfängt, Neapel zugleich sein Visier vor uns zurückschlägt und uns die scheußlichste Frazze seiner ebenso argwöhnischen als verbrecherischen Tyrannenwirthschaft sehen läßt.

Kaum hat man sich am Anblick der beispiellos schönen Landschaft berauscht, so hat sich auch schon das Gift der menschlichen Zustände in großen, ätzenden Tropfen darauf niedergelassen. Indessen war das

eigenthümliche Getümmel, in das unser Dampfer bald von allen Seiten her gerathen war, noch immer im Stande, uns mit den ergötzlichsten Bildern zu unterhalten, und das Pikanteste, was man sehen konnte, vor unsere Augen hinzuzaubern.

Während auf der einen Seite des Schiffes sich unzählige Barken vom Ufer her näherten, in denen die Facchini der Gasthöfe saßen, welche mit lauten, schreienden Stimmen ihre Hôtels ausriefen oder schon die Bestellungen der Reisenden entgegen nahmen, huschten auf der anderen Seite eine Menge von Barken herbei, die nahe unter unserem Verdeck stillhielten, und mit ihren Guitarrespielern, Liedersängern, Farceurs und Volksmimen, die sie herbeiführten, zu unserer Unterhaltung während der langen Zeit des Wartens beitragen wollten.

Ganz allein in einem dieser Boote befand sich ein kleiner, von der Sonne ganz schwarzgebrannter Junge, der schon durch seine drollige, fast geniale Erscheinung vor allen Uebrigen die Aufmerksamkeit auf sich zog.

Sein Talent, mit dem er sich unaufgefordert hören ließ, war auf die Komödie und Tragödie zugleich gerichtet, und seine dürftige, zerrissene Kleidung, mit der er angethan war, hinderte den armen Jungen nicht,

Scenen, in denen Könige und Helden mitzusprechen schienen, aus freier Hand und mit der beweglichsten Action vorzutragen. Er fuhr sich dabei mit der leidenschaftlichsten Verwegenheit in seine krausen schwarzen Locken, zerrte sich selbst daran auf das Unbarmherzigste umher, und beim Schluß der Scene, die er darstellte, und die nicht anders als mit dem Tode von seiner eigenen Hand, vermittelst eines hölzernen Dolches, endigte, stürzte er mit einer solchen Gewalt auf die Erde nieder, daß ein unwillkürlicher Angstschrei den Lippen unserer mitleidigen Damen auf dem Verdeck entfloh. Mitten aus seinem schrecklichsten Todeskampfe rissen ihn jedoch die ganzen und halben Carlinstücke, welche die Damen jetzt auf ihn herabfallen ließen, wieder empor, nach denen er so begierig schnappte, daß er nicht mehr an der Erde liegen zu bleiben vermochte. Dies ermuthigte ihn aber zugleich zu einer neuen Scene in demselben Genre, denn das Tragische schien nun einmal seine Hauptstärke zu sein. Mit schmachtenden und dann wieder feurig rollenden Blicken, die er zu den Damen auf dem Verdeck in die Höhe warf, begann er den Monolog eines sterbenden Verliebten, der wegen des Todes seiner Freundin Gift genommen hat, und sich nun in den entsetzlichsten

Qualen umherwirft, bis der Tod sein Leiden geendigt. Dann folgten einige allerliebst vorgetragene neapolitanische Volkslieder, die mit ihren zarten, süßen, wundersamen Klängen den Schluß der ganzen Vorstellung bildeten.

Hochschallende Gesänge, die von einer andern Seite des Golfs zu uns herübertönten, zogen unsere Aufmerksamkeit dorthin. Wir sahen ein Schiff, das auf der Rhede lag, und auf dem von einer Menge von Schiffsarbeitern an einer Ramme gezogen wurde, was nach einem vollkommen musikalischen Rhythmus, indem die in zwei Abtheilungen aufgestellten Arbeiter einen Wechselgesang ausführten, geschah.

Die eine Abtheilung sang einen Vers und zog dann den Bock der Ramme in die Höhe, worauf die andere Abtheilung den ihr zufallenden Vers anstimmte und unter den melodisch schwebenden Klängen desselben mit kräftigem Schwung den Fallbock wieder heruntergleiten ließ.

Wunderbar tönte dieser Doppelgesang aus den wohlgestimmten, mächtigen Kehlen über den blauen Meeresspiegel dahin, und die den Takten der Musik vermählte Arbeit schien dabei selbst ein leichtbeschwingtes Musenspiel geworden zu sein.

Im Golf von Neapel schien Alles Klang, Farbe, Licht, Musik und Malerei zu sein, und ungeachtet des unabläßigen Gewühls in dem von Schiffen überfüllten Hafen löſten sich alle schreienden und rufenden Stimmen sogleich wieder in der feierlichen Stille auf, welche den Grundton des Ganzen bildete.

Die Sänger an der Ramme verſtummten jetzt auch, es schien die Zeit zu einem Imbiß herangekommen zu sein, und für Gesang und Arbeit trat eine Ruhepause ein. Den auf dem Verdeck sich lagernden Gestalten konnten wir jetzt ihre seltsamen Physiognomien abgewinnen, und wir konnten uns in diesem Augenblick nicht läugnen, wie Recht jenes italienische Wort hat, welches Neapel „ein von Teufeln bewohntes Paradies“ (un paradiso abitato da diavoli) nennt.

Unsere Sänger, die uns erst in ihrer rhythmischen Arbeitsgruppe, unter ihrer jauchzenden und klingenden Beweglichkeit, wie die Bewohner einer schöneren idealen Welt erschienen, schienen uns jetzt, indem wir sie näher betrachten konnten, in dem Paradies der Teufel vollkommen eingebürgerte Figuren zu sein.

Man glaubt sich nicht in einer europäischen Stadt gelandet, wenn man in der Bay vor Neapel liegt, denn der Charakter des Volkes, von dem man sich

hier bald in den auffallendsten Gestaltungen umgeben sieht, erinnert hier sogleich an das afrikanische und saracenische Blut, das seinen Niederschlag in dieser seltsamen Race gefunden.

Die frazzenhafte Häßlichkeit dieser Physiognomieen ist es nicht allein, die ihnen den unheimlichen, scharf geschnittenen, schmutzigen und verworfenen Ausdruck giebt.

Es ist zugleich der Zug einer schreckenerregenden, niedrigen Pfiffigkeit, welcher alle neapolitanischen Gesichter fast übereinstimmend zeichnet. Die Männer der Arbeit, besonders diejenigen, welche man im Hafen erblickt, sind überwiegend muskelkräftige, wohlgebaute Gestalten, und in ihren Augen brennt ein wildes, verzehrendes Feuer, das selbst mit dem Alter noch nicht zu verlöschen scheint und nur Grimm und Hohn gegen Alles, was ihnen in den Weg tritt, ausspricht.

Mit der nichtswürdigen Schlauigkeit ist es zugleich der finsterste Aberglauben, der so scharfe, groteske Einschnitte in diese Gesichter gemacht hat.

Das von Teufeln bewohnte Paradies wird zugleich von Gläubigen des Teufels bewohnt, welche die Furcht vor allem Spuk der Hölle in ihren

Mienen tragen, und die wahnsinnigsten Zeichen und Amulete brauchen, um sich damit die Gewalt des Bösen vom Leibe zu halten.

Man wird von einem Schauder über die Verirrungen der menschlichen Natur ergriffen, sobald man in die Mitte einer neapolitanischen Bevölkerung sich begiebt. So entsetzliche Striche zur Ausführung des Menschenbildes sind onst nirgend in der Welt gewagt worden, wie hier. Der gehaltene, zum Großartigen sich neigende, stolz in sich selber ruhende Charakter des Römers, und der herrlichen Römerin, tritt hier weit in unseren Vorstellungen zurück, und wir treten in das Reich abenteuerlicher Frazzen und Larven ein, die bei den Vornehmeren sich oft in sehr noblen Formen modificirt haben, bei dem gemeinen Neapolitaner aber, und noch mehr unter den Frauen, welche hier den Auswurf der ganzen Race bilden, die schrecklichsten Carikaturen des Mannes und Weibes darbieten.

Es mischen sich jedoch in dem neapolitanischen Volkscharakter zugleich die diabolischen und komischen Elemente auf eine ungemein überraschende Weise.

Der Neapolitaner ist in demselben Augenblick, in dem er als Gauner und schlechter Kerl sich zeigt, auch noch Farceur und Possenreißer, wobei ihm sein eigen-

thümliches mimisches Talent, das er in einem beispiellosen Grade besitzt, zu Hülfe kommt.

Als Verbrecher ist er zugleich noch Lustigmacher, und indem er den Andern betrügt, macht er dabei die tollsten Späße, bei denen man ihn vor Lachen und Hohn sich ausschütten sieht.

Bei alledem wird diesem Volke auf der andern Seite auch eine gewisse Gutmüthigkeit nachgerühmt, und wenn man in Neapel auch nicht selten einräumt, daß das niedere Volk ein sehr verderbtes und nichtsnutziges sei, so werden doch auch oft Züge von rührender und kindlicher Gutmüthigkeit hervorgehoben, die sich hier in hülfreicher Aufopferung für Andere, in treuer und ehrlicher Gesinnung, und in Darbringung des letzten Gutes für einen noch Aermeren zeigen sollen.

Aber diese Mischung von Gutmüthigkeit und Schlechtigkeit liefert nur den traurigen Beweis, daß sich die neapolitanische Bevölkerung schon durch ihren Charakter dazu eignete, einer Tyrannei ohne Gleichen zur Folie zu dienen, und dieselbe in ihrer frechsten und maßlosesten Entwickelung sicher zu tragen.

Denn ein Volk, unter dem ein Tyrann sein Haus bauen kann, muß gutmüthig und schlecht zu gleicher

Zeit sein. Aus Gutmüthigkeit und Schlechtigkeit läßt es sich zum Sklaven machen, aber es haßt seinen Herrn, vor dem es sich gutwillig und ohne Widerstand beugt, insgeheim nur um so heftiger. Ein solches Volk ist ein gutes Material zu einer Tyrannenherrschaft. Schon auf den Straßen in Neapel sieht man oft die merkwürdigsten Beispiele von Unterwürfigkeit der Niederen gegen die Vornehmen.

Wenn ein Mann aus dem Volke seinem vornehmen Gönner begegnet, so wird er denselben nicht nur mit der tiefsten Ehrfurcht begrüßen, sondern auch einen Zipfel seines Gewandes zu erhaschen suchen, den er mit einer wahren Inbrunst an seine Lippen zieht.

Kaum ist er aber einen Schritt weiter gegangen, so wird er mit der possirlichsten Gebärde von der Welt ein Schnippchen schlagen, und sein Gesicht trägt den Ausdruck einer höhnischen Verachtung an sich, die den Herrn, welchem er noch soeben huldigte, mit der schneidendsten Grimasse trifft.

Dies ist ebenso sehr ein Gleichniß des ganzen Verhältnisses, in dem Volk und König in Neapel von jeher mit einander gelebt haben. Der Tyrann und seine Sklaven haben in diesem Verhältniß stets ein leichtes Spiel mit einander gehabt, sie ergänzen sich

durch die Verachtung, auf der ihre gegenseitige Stellung beruht, und die Art, wie es der Eine mit dem Andern treibt, sieht zugleich wie ein gemüthliches Leben und Lebenlassen aus, weshalb in Neapel oft in den am schlechtesten und blutigsten regierten Zeiten sich die zärtlichsten Neigungen des gemeinen Volkes für sein Staatsoberhaupt kundgegeben haben. Auf der anderen Seite haben sich gerade durch diesen Volkscharakter die Blätter der neapolitanischen Geschichte mit so viel grausenhaften Zügen, mit so viel Schmach und Grausamkeit und Entsetzen beschrieben.

II.

Geschichtsbilder aus dem Golf von Neapel.

Es läge eine große Genugthuung für das Menschengefühl darin, wenn man annehmen könte, daß in einer großen, heitern, paradiesischen Natur nur glückliche und befriedigte Völker, mit milden, freien, harmonischen Entwickelungen wohnen solten. Aber die Geschichte Neapels hat der herrlichen Natur, auf deren Boden sie sich bewegte, für Blühenpracht und Himmelsschönheit stets nur Schauder, Mord und Blut zurückgegeben, und zur menschlichen Staffage für die zaubervollste Landschaft nur das Treiben höllischer Dämonen, und die höchst erfinderischen Verkettungen von Leidenschaft, Mordlust und Verbrechen geliefert.

Die Schönheit der Natur ist keine Bürgschaft weder für Moralität noch für Glück der Menschen, und in dem Augenblick, wo wir den Golf von Neapel noch einmal mit gesteigerten Entzücken hinabblicken,

drängen sich auch mitten durch diese zauberische Lebensfülle so manche Schreckbilder der Vergangenheit zu uns her, welche sich einst mit blutigen Häuptern auf diesen kosenden blauen Wellen schaukelten.

Eine der furchtbarsten Gräuelzeiten Neapels war der Sturz der Parthenopäischen Republik gewesen, welche der General Championnet im Namen des französischen Direktoriums aufgerichtet hatte.

Aber obwohl das Blut des heiligen Januarius, des neapolitanischen Schutzheiligen, in diesem Augenblick floß und dadurch seine Zustimmung zu dieser Republik auszudrücken schien, konnte die neue Demokratie in Neapel, wo der Pöbel stets royalistisch war, doch keinen festen Bestand gewinnen.

Der Cardinal Ruffo hatte ein gewaltiges Heer zur Wiederaufrichtung des Thrones der Bourbonen gesammelt, dem auch die brittische Flotte unter Nelson sich als Helfer verbunden hatte, und König Ferdinand IV., der sich später als König beider Sicilien den Ersten nannte, war wieder in den Golf von Neapel zurückgekehrt. Er lag noch mit seinem Schiffe im Hafen, während in Neapel das furchtbarste Blutvergießen, Mord und Plünderung geschah, die Wuth des Pöbels in beispielloser Ausschweifung rasete, und

die kämpfenden Parteien sich gegenseitig an das Messer lieferten.

Nelson, der Held von Abukir, der aus Aegypten nach Neapel gekommen, war durch die schöne Lady Emma Hamilton, deren verführerischen Reizen er nicht widerstehen konnte, zum Dienst der schmutzigsten Bluttyrannei geweiht worden.

Die berühmte Schönheit, die zuerst durch ihre plastisch-mimischen Stellungen alle Welt berückt hatte und die aus der Prostitution Londons zur Gemahlin des englischen Gesandten in Neapel emporgestiegen war, hatte von der Königin Caroline von Neapel den Auftrag erhalten, sich auf Nelson's Schiff zu begeben, und den tapfern Seehelden zur Ausführung aller Reactions- und Blutpläne des rückkehrenden Bourbonen geneigt zu machen. Nelson erfüllte das zuerst durch die schreckensvolle Hinrichtung des Admirals Caraciolo, eines der verdientesten und ausgezeichnetsten Männer Neapels, der auch in der Zeit der Republik seine Thätigkeit im Dienst des Vaterlandes fortgeführt hatte.

Nelson verhängte selbst das Todesurtheil über seinen ehemaligen Waffengefährten, ließ ihn mit Ketten belastet auf die Fregatte Minerva bringen, die Caraciolo

so oft zu den ruhmvollsten Seesiegen geführt, und hier, an einer Segelstange, wurde der unglückliche Admiral, der zugleich ein neapolitanischer Principe war, wie ein gemeiner Verbrecher aufgeknüpft. Man ließ ihn bis zur Nacht hängen, dann warf man den Leichnam, dem man ein schweres Gewicht an den Füßen befestigt, in's Meer.

Das Schiff des Königs hielt noch immer im Hafen, denn ihm schien der richtige Moment noch nicht gekommen, um an's Land zu gehen und die Zügel der Regierung wieder unmittelbar zu ergreifen.

Sein Schiff war ganz umringt von festlich bewimpelten Barken, in denen die alten Staatsbeamten des Königs, Höflinge, Stellenjäger und Gewaltschmeichler aller Art zu dem König herangerudert kamen. Der König hatte bereits die strengsten und härtesten Gesetze und Befehle erlassen, durch welche er alle eidlichen Verpflichtungen seiner Vorgänger auf dem Thron und seine eigenen feierlichen Zusagen, die er früher für Verfassung und Verwaltung gegeben, wieder aufhob.

Ferdinand stand fröhlich auf dem Verdeck und schaute in das Meer hinaus, als er in diesem Augenblick einen seltsamen Gegenstand erblickte, der aus der

Ferne her von den spielenden Wellen zu ihm herangetrieben wurde.

Als er seine Aufmerksamkeit näher darauf richtete, sah er, daß es ein menschlicher Leichnam sei, welchen das Meer jetzt zu seinem Schiff heranführte. Aber dieser Leichnam ragte auf die wunderbarste Weise von den Hüften an über dem Wasser empor, er war gerade aufgerichtet wie ein Lebender, sein Gesicht starrte aufwärts und schien unverwandt auf den König hinzublicken, sein Haar hing ihm wild und wassertriefend um den Kopf.

Jetzt setzte sich dieser Leichnam noch eiliger und hastiger in Bewegung, und mit drohender Miene schritt er geradewegs auf das Schiff des Königs aus. Ferdinand, entsetzt über diesen Anblick, erkannte jetzt die Züge des hingemordeten Caraciolo, der einst sein Freund und treuer Diener gewesen war, und den er dem Henkeramt Nelsons zugewiesen hatte.

König Ferdinand wandte sich bleich und entsetzensvoll ab, und fragte die umstehenden Hofleute: was das zu bedeuten haben könne? Er klammerte sich an Nelson an, der sich ebenfalls auf dem Verdeck neben ihm befand, und mit starrem Erstaunen sein Opfer, den Ermordeten, heranschwimmen sah. Alle schwiegen

bestürzt, und nur der Caplan des Königs trat hervor und sagte mitleidsvoll: „Das ist der Fürst Caraciolo; er kommt, um Ew. Majestät um ein christliches Begräbniß anzuflehen.“ „Er soll es haben,“ sagte der König, und betrachtete noch einmal den wunderbar emporgerichteten Leichnam, der jetzt schon an der Treppe des Schiffes stand und mit gebieterischer Gebärde den Einlaß zu begehren schien. Die Wellen des Golfs schienen sich um dieses fürchterliche Gespensterbild unruhig zu kräuseln, stürmisch anzuschwellen und mächtig an das Schiff des Königs zu pochen. Der König war fortgegangen und hielt sich den ganzen Tag über in seiner Kajüte verborgen.

Der Leichnam wurde herausgezogen, und als man die merkwürdige Erscheinung näher untersuchte, fand sich, wie der Körper, obwohl man ihm ein Gewicht von 52 Pfunden angehängt hatte, doch im Wasser so stark aufgeschwollen war, daß er sich in den Wellen wieder aufgerichtet hatte und in Folge des mechanischen Gleichgewichts mit dem Obertheil daraus hervorragte, während ihn der Landwind weiter in's Meer hineintrieb*). In der kleinen Kirche Sta. Maria la

---

*) Der Capitain Thomas Hardy, Befehlshaber des Schiffes,

Catma zu Santa Lucia bestattete man dann den Leichnam Caraciolo's. Es schien anfangs, als ob König Ferdinand, durch Furcht und Schrecken erschüttert, einen Mahnruf des Schicksals in diesem Begegniß gefunden habe, aber wie starke Gewissensbisse dem abergläubischen Mann vielleicht auch jetzt rege gemacht wurden, so änderte er doch das System der Tyrannei nicht, das durch ihn dauernd und stark über Neapel begründet, und in dem sein Sohn Ferdinand II., der größte Staatsbetrüger auf einem Thron der neueren Zeit, sein richtiger Nachfolger wurde.

Wenn der Golf hier in dem Zauberspiegel seiner Wellen die düstern Farben der Tragödie wiederspielte, so half er auch komische Begegnisse vermitteln, welche in neuerer Zeit aus den wechselnden Katastrophen Neapels hervortraten.

Denn als nach dem ersten Zusammensturze der Herrschaft Joachim Murat's über Neapel, die Königin Caroline Murat, die geistvolle Schwester Napoleons, Neapel verlassen wollte, während ihr unglücklicher Gemahl, der ritterliche, romantisch verwegene Murat, auf

---

erzählte als Augenzeuge diesen Vorgang an P. Coletta, der ihn im zweiten Bande seiner „Geschichte Neapels" mitgetheilt hat.

abenteuerlichem Zuge flüchtig auf den Wellen des Meeres umhertrieb, wurde die Königin auf dem englischen Schiffe, das sie bestiegen, noch im Golf von Neapel zurückgehalten.

Sie wollte eben abreisen, als der zum zweiten Mal in den Golf von Neapel rückkehrende Bourbon, König Ferdinand, zu gleicher Zeit mit seinem Schiff sich annäherte und dem ihrigen begegnen mußte.

Der Admiral ihres Schiffes, auf dem sie abreisen wollte, näherte sich ihr jetzt und bat sie, mit einer heuchlerischen Miene der Schonung für sie, daß sie nicht erschrecken möge vor den Kanonenschüssen, die er soeben angeordnet habe, denn dies seien nur Ehrenbezeugungen und Festgrüße zur Begegnung des wiederkehrenden Königs Ferdinand von Neapel.

Ich werde nicht davor erschrecken, sagte die schöne Schwester Napoleons, welche die strahlende Größe der Herrscherin auch im Unglück auf ihrer Stirn trug.

Dann fügte sie lächelnd hinzu: „Kanonendonner ist ein Geräusch, das den Napoleoniden weder neu noch unangenehm ist; denn haben wir nicht die ganze Welt im Donner der Kanonen erbeben lassen?“

Indeß zögerte König Ferdinand noch, sich zu nähern, und sein Schiff legte zuerst vor Baja, an der

westlichen Seite des Golfs von Neapel an, wo früher die Römer Landsitze für ihre üppigsten Ausschweifungen gegründet.

Die Frau Murat's wurde dadurch noch drei Tage im Hafen zurückgehalten, ehe sie auslaufen durfte.

Jetzt aber wurde es rings um sie her immer lebendiger in dem Golf, unzählige Barken, lustig bewimpelt und mit wunderlichen Abzeichen aller Art behangen, kamen von der Stadt her angeschwommen und sammelten sich ganz nahe um das Schiff der Königin.

In diesen Barken saß der schlimmste Pöbel Neapels, der unter Possen und Schimpf aller Art der Königin seine Spottlieder in die Ohren sang, und sie mit Gebärden, Mummereien und Witzworten aller Art verhöhnte. Dann begann ein furchtbares Lärmen, Pfeifen und Schreien, von den fürchterlichsten Stimmen hervorgebracht und von Instrumenten begleitet, die noch gräßlicher die Ohren der Königin verwundeten. Karoline Murat, die erst in einer unbeweglichen Stellung, mit stolz übereinandergeschlagenen Armen, auf dem Verdeck dagestanden und den herandringenden Lazzaroni und Fischern Trotz geboten, hatte sich endlich vor diesem schrecklichen Toben in ihre Ka-

jüte geflüchtet. Das Charivari im Golf von Neapel dauerte die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgen, dann erst durfte das Schiff seine Anker lichten.

Inzwischen war König Ferdinand von Baja wieder aufgebrochen und hatte vor Portici Anker geworfen, wohin er sämmtliche murat'sche und bourbonische Generale beorderte, um hier eine Revue über sie abzuhalten.

Nachdem dies geschehen war, brach König Ferdinand von Neuem auf, und im Begriff, jetzt seinen Einzug nach Neapel zu nehmen, begegnete er der in demselben Augenblick unter Segel gegangenen Königin Murat, deren Schiff ihn mit dem mächtigsten Kanonendonner begrüßte, und die der Admiral unter einem Vorwande auf das Verdeck gelockt hatte, damit sie durch ihre Erscheinung den Triumph des heimkehrenden Bourbonen noch erhöhe.

Aber die Königin weinte jetzt. Und die Wellen des Golf spielten in fröhlicher Ausgelassenheit zwischen den beiden Schiffen hinundher, das Meer strömte nur Heiterkeit und Glück aus, der ganze Himmel lachte, wie heut, in reiner Bläue und Verklärung, in ihrer wunderbaren Durchsichtigkeit zitterte und spielte die Atmosphäre.

Der Glanz dieser beispiellosen Schönheit, in welche sich Neapel kleidet, lacht den Ankommenden, wie den Scheidenden, mit gleich hinreißender Magie.

Es ist darum ebenso überwältigend, in diesem Golf anzukommen, als ihn zu verlassen. Das veder Napoli e poi morir, das auch im Munde des neapolitanischen Volkes selbst oft gehört wird, und uns jetzt im Golf von allen Schiffen und Gondeln her aus den Ausrufungen der Angekommenen laut umschwirrte, umseufzte und umjubelte, ist kein künstlich gemachtes Wort, dem man mit Reflexionen über seine Entstehung und Bedeutung auf die Spur zu kommen brauchte.

Es ist nur das überschwänglichste Wort, das für die überschwänglichste Situation der Welt gefunden werden konnte.

Jetzt war auch für uns die Erlaubniß an Bord gelangt, an's Land kommen zu dürfen. Freilich ging es nun zuerst auf die Polizei und auf die Dogana, zwei Dinge, die wir, umstrahlt von den Alles verklärenden Lazurfarben des Golfs, bisher ganz vergessen hatten.

III.

Das Reich der Lazzaroni.

In einem Staate, wie Neapel, befindet sich nur der Pöbel wohl. Dies ist auch der am besten situirte Stand im ganzen Königreich, und die anderen Stände, sowohl der ehrlich arbeitende Bürger, als der vornehmere und gebildetere Mann, können sich mit dem Pöbel nicht an Wohlbehagen, Sicherheit und Freude der Existenz vergleichen. In einer Tyrannei muß man zum Pöbel gehören, sonst ist man schlecht situirt.

Nur der Pöbel entwickelt sich hier charaktervoll, eigenthümlich und lebendig, und bleibt in physischer wie in geistiger Hinsicht naturkräftig und frisch.

Dies ist begreiflich, weil eine solche Monarchie gewissermaßen ganz auf den Schultern des Pöbels ruht, von ihm getragen und vertheidigt wird, und auf dieser wahrhaft breiten Grundlage sich principiell und natürlich aufgebaut und befestigt hat.

Die brutale Gewalt, die an der Spitze des Staats arbeitet, begegnet sich in der Tiefe mit denselben Gesinnungen und Kräften, und dadurch schließt sich die Tyrannei oft auf lange Zeit zu einem festeren Bau zusammen, als ihm manche andere Staatsform zu gewähren vermag.

Es ist der Charakter der Tyrannei, daß sie nur durch den Pöbel und in demselben sich zu organisiren vermag.

Man kann darum auch nur in Staaten, wie Neapel, von dem Pöbel als von einem besonderen Stand sprechen. Die eigentliche Blüthe dieses Standes bildet der Lazzarone, der sich so eigenthümlich und wie aus natürlicher Berechtigung in Neapel niedergelassen und fortgepflanzt hat, daß man ihn fast für eine besondere, unter den übrigen Volkselementen ganz selbständig hervorragende Menschenrace ansehen könnte.

Der Lazzarone (ein seltsamer Name, den Viele von dem armen Lazarus aus dem Neuen Testament herleiten wollen) ist der einzige freie Mann, den die Tyrannenwirthschaft hervorgebracht hat und zuläßt.

Ein Mann, der keiner Wohnung und keines Obdachs bedarf, denn er schläft unter Neapels ewig

holdseligem Himmel, oder ihn birgt gastlich jede alte Planke Holz, die irgendwo auf der Straße herumliegt; ein Philosoph, der den ganzen Tag nur von einigen Früchten und etwas Eismasse lebt, und durch seine Verrichtungen stets mehr verdient, als er zur Deckung dieser Bedürfnisse gebraucht; ein geborener Feind des Luxus, der halb nackt auf den Straßen einhergeht, und in seiner bis zum Knie reichenden Hose und seinem an den Aermeln aufgeschürzten Hemd sich mit Allem, was er der Convenienz schuldig ist, abgefunden zu haben glaubt, führt er das Leben des Naturkindes, des Weisen und des Patrioten zugleich.

Man möchte kaum wagen, ein Regierungsystem zu schelten, in dem solche Männer den nothwendigen Einschlag bilden, und das sich auf Patrioten stützt, die, wie die Lazzaroni, den wunderlich erhabenen Charakter besitzen, die Freiheitsmänner der Tyrannei zu sein!

Der Lazzaroni befindet sich jedoch seit einiger Zeit in einer neuen, sehr bedeutungsvollen Entwickelung.

Er fängt an, sich in einen großen Herrn umzuwandeln, und wenn man ihn in den Stadttheilen aufsucht, wie im Hafen und auf dem dem Meere nahe-

gelegenen Mercato, so findet man das alte Charakterbild des Lazzarone bereits sehr verändert.

Der Lazzarone droht, selbst bis auf seinen Namen in Neapel zu verschwinden, und man wird ihn sich bald nicht mehr zeigen lassen können.

Der Lazzarone will heutzutage auch ein nobler Mensch werden, er hat Passionen für den Luxus und die Anständigkeit bekommen und vor allen Dingen hat er sich besser und sorgfältiger als sonst bekleidet.

Nur an der besonders geformten rothen und braunen wollenen Mütze, die ihm eigen geblieben zu sein scheint, vermag man noch den ehemaligen Lazzarone, der jetzt keiner mehr sein will, zu erkennen.

Seine Finger sind mit mehreren Ringen bedeckt, seine Frauen, die neben ihm erscheinen, zeigen sich oft prächtig geschmückt, und Alles verräth das Bestreben, als feine Leute angesehen zu werden.

Den Lazzarone mit diesem Namen zu erfragen, darf man jetzt um so weniger unternehmen, da dieser Name heutzutage nur noch für ein Schimpfwort gilt, und es nur im Zank geschehen darf, daß der Eine den Andern einen Lazzarone nennt.

Der Lazzarone will heutzutage nur Facchino sein, und damit bezeichnet sich in ganz Italien, und auch

in Neapel, vorzugsweise der Begriff des freien Arbeiters, der zu der Dienstleistung auf der Straße und im öffentlichen Verkehr bereit steht, und eine sehr drastische Maske des heutigen italienischen Lebens geworden ist.

Man würde aber den Lazzarone doch immer wieder als solchen herauserkennen, denn seine Race ist nicht zum zweiten Mal in Neapel vorhanden. Er ist kräftig, groß und wohlgebaut, seine Muskelstärke erinnert an die Naturheroen alter Zeiten, und in seinen schwarzen Augen glänzt es so hell und klug und verstandesklar, wie man es in Neapel bei anderen Leuten aus dem Volke kaum gewahr wird.

Die Natur hat den Lazzarone geschaffen, und warum will er jetzt die Sphäre verlassen, in der er groß und berühmt geworden, in der es nur ihn und nichts Anderes gab, und warum will er die Krone des richtigen Lazzarone in den Staub werfen und ein Facchino werdea, was Jedermann werden kann, während man als Lazzarone geboren werden mußte?

Der heutige Uebergang des Lazzarone in den Facchino ist fast eine gesellschaftliche Katastrophe zu nennen, und wird sicher nicht ohne Bedeutung für das ganze Königreich Neapel bleiben.

Wenn man Neapel einigermaßen kennt, muß man in der That die Monarchie für gefährdet halten, sobald die feste Unterlage derselben, der Stand der Lazzaroni, sich aufzulösen beginnt.

Es liegt ein schlimmes Symptom für den Staat darin, daß seine ächt conservativen Grundlagen, die Lazzaroni, dahinschwinden wollen und Miene machen, sich in den rein industriellen Facchino, der dem modernen, Alles nivellirenden Liberalismus ähnlich sieht, aufzulösen.

Um die Tyrannei der Ferdinande aber muß man bange werden, wenn man sieht, daß der letzte Lazzarone kommen will, daß sich damit eine neue Zeit ankündigt, welche der neapolitanischen Gewaltherrschaft in die rollenden Räder fahren wird.

Gegen das Ende der Regierungszeit Königs Ferdinands II., des Abscheulichen, begann sich schon dies schreckliche Symptom anzukündigen, es gab nur noch wenige ächte Lazzaroni, die dem Leichenbegängniß dieses Königs folgten, und die Feinde der Freiheit fürchteten, daß mit dem jungen König Franz II. eine andere Zeit herangekommen sein möchte.

Der Lazzarone hat schon seit einigen Jahren allmählig die alte Gilde, in der er sich früher ganz

eigenthümlich organisirte und abschloß, durchbrochen. Früher bildeten die Lazzaroni unter sich einen ganz selbständigen Verein, der manche Vorrechte und Privilegien genoß und sich sogar sein eigenes Oberhaupt wählen durfte, das den Namen des Capo Lazzaro führte. Die große Anzahl dieser Klasse, die zu manchen Zeiten in Neapel gegen funfzigtausend betragen haben soll, brachte schon Joachim Murat dazu, ihre Ausbreitung einzuschränken, er ließ ihre Schlafstätten, die sie mitten in Neapel in den Hauptstraßen aufschlugen, aufheben, und sie mußten sich in die entfernteren Gassen und Winkel der Stadt zurückziehen. Das Nachtquartier unter freiem Himmel gänzlich aufzugeben, schien ihnen nicht beigebracht werden zu können, und nur die verheiratheten Lazzaroni gewöhnten sich mit der Zeit daran, für die Nacht unter einem Dache zu schlafen, wie klein und erbärmlich auch der Raum sein mochte, den sie irgendwo in einem Hause auftrieben.

Joachim Murat hatte Recht, die Lazzaroni zu fürchten, denn sie trugen Viel dazu bei, seine Herrschaft in Neapel zu zerstören. Die Lazzaroni waren immer die treuen Freunde der Bourbons geblieben, und sie hatten ihr legitimistisches Herz niemals gegen

ihre angestammten Könige, dieselben mochten im Glück oder im Unglück sein, verläugnet. Das Königthum hatte an ihnen stets ein Heer, das sich besser, als jede disciplinirte Truppe, für den Thron schlug, und im Jahre 1799 vertheidigten sie Neapel zwei Tage lang gegen die eindringenden Franzosen mit einem heldenmüthigen Widerstand, der in der Geschichte selten seines Gleichen gefunden. Nach solchen Katastrophen kehrten sie dann stets wieder friedlich und gutartig in ihr wildes Naturleben zurück, das sie mitten in Neapel, fast ohne jeden Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Civilisation, und als lebten sie im Dickicht der Wälder, führen. Aus Müßiggang und Arbeit setzt sich das Leben des Lazzarone wundersam zusammen. Er erwirbt nur, um genießen zu können, und der geringste Verdienst reicht hin, um ihn nicht nur mit Allen, was er braucht, auf mehrere Tage zu versehen, sondern ihn auch in allen Genüssen schwelgen zu lassen, die auf den Wegen eines Lazzarone nur irgend möglich sind. Außer dem Tragen der Lasten, wozu sie im Hafen und anderswo Gelegenheit finden, bieten sie sich auch nicht selten dem Fremden als hülfreiche Begleiter und Wegweiser an, und sie geben etwas darauf, ihre Kenntniß von Allen, was

es in Neapel giebt, sogar in Sachen der Künste und Museen, auszukramen. Sie thun dies mit so viel Stolz und Pfiffigkeit, sogar mit einem Lichtschimmer von Intelligenz, daß man leicht auf den Gedanken kommt, diese Volksklasse, die lebenskräftigste, die es in dem ganzen vermoderten Staat giebt, könne einst zu einer bedeutenden intellectuellen Entwickelung berufen sein. Wenn seine Sprache nicht hinreicht, um Alles, was er weiß, sofort auszudrücken, geht er in die Gebärdensprache über, die ihm aus den Fingern, Gesichtsmuskeln und Augen wie ein elektrisches Fluidum herausspritzt, und mit solcher Leidenschaftlichkeit zu überzeugen sucht, daß man nicht leicht wagen möchte, an ihr zu zweifeln.

Der Lazzarone ist ein sehr ämsiger und anhaltender Arbeiter, so lange er arbeiten zu müssen glaubt. Sobald sich aber seine Tasche wieder mit eingen Gran gefüllt hat, glaubt er schon ein unermeßliches Vermögen zu besitzen, und er macht sich nun auf, um einmal wie ein Mann vom Stande zu leben und die Herrlichkeiten des schönen Neapels zu kosten. Er unternimmt jetzt eine förmliche Entdeckungsreise durch die Stadt, Alles reizt und entzückt ihn hier, in einer Schenke nach der andern kehrt er ein, überall läßt er

es sich vortrefflich schmecken, und unter der steinernen Vorhalle einer Kirche legt er sich mit aller Grandezza nieder, um seine Siesta abzuhalten.

Die Treppe des Palazzo Reale, wo die beiden Statuen des Tajo und des Ebro stehen, ist ein besonders beliebter Versammlungsort der Lazzaroni, wenn sie in die Stadt kommen, um sich auszuruhen von der Arbeit, und von den Herrlichkeiten und Genüssen Neapels zu träumen. Auf diesen marmornen Treppenstufen läßt er sich mit Würde und Behagen in einer malerischen Stellung nieder, und es offenbart sich darin zugleich der unwiderstehliche Zug, der den Lazzarone in die Nähe seines königlichen Herrn und Gebieters treibt. Aber der royalistische Lazzarone fühlt nirgend, selbst wenn er vor der Madonna kniet, eine so inbrünstige Genugthuung, als hier, wo er oft stundenlang vor dem Palazzo reale liegt und sich in bewundernder Anschauung über diese stolze Pracht eines Königsschlosses ergeht. Zwar öffnen sich die Pforten dieses Palastes nicht mehr, um die Herrscher Neapels aus- und eintreten zu lassen, denn Ferdinand II., der in der ersten Zeit seiner Regierung noch in diesem Schlosse residirte, hatte, bald nachdem in Folge seiner Gewaltthaten im Jahre 1848 die Verwickelungen mit

seinem Volke begonnen hatten, den Königlichen Palast in der Stadt aufgegeben und wohnte seitdem vorzugsweise auf seinem schönen Lustschlusse in Caserta, oder auch zu Ischia und Castellamare, im Winter auf Gaëta, was Niemandem weher that, als seinen vielgetreuen Lazzaroni. Diese hatten darum auch ihr altes Standquartier vor dem Palazzo reale nicht verlassen, und hielten dort bis zur letzten Zeit ihre Lieblings-Siesta ab, indem sie damit unausgesetzt ihren Cultus des Königthums an dieser Stelle begingen.

Die Lazzaroni waren ja die eigentlichen Ritter des Staatsstreiches gewesen, mit welchem der König Ferdinand II. am 15. Mai 1848 die constitutionelle Verfassung Neapels, welche er kaum gegeben hatte, in Blut, Mord und Verrath wieder auflöste und seinem Volke über ihren eigenen Häuptern entzweischlug. König Ferdinand hatte die neuen Kammern, der auf dem Papiere stehenden Constitution gemäß, einberufen, und sah gewiß sogleich zu Anfang ein, daß er die Königliche Macht mit diesen Kammern nicht werde theilen können. Auf der andern Seite waren geheime Vorbereitungen für die Republik gemacht worden, welche an der französischen Flotte, die im Hafen von Neapel lag, ihren Anhalt gefunden zu haben schienen. Die

Deputirten hatten sich schon in ihrer ersten Sitzung über die Eidesleistung mit ihrer Regierung nicht einigen können, bald glaubte man sich vom König verrathen und betrogen, in der Straße Toledo wurden Barricaden gebaut, und es begann ein Kampf, der Ströme von Blut hervorrief, zwischen den Truppen des Königs und der Nationalgarde.

In diesem Augenblick rief der König seine alten Freunde im Hafen, die Lazzaroni, zu seinem Beistande auf, und dieser Heerbann säumte nicht, in gewaltiger Anzahl ihm Folge zu leisten. Die Lazzaroni schlugen sich für ihren König gegen das Volk mit beispielloser Tapferkeit, man rechnete, daß mehr als vierzehntausend Menschen allein von ihrer Hand gefallen und hingewürgt wären, und die Rhede wurde rothgefärbt von dem Blut, das aus den Straßen Neapels bis zum Meere herunterfloß. Die Lazzaroni waren niemals constitutionell gesinnt gewesen. Bald nachdem Ferdinand die Constitution von 1848 gegeben, war er durch die Straßen von Neapel geritten, um sich dem Volke zu zeigen. In der Straße Toledo war er mit ungeheurem Jubel begrüßt worden, denn dort wohnte die höhere Bourgoisie, die der Constitution zujauchte, weil sie durch dieselbe ihre Interessen gefördert zu sehen

glaubte. Ebenso war es ihm auf der Chiaja ergangen, wo die Aristokratie und die hohe Finanzwelt ihre prächtigen Häuser besitzen, denn auch diese Klassen waren für die Constitution, die sie als einen Schutz für ihre besonderen Rechte und Interessen gegen den Thron herbeigewünscht hatten. Aber als der König in den Hafen hinabritt, fand er dort Alles still, keine Freudenbezeugungen ließen sich mehr auf seinem Wege vernehmen, und kein einziges Evviva schallte ihm von den Lippen der Lazzaroni. Diese Männer wußten zwar nicht, was eine Constitution eigentlich bedeuten sollte, aber sie sahen es für ein seltsames, nebelhaftes Ding an, das zwischen ihnen und ihrem geliebten König stehen sollte, und es war ihnen nicht wohl dabei zu Muthe geworden. Sie wollten ihren König, und nichts als ihren König, und diesen sahen sie sich durch das räthselhafte Gespenst, welches Constitution hieß, beschattet. Die Lazzaroni kehrten dem König stumm den Rücken, als er jetzt im Gepränge des Constitutionsgebers an ihnen vorüberritt. Einige Monate nachher aber, als König Ferdinand seine Abgesandten in den Hafen schickte, um die Lazzaroni in den Kampf zu rufen, erschienen sie wie tobende Rachegeister, die den bösen Lindwurm der Constitution mit

ihren Händen erwürgen sollten. Gerade in diesen Tagen war das Blut des heiligen Januarius in seinen beiden Kapseln wieder flüssig geworden und empor gesprungen, und die Lazzaroni nahmen es für ein gutes Zeichen, daß der Schutzheilige Neapels wieder einmal blute. Ihre Leidenschaft wurde dadurch zur Raserei angefacht, und auch ihr Vortheil trat in's Spiel, denn es konnte nicht fehlen, daß ein Theil der Stadt auch ihrer Plünderung anheimfiel. Die Lazzaroni haben zwar die geringsten Bedürfnisse, und leben Tagelang von einigen Gran, welche sie sich durch die kleinste Handleistung verdienen können. Aber wenn sie aus ihrer Ruhe aufgetrieben werden, um sich bei öffentlichen Bewegungen zu betheiligen, haben sie noch jedesmal die Plünderung der Stadt als ihren Löwen-Antheil verlangt. Sie haben sich dann stets als die Wilden gezeigt, die, wie überhaupt die niedere Klasse in Neapel, außerhalb der civilisirten Gesellschaft stehn, und mit einem Wonneschauder ohne Gleichen einmal ihren Besuch in den Häusern der Besitzenden machen. Diesem gefährlichen Gelüste ist aber nicht immer nachgegeben worden, und selbst Ferdinand I. hinderte bei seinem Einzuge in Neapel sogar, daß die Lazzaroni das Schloß Joachim Murats in Neapel plünderten,

das sie sich mit seinen Schätzen zur Beute ausersehen hatten. Ferdinand II. dagegen ließ die Lazzaroni am 15. Mai 1848 zum Lohn ihrer blutigen Thaten in ganz Neapel plündern, denn die Bevölkerung sollte es auch mit ihrem Eigenthum empfinden, was es heißt, ein constitutionelles Regime zu haben. Es war gelungen, den ersten vernichtenden Schlag gegen die neue Constitution zu thun, sie hatte die Lebensfähigkeit schon im Augenblick ihrer Geburt verloren, und in das ihr längst gegrabene Grab wurde sie im Februar 1848 schließlich hineingelegt. Die Kerker Neapels nahmen in ihren abscheulichsten Höhlen die Schaaren der Gefangenen auf, welche dem constitutionellen System zum Opfer gefallen waren, und unter denen der edle Poërio am qualvollsten die Schuld bezahlen mußte, der eigentliche Schöpfer und Rathgeber der neapolitanischen Verfassung beim König gewesen zu sein.

Den König hatte aber seitdem eine düstere, fast abergläubische Scheu vor seiner eigenen Hauptstadt befallen, und er entschloß sich jetzt nur noch höchst selten, Neapel zu betreten. Er vergrub sich das ganze Jahr hindurch in seinen um Neapel gelegenen Landschlössern, und zuletzt kam er nur noch zu dem großen Volksfeste Piedigrotta am 8. September nach Neapel.

Das Fest von Santa Maria di Piedigrotta ist das Fest der ganzen Bevölkerung des Reichs, die an diesem Tage von nah und fern zusammenströmt, und mit tausend Possen und dummen Streichen eine Art von Narrenfest feiert, das sich an den Dienst der Madonna in der Kirche am Posilipp, welche die Königin der Madonnen ist, anschließt. Das Militair nimmt Antheil an diesem größten aller neapolitanischen Volksfeste, es wird zuerst eine festliche Parade abgehalten, und dann bilden die Truppen vom Königlichen Palaste bis zur Santa Maria di Piedigrotta ein feierliches Spalier, durch welches der König und die Königin in dem prachtvollen Gallawagen hinfahren, um sich unter dem Donner der Kanonen, die auf den fünf Kastellen gelöst werden, nach der Kirche zu begeben. An diesem Tage kann und darf der König nicht fehlen, und auch Ferdinand II. versäumte bis zu seinem Tode niemals das Piedigrottafest, obwohl er sich auf demselben seinem ganzen Volke zur Schau stellen mußte. Aber es mochte ihn auch wieder darnach verlangen, seine Freunde, die Lazzaroni, in Neapel um sich zu sehen, und ihnen den Besuch zu erwiedern, den sie ihm in Gaëta und Caserta das ganze Jahr hindurch abstatteten. Denn die Lazzaroni bildeten in

den bunten, von allen Volkstrachten durchwogten Menschenmassen des Piedigrottafestes stets eine den Augen des Königs besonders wohlgefällige Erscheinung.

Nach diesem Fest zog sich der König mit der Königin jedesmal nur um so strenger wieder in die Einsamkeit seiner Landschlösser zurück. Die Königin Therese, eine Tochter des Erzherzogs Karl von Oesterreich, wird häufig als die Ursache angegeben, daß Ferdinand seit dem Jahre 1848 niemals wieder einen längeren Aufenthalt in Neapel nahm. Die Königin hatte seit den Begebenheiten dieses Jahres einen unauslöschlichen Haß gegen Neapel gefaßt, und sie suchte die Kluft, die zwischen dem König und der Hauptstadt entstanden war, nur immer tiefer aufzureißen. Sie bot deshalb stets allen ihren Einfluß auf, um den König fern von Neapel zu halten, und diese Entfernung nahm bald einen principiellen Charakter an, und wurde dem König zum Vorwurf gemacht, während in Neapel selbst die Beamtenwillkür dadurch ihren höchsten Gipfel erreichte. Ferdinand II. hatte, trotz Allem, bei den Neapolitanern noch immer eine große Anhänglichkeit besessen, aber darüber konnten sie nicht hinwegkommen, daß der König die Hauptstadt verlassen habe, und es wurde dies als eine Art per=

sönlicher Ehrenkränkung in allen Kreisen der Bevölkerung empfunden. Die politische Unzufriedenheit empfing davon ihre unaufhörliche Nahrung, und besonders war es der Adel, von dem in den letzten Jahren die gefährlichste Opposition ausging, und der eine Abdankung Ferdinand's herbeizuführen strebte, um vermittelst des jungen Thronerben die Constitution wiederherzustellen. Der besondere Haß des Königs gegen den Adel hatte sich bei verschiedenen Gelegenheiten kundgegeben, und selbst seine Freundschaft mit den Lazzaroni war wesentlich darauf berechnet, die Aristokratie zu ärgern und ihr schlimme Gegner aus diesem Kreise der Bevölkerung auf den Hals zu hetzen. Der Adel wurde unter der Regierung König Ferdinand's fast zum Leidensthier für die ganze Gesellschaft gemacht. In einem der schönsten Stadttheile von Neapel wurde durch den kleinen Hügel von Sancta Maria degli Angeli ein Tunnel gegraben, der aber in Folge der Sorglosigkeit, womit dabei zu Werke gegangen war, einstürzte, und nicht nur die darauf stehenden Paläste nach sich riß, sondern auch andere in der Nachbarschaft bedeutend beschädigte. Niemand zweifelte, daß dies Unglück einzig und allein die Schuld des Bau-Unternehmers sei, und daß die Beschädigten

Ansprüche auf eine Vergütung hätten, aber das Urtheil, welches von dem König persönlich beeinflußt worden sein soll, fiel ganz anders aus. Es wurden vielmehr die Eigenthümer dieser Paläste, deren Namen den bedeutendsten aristokratischen Geschlechtern Neapels angehörten, dazu verurtheilt, den Tunnel reinigen zu lassen, und dem Bau-Unternehmer Schadenersatz zu leisten, weil ihre Paläste zu schwer seien.

In Gaëta und Caserta, wo sich der König in der letzten Zeit am liebsten verbarg, hatte er sich eigentlich nur mit seinen religiösen Uebungen, die von Tag zu Tag finsterer und härter wurden, und mit der geheimen Polizei, die seine Lieblingsangelegenheit geworden war, beschäftigt. Der König hatte die geheime Polizei, die unter seiner Regierung so fürchterliche Männer, wie Campagna, Mazza und Despagnolis zu Chefs gehabt, stets als ein besonderes Studium betrieben und zu einem ganz für sich bestehenden Regierungs-Organismus gemacht, der unabhängig von allen Ministern dastand. Die Polizei war für den König Ferdinand eine andere Art heiliger Inquisition geworden, als deren Großmeister er sich betrachtete, und durch deren grausamste und nachsichtsloseste Ausübung er sich nicht minder im Himmelreich anzukaufen

glaubte, als durch die Gebete, Kasteiungen und Qualen, die er sich auferlegte und die ihn beständig wunde Kniee von dem bußfertigen Herumrutschen in seinen Gemächern davontragen ließen. Religion und Polizei füllten die ganze Seele des Tyrannen aus und flossen zu einer einzigen Richtung in ihr zusammen. Schaarenweise waren die Priester stets um den unglücklichen König versammelt, außer den Lazzaroni war der Clerus der einzige Stand, welcher diesem König aufrichtig und inbrünstig anhing, und während die Geistlichen aller Art Tag und Nacht mit ihm knieten, und seinen Geist, dem es in früherer Zeit an Wissen und Energie nicht gefehlt, mehr und mehr verdunkelten, behielt er seine Intelligenz nur für die allergemeinsten Polizeikniffe übrig. Mit seinen Gebeten flogen zugleich die Sbirren nach allen Seiten hin aus seinem Cabinet aus, und wurden in's Land gesandt, um die zweifelhaft Schuldigen und offenkundig Unschuldigen zu ergreifen, und durch Trug und Gewalt aller Art Eigenthum und Familie, Ehre und Freiheit zu zerstören.

Es ist der Charakter aller Tyrannen, daß Religion und Polizei in ihnen zu einem und demselben Geschäft sich verbinden, denn auf der einen Seite wird die Furcht, auf der andern werden die Gewissensbisse durch

diese wohlersonnene Maschinerie beschwichtigt. Aber die sittlichen und politischen Zustände des Landes entarten dadurch zu einem Verderben, das immer nur auf das Haupt des Tyrannen zurückfallen kann. Die sociale und gesetzliche Verwilderung Neapels hatte gegen das Ende der Regierung Ferdinands II. einen Grad erreicht, der allerdings die Aufmerksamkeit der übrigen europäischen Mächte auf sich lenken konnte, obwohl es andere Länder gab, deren verzweifelte und bösartige Schäden nicht minder zu Tage getreten waren. Nicht blos in Italien durch die Zustände von Rom, Toscana und Modena, war ein mit Neapel vollkommen gleichbürtiges Verderben entwickelt worden, auch in manchen deutschen Staaten waren Rechtsbrüche, Polizeiverfolgungen, dynastische und ministerielle Schandthaten aller Art, vorgegangen, ohne daß man gerade zu einem Kreuzzug dagegen aufgerufen hätte, wie es gegen Neapel, von dem das italienische Volkssprüchwort sagt, daß es vom Himmel gefallen sei, geschehen war. Und was hätte gegen die Kaiserzustände von Frankreich gethan werden müssen, wenn es wirklich schon Mode geworden wäre, daß die Nationen sich gegenseitig gegen ihre Unterdrücker zu Hülfe kämen?

IV.

Die Lazzaroni und König Ferdinand II.

Es war lehrreich, zu sehen, wie die religiöse Polizei-Maschinerie Ferdinand's II. sich gegen sein eigenes Land gekehrt hatte, um es zu verderben.

Die Sbirren wurden bald die gefährlichsten Mitschuldigen der Diebe und Verbrecher, und erst vor einiger Zeit entdeckte man in Neapel eine förmlich organisirte Diebesbande, die unter der Leitung königlicher Beamten arbeitete und bei der mehrere Mitglieder höheren Chargen der Polizei angehörten. Die Beamten, welche sich seit der Entfernung des Königs von der Hauptstadt als die unumschränkten Herren in Neapel zu gebärden anfingen, hatten doch mehr noch, als durch ihre Rohheit und Brutalität, durch ihre allgemeine Bestechlichkeit zum Ruin und zur Entsittlichung des ganzen Landes gewirthschaftet.

Keine Behörde that auch im Dienstlichen mehr

ihre Schuldigkeit, die öffentlichen Anstalten betrogen als wenn man in eine Diebesschenke gekommen wäre, und der Verkehr im Innern des Landes war durch die Unfahrbarkeit vieler Straßen und durch ihre Unsicherheit fast unterbrochen.

Die klugen Lazzaroni wußten wohl, daß Alles besser sein würde, wenn der König sich entschließen wollte, wieder in Neapel zu wohnen, auf dem Königsschlosse, vor dem sie am liebsten ihre Siesta abhielten.

Sie beriethen sich vor einigen Jahren mit ihrem Capo Lazzaro darüber, und kamen überein, daß eine Deputation aus ihnen erwählt werden solle, um sich nach Caserta zu begeben, wo sich der König damals gerade auf seinem Sommersitz befand.

Der König sollte im Namen aller Lazzaroni gebeten werden, wieder in Neapel seinen dauernden Aufenthalt zu nehmen, und seine mächtigen Freunde im Hafen versprachen ihr Leben dafür einzusetzen, daß ihm kein Haar gekrümmt werden solle.

In Caserta, das in der paradiesischen Ebene der Campagna Felice liegt, ist das alte Schloß Karls III., ein Riesenbau von dem ungeheuersten Umfange, welchen dieser Monarch, den man vielfach mit Ludwig XIV.

verglichen, hier aufführen ließ, um sich ebenfalls eines Versailles oder Escurial rühmen zu können.

Es ist dies ein wahrhaft staunenswürdiges Schloß, das durchunddurch von den kostbarsten Marmorarten erbaut ist, und durch seine Massenhaftigkeit ebenso sehr wie durch seine Symmetrie die größte Bewunderung erregt.

Die Monumente aus vielen zerstörten Städten des Alterthums ließ Karl III. kunstvoll zu diesem Bau verwenden, und zu den 4232 Zimmern, die sich in diesem Schlosse befanden, fügte Joachim Murat, der Mann der Prachtbauten, noch neue hinzu, indem er den riesenhaften Vorsaal, auf den er eine Million verwandte, und den neuen Thronsaal, der aber nicht vollendet wurde, erbauen ließ.

Hier hatte Ferdinand II. mit seiner zahlreichen Familie seinen Lieblingsaufenthalt genommen, doch hatte er sich selbst in den am wenigsten prächtigen Gemächern des Erdgeschosses auf der westlichen Seite des Palastes eingerichtet, wo er in den Zimmern wohnte, deren Fenster nach dem kleinen englischen Park, den Karoline, die Gemahlin Ferdinands I., anlegen ließ, hinausliegen.

Die eigentlichen Prachtgemächer der ersten Etage,

die auf der Südseite nach dem Schloßplatz führen, waren für die Prinzen des königlichen Hauses bestimmt, welche die Zeit, in der sie nicht in Neapel auf Abenteuern umherflogen, oder auf ihren bei der Hauptstadt gelegenen Villen verweilten, hier in der düsteren klösterlichen Zucht des Schlosses, unter den Augen des Königs und seiner Beichtväter, besonders aber unter der strengen Hut, welche die Königin dem Kronprinzen angedeihen ließ, zubringen mußten.

Der Aufenthalt in diesem Schlosse muß, ungeachtet seiner Pracht, etwas Schaudererregendes haben, und es schien nur ein Grab von Jaspis, Alabaster und Porphyr zu sein, das die Bewohner dieses Palastes umhegte.

In den neuen Vorsaal Joachim Murats hatte König Ferdinand seine Audienzen verlegt, denn ungeachtet seiner finstern Zurückgezogenheit von der Hauptstadt nahm er noch immer Jeden an, der aus Neapel kam, und den König zu sprechen begehrte.

Seine Audienzen, die er besonders allen Leuten aus dem Volke bereitwilligst gewährte, waren aber in einem eigenthümlichen Stil eingerichtet worden. Es mußten sich Alle auf Einmal in einem Kreise in dem Saale aufstellen, aber so, daß der Eine von dem An=

dern in einer ziemlichen Entfernung stehen blieb, und der König jeden Einzelnen genau überwachen lassen konnte, und auch selbst zu beobachten vermochte.

Der König ging dann von Einem zum Andern, und nahm mit düsterer Einsylbigkeit die mündlichen und schriftlichen Bittgesuche entgegen.

An einem solchen Tage, wo Audienz auf dem Schlosse zu Caserta stattfand, waren auf der Allee, die von Neapel heranführt, schon am frühen Morgen ungeheure Staubwolken aufgeflogen, auf dem Schlosse war man ängstlich geworden, aber man erfuhr bald, daß es mehrere Tausende von Lazzaroni seien, die sich nach Caserta heranbewegten.

Der König schien anfangs ruhig zu bleiben, da er von seinen alten Anhängern unmöglich etwas Uebles befürchten konnte, aber die Königin, die sich bei der Kunde von den heranziehenden Lazzaroni entsetzlich erschrocken hatte, steckte den König an mit ihrer Furcht.

Sie rief ihm die Schreckensscenen von 1848 wieder ins Gedächtniß zurück, und Ferdinand begann zu erbleichen und zu zittern.

Die Königin fragte: „warum es nicht möglich sein sollte, daß auch die Lazzaroni, die alten Stützen des Throns, wankend geworden wären?“

Die Beichtväter, die rasch herbeigerufen worden, fügten hinzu: daß auf Erden Alles wankend sei, und daß nur die Gnade der Madonna, ohne zu wanken, ewiglich bestehn werde.

Inzwischen aber waren die Lazzaroni, wie eine wimmelnde Schaar von Heuschrecken, an der Landstraße heraufgestiegen, und hatten sich dem Schlosse genähert.

An ihrer Spitze befand sich, wie immer bei besondern Gelegenheiten, ihr Oberhaupt, der Capo Lazzaro, ein Mensch von riesenhafter Größe, der in der Tracht eines Fischers gekleidet war.

Schon hatte sich die ganze unabsehbare Masse herangewälzt, sie hatten friedfertige Mienen, sie schwenkten jubelnd ihre wollenen Mützen in die Höhe, zum Zeichen ihrer Ankunft, zum Gruß für König Ferdinand, den sie einmal in Caserta besuchen wollten.

Man wollte den König mit diesem Jubel herausrufen, um ihm eine wohlüberlegte Bitte vorzutragen. Ein Theil der Lazzaroni begann sich bereits zu lagern, um in aller Bequemlichkeit den König zu sehen und zu hören.

In den von Marmorsäulen getragenen Hallen, durch welche die Thore des Schlosses miteinander ver-

bunden sind, saßen und lagen überall die Lazzaroni in den groteskesten Gruppen umher, einige schaukelten sich sogar auf den Knieen der kolossalen Herkulesstatue, die dort aufgerichtet steht.

In den Zimmern des Königs wurde ein Familienrath abgehalten, in welchem die Königin und die Geistlichkeit dahin entschieden, daß der König nicht hinaustreten, und ebenso wenig eine Deputation der Lazzaroni empfangen solle. Denn man wisse nicht, was diese gefährlichen Leute im Schilde führen könnten.

Ein solcher Auszug aus Neapel nach Caserta, den der König nicht befohlen, sei an sich schon eine Revolution.

Von den königlichen Prinzen war Niemand zugegen, als der erste Sohn des Königs, der Herzog von Calabrien, während die übrigen Prinzen wie gewöhnlich in Neapel umherschwärmten. Der junge Herzog von Calabrien konnte sich aber mit der Meinung der Königin, die, wie immer, den Ausschlag geben wollte, nicht einverstehen.

Der Thronfolger Neapels und die Königin hatten sich stets in allen ihren Meinungen und Stellungen widerstrebt.

Franz war aus der ersten Ehe Ferdinands mit

der Prinzessin Christine Marie von Sardinien hervorgegangen, und hatte nie die Gnade seiner königlichen Stiefmutter gehabt. Sie gab ihm eine isolirte und gequälte Stellung in der königlichen Familie, und man sagte ihr sogar nach, daß sie ihn künstlich und gewaltsam an einer Erziehung zu hindern gesucht, wie sein strebsamer Geist und seine Bestimmung für den Thron sie verlangten.

Sein Lehrer war ein alter unwissender Abbate von 85 Jahren gewesen, der, statt Einfluß auf die Bildung des jungen Prinzen zu haben, vielmehr der körperlichen Wartung desselben anheimfiel, da er in den Lehrstunden gewöhnlich vor Schwäche zusammen sank.

Namentlich auch von der Uebung in den ritterlichen Künsten hielt ihn die Königin zurück und nie sah man ihn in Neapel auf einem Pferde erscheinen.

Heut aber sollte der Zwang, welchen die hartherzige Königin an dem Thronfolger geübt, zur Beruhigung der ganzen Familie dienen. Die Königin hatte nicht erlauben wollen, daß der Kronprinz mit ihrem eigenen Sohne, dem Grafen von Girgenti, einem dreizehnjährigen Knaben, welchen Franz sehr liebte, einen Spaziergang unternahm, und so war er

zu Hause, als der seltsame Zug der Lazzaroni vor dem Schlosse von Caserta anlangte.

Der junge Herzog sprach jetzt seine Meinung ganz fest dahin aus, daß man doch erst erfahren müsse, was die Lazzaroni wollten, und daß man ihnen jedenfalls einen Bescheid schuldig sei.

Dies leuchtete endlich ein, und man übertrug die Verhandlungen mit den Lazzaroni dem jungen Prinzen selbst, der sich in freundlicher, fester Haltung zu ihnen hinausbegab.

Es war schon ruchbar geworden, daß die Lazzaroni die Rückkehr des Königs nach Neapel begehren wollten, und der König, der sich mit seinem Beichtvater in sein Cabinet begab, um von neuem zu beten, beschwor den Prinzen, das Volk in dieser Sache Einfürallemal zur Ruhe zu weisen.

Der Herzog von Calabrien hielt eine vortreffliche Anrede an die Lazzaroni. Er machte ihnen bemerklich, daß der König seit längerer Zeit leidend sei, daß er der Ruhe auf diesem stillen Schloß bedürfe, und daß sie ihn ebenso wenig heut in Caserta sehen könnten, als er zu ihnen nach Neapel kommen könne.

Der König werde aber Neapel nie vergessen, und noch weniger aufhören, an seine geliebten Lazzaroni

zu denken, denen er, sobald er wieder nach Neapel kommen könne, zu allererst seinen Besuch abstatten würde.

Unzählige Bravorufe der Lazzaroni, und ein unaufhörliches Schwenken der Mützen folgte dieser Rede des Prinzen, der ihre Wirkung noch dadurch steigerte, daß er dem Capo Lazzaro eine Summe Geldes zur Vertheiluug unter den zu ihrem König wallfahrenden Pilgern übergeben ließ, um ihnen die weite Heimreise nach Neapel dadurch angenehm zu machen.

Nachdem es dem jungen Kronprinzen gelungen war, die Lazzaroni auf diese Weise zu einem fröhlichen Abzug zu bewegen, hatte er es eine Zeitlang besser, als sonst, bei der Königin, die ihm wegen seiner Unerschrockenheit und Gewandtheit ihre Bewunderung nicht versagen konnte.

Der Vorgang in Caserta wurde übrigens Ursache, daß die Königin, die stets nur in Haß und Furcht an Neapel dachte, auch auf den Gedanken kam, daß die Sommer-Residenzen des Königs kriegerisch bewahrt und befestigt werden müßten.

Der König, der schon damals in der That sehr leidend war, gab diesen ängstlichen Vorstellungen Gehör, und es wurde an den Festungswerken von Gaëta,

das zuerst an die Reihe kommen sollte, von neuem gearbeitet, um es zu einem der stärksten Kriegsplätze von Europa zu erheben.

Auch in das ungeheure Schloß von Caserta sollte eine Besatzung mit mehreren Kanonen gelegt werden, doch kam dieser Gedanke nicht mehr zur Ausführung, da der König bald darauf den Aufenthalt in dem sicheren Gaëta vorzuziehen begann.

Dagegen war der König in seiner letzten qualvollen Lebenszeit auf die seltsame Idee gekommen, sich mitten unter den Ruinen von Pompeji ein Haus erbauen lassen zu wollen.

Es sollte dies in eigenthümlicher Ausbildung eines der neuerlichst ausgegrabenen Ruinen-Häuser geschehen, nnd der König hoffte in dem paradiesischen Klima von Pompeji einen neuen Aufschwung seiner Kräfte in den so schrecklich herangekommenen Tagen seiner Krankheit zu finden.

Aber die Königin widerstrebte diesem Plan, sie glaubte den König in einer leichten Villa ganz in der Nähe Neapels nicht sicher genug, und die Energie, mit welcher die Königin stets ihren Willen durchzusetzen verstand, hinderte die Ausführung.

Den König Ferdinand hatte eine Krankheit ge-

quält, die als eine Auflösung des Organismus in seinen eigenen verderbten Säften sich schon lange angekündigt hatte.

Diese Auflösung ist die eigentliche Tyrannen-Krankheit, die den Feind des Volks und der Freiheit zuletzt an seiner eigenen Schlechtigkeit platzen und sich vernichten läßt.

Zur Zerstreuung des Königs von seinem Trübsinn war seit dem Jahre 1848 Manches geschehen. Seine letzte Erheiterung war die neue Maitresse gewesen, eine junge hochgewachsene blonde Berlinerin, Fräulein B—r, die in Neapel zur Gräfin und zur tröstenden Freundin des kranken Königs geworden war.

Aber als endlich die Eiterungs-Processe in dem königlichen Körper ausbrachen, war auch diese Zerstreuung für ihn vorbei. Ferdinand II. regierte noch von seinem unsaubern Sterbebette aus, denn bis zu seinem letzten Athemzuge ließ sich der absolute Regent von seinen Ministern Alles vorlegen, was in Neapel geschehen sollte, während in allen Kirchen für ihn gebetet und gesungen werden mußte.

So lange es ging, wurde der sterbende König vor allen uneingeweihten Augen verborgen.

Die Königin verfolgte in der letzten Zeit offenbar

den Plan, den ersten Sohn ihrer eignen Ehe, den Grafen von Trani, durch eine unwiderstehliche Katastrophe auf den Thron Neapels zu bringen und den Herzog von Calabrien von der Thronfolge auszuschließen.

Die Gunst, in welcher der rechtmäßige Erbprinz bei dem liberal gesinnten Adel und Bürgerthum stand, und die Aussichten auf eine gewaltsame Thronveränderung, welche in der letzten Regierungszeit des Königs öfter von dieser Seite her gedroht, hatten die Entschlüsse der Königin zur Reife gebracht.

Es schien auch aus diesem Grunde der vorgeschrittene Krankheitszustand des Königs so lange als möglich verheimlicht zu werden, um alle nöthigen Vorbereitungen zu vollenden.

Aber die Königin hatte keine Partei, auf deren Handeln zu rechnen gewesen wäre, und Franz II. stieg unbehindert auf den Thron Neapels.

Die Schwierigkeiten, welche ihm der Graf von Trani in der ersten Zeit durch meigenächtiges Vordrängen bei den Regierungshandlungen, namentlich bei den Verhandlungen des Staatsraths, bereiten zu wollen schien, traten bald vor der Energie des jungen Königs zurück.

Er nahm mit der jungen Königin seinen Sitz auf dem schönen Schloß Capo di Monte in Neapel, und die Lazzaroni hatten nun wieder einen König in ihrer Mitte. Es ist aber ein König, von dem Adel und Bürgerstand große Erwartungen hegen, und die Lazzaroni haben sich darum noch keineswegs geneigt bewiesen, vor dem Schloß Capo die Monte ihre Siesta abzuhalten. Sie geben noch immer dem Palazzo Reale, in dem einst Ferdinand II., der Tyrann gewohnt, den Vorzug.

Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstr. 81.

Rom und Neapel.

Von

Theodor Mundt.

Zweite Abtheilung.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.
1860.

Inhalt.

Italienische Zustände.

Vierter Theil.

Rom und Neapel.

Zweite Abtheilung.



I.

Eine Fahrt auf dem Posilip.

Die Paläste in der Riviera di Chiaja, wie die prächtige, vom Meeresufer bis zum Posilip sich erstreckende Straße auf der Südseite Neapels genannt wird, strahlten heute im heitersten Sonnenlicht, als wir in der Frühe des Morgens an ihnen vorüber fuhren, um die schon längst beschlossene Spazierfahrt über den Posilip auszuführen und das eigentliche Paradies der Aussichten über Land, Stadt und Meer uns zu eröffnen. Die Riviera di Chiaja, welche die diplomatische und hocharistokratische Straße Neapels ist, unterscheidet sich durch ihren stolzen Glanz und durch die feine und vornehme Zurückhaltung, die in ihrer ganzen Physiognomie liegt, sehr wesentlich von der volkreich fluthenden Toledostraße, welche als die eigentliche Verkehrsader Neapels die Mitte der Stadt durchschneidet, und vorzugsweise die Straße der gewerbsamen und kaufmännischen Bour-

geoisie, des industriellen Lebenswirrwarrs in allen möglichen Richtungen und Masken ist. Neuerdings ist aber die Riviera di Chiaja auch die Straße der hohen Finanz geworden, die sich in allen Hauptstädten jetzt mit der Aristokratie und Diplomatie mischt und die negative Stellung zum Volke, die sie mit jenen beiden Elementen gemein hat, auch durch das wahlverwandte Aufschlagen ihrer Quartiere bezeichnet.

Diese schon oft gemachte Bemerkung drängte sich uns auf, als wir jetzt an dem schönen Hause vorüberfuhren, welches Herr von Rothschild, das jüngste Mitglied der in ganz Europa herrschenden Börsen-Dynastie, auf der Riviera di Chiaja bewohnt. Sein Haus, das nicht weit von dem prächtigen, durch seine wundervollen Gärten ausgezeichneten Palazzo Cellamare steht, ist jedoch nur eine, von außen sich sehr einfach ausnehmende Villa, die in einem Garten zurückgebaut ist und als Heimath so vieler Millionen sich ungemein bescheiden darzustellen scheint. Hier wohnt Herr Adolph von Rothschild, der Sohn und Erbe seines unlängst verstorbenen Vaters Karl von Rothschild, der das Geschäft in Neapel gründete, und die Ehren und Gelder dieses Familienzweiges bedeutend mehrte. Neben dieser Villa Rothschild steht ein fast bürgerlich aussehendes, zwei-

stöckiges Haus, in welchem die eigentliche Höhle dieser Millionenwirthschaft sich befindet, nämlich das Geschäfts-Comptoir, in dem das Rothschild'sche Geld in seiner kaninchenartigen Fruchtbarkeit mit allen europäischen Beziehungen buhlt. Ringsumher stehen, wie huldigend, die Paläste der auswärtigen Gesandten, deren Staatsgeheimnisse mit den Rothschild'schen Geldern und Wechseln so viel zusammenklingen.

Man sieht dort die französischen, österreichischen und russischen Gesandtschaftshôtels, und auf den Balcons stehen in eleganter Toilette die Damen der Diplomaten, wie es scheint, in die wunderbar herrliche Aussicht vertieft, die sich von hier aus über die Stadt, den Golf und die Landschaft darbietet. Vor den Thüren dieser Hôtels bläht sich der von Gold und Silber strotzende Portier, der sich jetzt nachdenklich auf den goldenen Knopf seines Stabes stützt, und recht nachdrücklich das Ei der politischen Weisheit, das drinnen in seinem Hôtel gelegt worden, auszubrüten scheint. Es ist der französische Portier, der sich dort so gewichtig und fragwürdig darstellt und offenbar jetzt der entscheidende Mann des Tages zu sein glaubt, wie schon aus dem halb gewogenen, halb übermüthigen Blick hervorgeht, mit dem er seinem Collegen und Nachbar, dem Portier

des österreichischen Hôtels, der in diesem Augenblick ebenfalls unter seine Vorderhalle hervorschlendert, einen Gruß zunickt. Das neue diplomatische Verhältniß von Frankreich und Oesterreich, das sich uns in diesen Grüßen zu characterisiren schien, welche die beiden Portiers miteinander auswechseln, ist offenbar ein solches, an welchem dort der Portier der russischen Gesandtschaft keine Freude haben mag. Denn das Gebahren dieses Collegen scheint ein sehr trotziges und verachtungsvolles zu sein, und mit übereinandergeschlagenen Armen, ernst und zurückhaltend, sieht er den beiden diplomatischen Nachbaren auf der Riviera di Chiaja zu.

Wir fuhren weiter, nach der Villa Reale zu, die zwischen der Chiaja und dem Meeresufer mit ihren reizenden Gartenanlagen und Bosquets sich ausbreitet. Unsere Reisegefährten, mit denen wir die Fahrt gemeinschaftlich unternommen, hatten aber noch nicht wieder Sinn für neue Gegenstände, sondern verweilten noch in einer lebhaften Unterhaltung, die sich beim Vorüberfahren vor dem Hôtel Rothschilds über den jetzigen Besitzer desselben eben angeknüpft hatte.

Unser Freund, der an Herrn Adolph von Rothschild eine Empfehlung mitgebracht hatte, war noch er-

zürnt darüber, daß man ihm auf dem großartigen Comptoir desselben nicht einmal einen preußischen Hundertthalerschein in die landesthümliche Münze hatte umsetzen wollen. Man hatte ihm gesagt, was ihm freilich in jedem kleinen Wechselladen gesagt worden wäre, daß sich in Neapel gar keine Gelegenheit biete, preußisches Papiergeld wieder zu verwenden. Dafür hatte ihn freilich Herr von Rothschild zum Diner geladen, auf dem man in prächtigen Räumen und in einer Gesellschaft, in welcher der dritte Mann immer ein Principe und die dritte Dame immer eine Principessa gewesen, sehr gut dinirt hatte. Aber diese Bereitwilligkeit der italienischen Aristokratie, eine Einladung bei Banquiers anzunehmen, hatten wir schon in Rom kennen gelernt, und unser Freund versicherte, daß das Rothschild'sche Diner darum nicht unterhaltender gewesen. Er fühlte sich vielmehr noch jetzt darüber empört, daß Herr Adolph von Rothschild fast nur von seinen Pferden gesprochen habe, Frau von Rothschild aber vorzugsweise nur auf Hunde und Affen, für welche sie sich besonders zu interessiren schien, und von denen sie selbst eine sehr kostbare Auswahl besaß, die Unterhaltung mit ihr hingelenkt habe. Indeß rühmte er die höchst geschmackvolle und glänzende Toilette der Frau von

Rothschild, deren kostbarer Schmuck in der neapolitanischen Gesellschaft berühmt geworden war. Allerdings schimmerte dieser Ruhm auch etwas in's Komische, denn Frau von Rothschild mußte jedesmal, wenn sie zu einer Gesellschaft ihren Schmuck anlegte, darüber ihrem Gemahl eine förmliche Quittung ausstellen, worin jeder einzelne Brillant, jedes Armband und jede Broche genau verzeichnet werden mußte. Es sind darüber die seltsamsten Geschichten im Gange, denn Herr von Rothschild soll oft, selbst vor Zeugen, einen wahren Höllenlärm erhoben haben, wenn die liebenswürdige Gemahlin, die in solchen Sachen nicht ganz ordentlich gewesen zu sein scheint, bei der Ablieferung diesen oder jenen Theil ihres Schmuckes nicht wieder beibringen konnte.

Dieser Schmuck soll freilich eine Art Nibelungenhort der Rothschild'schen Familie in Neapel sein, und vielleicht knüpft sich sogar ein finanzieller Aberglauben an den Besitz desselben, so daß er aus diesem Grunde, selbst ohne Rücksicht auf jede Galanterie gegen eine schöne Frau, wie ein unverlierbares Heiligthum von dem jetzigen Chef des Hauses gehütet wird. Doch scheint Herr Adolph allerdings nicht die großartigen Characterzüge an sich zu tragen, die seinem Vater, Herrn Karl von Rothschild, zu Zeiten nachgerühmt

wurden. Es war aber auch nur eine auf die Erbärmlichkeit der Welt wohlberechnete jüdische Schlauheit, mit welcher Herr Charles das eingeborene Knickerthum der Rothschilds hinter prunkenden Manieren zu verstecken und herauszuputzen wußte. So ging er öfter in Begleitung eines Factors, der einen ganzen Sack voll Grani hinter ihm her tragen mußte, in den belebtesten Straßen Neapels spazieren. Jeder arme Mann, der ihnen begegnete, erhielt einen Gran ausgezahlt, und Herr Karl von Rothschild pflegte dann mit einer höchst philosophischen Miene zu sagen: „Ich thue es blos, weil man sich Niemanden zum Feinde machen darf; denn wer weiß, wie mir dieser Mann, der sich jetzt für meinen Gran so freundlich bedankt, sonst einmal schaden könnte!“ Auf der andern Seite klebte aber auch Herr Charles von Rothschild auf die filzigste Weise an seinen Besitzthümern fest, und er sprach einmal sein schmerzliches Bedauern darüber aus, daß er einen silbernen Löffel, den er besonders liebte, nicht mit sich in das Grab hinübernehmen könne. Herr Adolph von Rothschild scheint seinem Vater ganz in diesen Fußtapfen gefolgt zu sein. Doch rühmt man ihm auch nach, daß er sich einige Verdienste um das Land zu erwerben angefangen, indem er in der Umgegend von

Neapel bereits mehrere Fabriken anlegen ließ, die für die Entwickelung der Industrie sehr belangreich zu werden versprechen. Vor einiger Zeit hat jedoch Herr Adolph von Rothschild ein gewaltiges Geschäft eingeleitet, indem er, gestützt auf den schlechten Ausfall der letzten Oliven-Ernte, alles Oliven-Oel im ganzen Lande aufgekauft und dadurch factisch ein Monopol in diesem wichtigen Ausfuhr-Artikel an sich gebracht hat. Die Oelpreise hängen jetzt in ganz Italien, und noch viel weiter greifend, von dem Ermessen des Herrn von Rothschild in Neapel ab.

Unter diesen Gesprächen waren wir der schönen Akazien-Allee gefolgt, welche uns von dem Haupteingange aus bis in die Mitte des Gartens, den man Villa Reale nennt, gelangen ließ. Indem wir vorwärts fuhren, sahen wir dort von der einen Seite das leise an seine Gestade pochende Meer, das durch den grünen Eichenhain, der sich am Ufer fortzieht, zu uns her schimmerte und uns mit seinen blauen Wunderaugen von fern grüßte. Dort aber, am Wege, strahlten uns weiße Marmorstatuen entgegen, die, zum Theil Copieen alter Meisterwerke der Kunst, uns daran erinnerten, daß wir auf klassiischem Boden wanderten. Die modische Bevölkerung dieses Lustgartens, welche

sich um die Mittagsstunde in ihren glänzenden Equipagen hier zu versammeln pflegt, hatte sich bereits eingefunden, und wir sahen die schöne Welt von Neapel im Putz auf die bunteste und lustigste Weise und in den heiteren, raschen, beflügelten Bewegungen, in denen sich hier Alles charakterisirt, sich auf und nieder schieben. Auch hatten wir die Ehre, in diesem Getümmel, das uns plötzlich so zauberisch umfing, den Grafen von Aquila, den Bruder des verstorbenen Königs Ferdinand II., in einem Cabriolet an uns vorüberfahren zu sehen. Seine mannhafte und chevalereske Persönlichkeit hatte für uns einiges Interesse, denn dieser Prinz, der jetzt an der Spitze eines neuerrichteten Admiralitätsrathes steht, soll sich große Verdienste um die neapolitanische Marine erworben haben, die ohne Zweifel einer bedeutenden Zukunft entgegen geht, und unter der Leitung des Grafen von Aquila, sowohl durch den Bau vieler neuer Fahrzeuge als durch die neuen großartigen Arbeiten in dem schönen Hafen von Castellamare, sich mächtig zu entwickeln angefangen.

Der Graf von Aquila saß ganz allein in dem leichten, zierlichen Cabriolet, in dem er selbst die Zügel führte, und unterschied sich in seiner einfachen Civil-

kleidung nicht im Geringsten von den übrigen Spazierfahrern der Villa Reale. Ein kleiner lustiger Jockey mit pechschwarzen Haaren und Augen saß hinter ihm, und bildete seine einzige Begleitung. Das Cabriolet schlug den Weg nach dem Posilip ein, wo der Graf Aquila seit einiger Zeit eine reizende Villa besaß, die er sich nach seinen eigenen Angaben hatte erbauen lassen. Wir folgten jetzt dem Cabriolet im beschleunigten Laufe, da wir das eigene Ziel des heutigen Ausfluges nun rascher zu erreichen strebten.

Wir langten jetzt am Ende der Chiaja bei der in wunderbarer Schönheit daliegenden Mergellina an, wie der Theil des bewohnten Meeresstrandes genannt wird, der unmittelbar zu den Füßen des Posilip liegt und zu einem kleinen höchst idyllischen Wohnort von Fischern und Seeleuten geworden ist. Die entzückende Natur hat hier den Character der Idylle in den anmuthigsten Formen und Farben ausgeprägt, während die hier wohnenden Fischer mit ihrer eigenthümlichen und berühmt gewordenen Schönheit fast in das heroische Genre hinüberspielen.

Man begegnet in diesem Stranddorf Männern und Frauen, die in wahrhaft antiker Körperbildung uns in die ferne klassische Zeit zurückzuversetzen scheinen. Hier

an diesem Strande, beglückt in einem friedensvollen Naturleben, wohnte einst, im funfzehnten Jahrhundert, der berühmte Dichter Jacopo Sannazaro, der hier seine wohllautende Liebe zu Carmosina Bonifacia, die er in seinen Gedichten unter dem Namen Harmosine und Filli verherrlichte, sang. Sannazaro, der sanfte, liebeglühende Sänger, war zugleich der königstreue Dichter Friedrichs II. aus dem Hause Anjou, den er auf seinen Reisen und Feldzügen begleitete und dem er auch in die Verbannung folgte, als dieser Fürst, in Folge vieler Wechselfälle des Glücks und des Krieges, auf den Thron Neapels Verzicht leisten mußte. König Friedrich II. schenkte seinem Dichter die Villa Mergellina, welche ihm jedoch in seiner Abwesenheit, als er mit seinem König fortgezogen war, von Philibert von Oranien, dem General Kaiser Karls V., gänzlich zerstört und eingeäschert wurde. Man begrub ihn, nachdem ihm das Leid um seinen König das Herz gebrochen hatte, dort beim Gabmal des Virgil, das unter der Grotte des Posilip an einer düstern, blätterverwachsenen Stelle gezeigt wird. Bei diesem alten Columbarium, in welchem die träumerische Sage die Urne mit Virgil's Asche niedergelegt sein ließ, öffnet sich zugleich die blühendste Aussicht über das Meer und die Stadt, und

in diese wunderbare Fernsicht sich vertiefend, fühlt man sich von dem heiligen Lorbeer angeweht, selbst wenn der Aschenkrug des Sängers niemals an dieser Stelle gestanden haben sollte. Denn hier ist Alles Poesie, Entzückung, Weihe und Offenbarung, und in jedem lauen Lüftchen, das sich neben uns in den Blättern kräuselt, scheint uns ein Dichter=Athem zu grüßen und uns einen Sitz der Musen und Grazien hier zu verkünden. Die Dichter haben darum stets, alte und neuere, vorzugsweise gern auf dem Posilip verkehrt, und hier Niederlassung und begeistertes Wandern und Träumen gesucht. Boccaccio schwur hier, im Angesicht des bläulichen Meeres, vor dem er hingerissen in Andacht niederkniete, den Kaufmannsstand ab, dem er sich hatte widmen müssen, und gelobte sich der Poesie, die ihm in seinem Herzen glühte. Dante und Petrarca verbrachten hier ihre Lieblingsstunden, und von dem Besuch, den Petrarca mit dem König Robert von Anjou beim Grabmal des Virgil machte, wird erzählt, daß König Robert, ergriffen von diesem Platz und von den daran haftenden Erinnerungen, die Urne mit der Asche des großen Dichters mit sich genommen, um sie der Barbarei der Zeiten und der Menschen zu entziehen und ihr auf seinem Schlosse Castel nuovo eine

sichere Stätte zu geben. Geliebt und berühmt war auch bis in die neueste Zeit hinein der Lorbeer, der hier an dem alten Columbarium sproß und von allen Spaziergängern und Reisenden so begierig gepflückt wurde, daß von Zeit zu Zeit immer ein neuer Baum angepflanzt werden mußte. Von diesem Lorbeer Virgil's empfing auch Friedrich der Große von Preußen einen Zweig, welchen ihm seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, an dieser Stelle pflückte und zum würdigen Schmuck für den Helden wie für den Dichter ihm nach Sanssouci sandte. —

Wir haben die herrliche und wunderreiche Strada nuova betreten, in welcher die Mergellina sich fortgesetzt hat und auf der wir, das Meer entlang fahrend, dem Musenhügel seine schönsten Wunder und Geheimnisse abgewinnen. Auf der andern Seite ließen wir die Strada di Piedigrotta mit Sancta Maria di Piedigrotta, der Kirche des wunderthätigsten und volksthümlichsten Marienbildes, liegen, welche durch die Grotte des Posilip führt und sich bei Bagnoli wieder mit der Strada nuova vereinigt.

Auf dieser eigentlichen Straße des Posilip, auf der wir mit einem höher schlagenden Herzen einherfahren, begegnet uns zuerst, links an der Meeresseite, das so=

genannte Schloß der Königin Johanna von Neapel, vor dessen merkwürdigen Ruinen wir eine Zeitlang stillhielten. Dieses mit malerischen Trümmern in das Meer hineinliegende Schloß, welches richtiger das Schloß Donnanna genannt wird, ist aber fälschlich mit dem Namen jener schönen und üppigen, gegen ihre Liebhaber so grausamen Königin bezeichnet worden. Diese Bezeichnung mag zum Theil durch die romantische Lage der Ruine unterstützt worden sein, die auf ihrer nach dem Meer hinausgebauten Seite auf einen thurmähnlichen Vorsprung zeigt, von dem Johanna II. leicht ihre Liebhaber in das Meer hinuntergestürzt haben konnte, und man ging in der Romantik dieser Erinnerungen so weit, daß man in der Melancholie, welche bei nächtlicher Weile diese etwas schwermüthig sich hinlagernde Ruine umwebt, auch noch die Gespenster der Ermordeten auf- und niedersteigen sieht, welche aus den heißen Armen des leidenschaftlich grausamen Weibes unmittelbar in die kalte Meeresfluth sich hinabbefördern lassen mußten. Denn es soll dies allerdings zu den Lieblingsmanieren der neapolitanischen Königin und zu ihrer eigentlichen Kunst zu lieben gehört haben. Aber die Sage hat diesen schönen Platz ohne Noth mit so grauenvollen Geheimnissen der Liebe gefärbt. Die

Gelehrten haben vielmehr bewiesen, daß diese Ruinen aus dem sechszehnten Jahrhundert stammen und zum Palast der Donna Anna, einer Fürstin aus dem Hause Caraffa, gehörten. Aber der Bau scheint schon in jener Zeit unvollendet geblieben zu sein. Dagegen waltet in dieser malerischen, an vielen Stellen mit üppigem Graswuchs überkleideten Ruine schon seit einer Reihe von Jahren eine Glasfabrik, die ein Franzose dort angelegt hat, und die ihren qualmenden Rauch unaufhörlich zu den Schornsteinen heraussendet, um den Azur des Himmels und die leuchtenden Farben des Meeres weithin zu verdunkeln.

Von diesen Dämpfen getrieben, setzten wir unsere Fahrt fort, und gelangten bald zu der seltsam anziehenden Villa des Duca Rocca Romana, die uns mit ihren grotesken Schönheiten und Wunderlichkeiten zu einem längeren Besuch einlud. Wir stiegen vor der Eingangspforte des Gartens ab, der zur linken Seite des Weges sich öffnet, und in malerischen, dicht bewachsenen, mit Bäumen und Blumengehängen aller Art eng bedeckten Terrassen zum Fuß des Meeres hinunterführt, während gegenüber auf der andern Seite des Weges das Wohnhaus sich erhebt, ein großes, einige Etagen hohes Gebäude, in welchem der alte Fürst, dem

diese merkwürdige Besitzung gehört, mit seiner zahlreichen Familie wohnt.

Die Gartenpforte war auf unsere Klingel von einem großen, schlanken Mädchen geöffnet worden, welche sich uns bald als Giovanna, die Gärtnertochter, zu erkennen gab, deren Führung wir auch durch dies wahrhaft magische Wunder- und Zauberreich, das sich jetzt vor uns aufthun sollte, anvertraut blieben. Giovanna war, obwohl die elastische Größe und sanfte Fülle ihrer Glieder, wie der prächtige schlanke Wuchs, sie mehr für eine Römerin ansehen ließen, doch ihrem scharfen und afrikanischen Gesichtsausdruck nach eine ächt neapolitanische Landesschönheit. Ohne irgend freundlich und gesprächig zu sein, aber doch mit jenem heimlichen, verschmitzten Lächeln, das die Stelle der Koketterie bei ihr vertrat, hieß sie uns ihr zu folgen, und geleitete uns nun durch die dichtverschlungenen Laubgänge hinunter zu den Treibhäusern, Grotten, Felsen-Anlagen und unterirdischen Höhlen und Hallen, welche dies märchenhafte Gebiet des Duca Rocca Romana bilden. Den eigenthümlichsten Eindruck machte der Tanzsaal, zu dem man eine in das Meer hinunterführende Treppe abwärts steigt, und der in dem von den Fluthen umspülten Felsen ausgebaut ist. Die Wände dieses weiten

hohen Saales sind mit Muscheln und Korallen verziert, von der Decke hängen buntfarbige Ballons zu Lampen hernieder, Marmor-Statuen stehen groß und geheimnißvoll umher, oder der Blick fällt auf ausgestopfte Schlangen und Seeungeheuer, die im Hintergrunde in seltsam ausgestreckter Haltung lauern. Die in den Felsen gehauenen natürlichen Sitze sind mit Tigerhäuten und Wildschweinsfellen überhangen, und dies giebt der schauerlich grillenhaften Romantik, die uns hier umfangen hat, noch einen besonders unheimlichen Ausdruck. In dieser Halle giebt der alte Herzog Rocca Romana an bestimmten Tagen im Jahre einen Ball, der seine Nachbarschaft vom Posilip und die glänzendste Gesellschaft Neapels hier vereinigt. Draußen, unmittelbar an der Thür dieses Salons, wo an einen engen Felsengang sogleich die Meereswelle anspült, hängen verschiedene Fischbehälter, von denen der eine mit großen Riesenschildkröten, ein anderer mit den berühmten großen Forellen gefüllt ist, die aber von den Lazzaroni sehr häufig herausgestohlen werden sollen, was den alten Fürsten dann jedesmal bis zu Thränen bewegen soll.

In einer Felsenspalte, in welche das Meer eingeschlossen ist, und die von einem großen Stein verschlossen

gehalten wird, sahen wir aber dann eine der größten zoologischen Merkwürdigkeiten, die wir bisher oft in das Reich der Fabel versetzt glaubten. Es waren dies fliegende Fische, von denen der Duca Rocca Romana, welcher lauter Wunder um sich her zu gruppiren liebt, eine sehr bedeutende und zahlreiche Menge zusammengebracht hat. Diese Fische haben allerdings flügelartig gestaltete Flossen, die in einer wunderbaren Abschattirung blaugerändert sind. Das Naturell dieses Fisches scheint ein sehr lebhaftes zu sein, denn er hebt sich alle Augenblicke mit blitzenden Bewegungen über der Meereswelle empor, verweilt fast mit ganzer Gestalt über dem Wasser, und taucht dann in einem seltsamen Farbenspiel, das den ganzen kleinen Körper illuminirt, wieder unter. Daneben lag eine andere Felsgrotte, in der uns wieder neue Wunder empfingen, denn diese Grotte war ganz mit zertrümmerten Statuen angefüllt, in deren Mitte, aus Fels und Meerfluth, eine sehr wohlgebildete Venus Anadyomene feierlich emporstieg. Es mußte dies seinen eigenthümlichen Sinn aus den Lebensschicksalen des alten Duca ziehen, denn daß die dem Meer entstiegene Liebesgöttin, die sonst den Frühling und das Leben in die Schöpfung brachte, hier nur eine Welt von Trümmern zu ihren Füßen sieht,

und nur über kalte herzlose Marmorblöcke ihre Herrschaft antritt, konnte wahrscheinlich erst aus der Biographie des alten Herzogs seine Erklärung empfangen. Unsere ängstlich fragenden Blicke, welche wir auf unsere Führerin, die schöne schlanke Giovanna, richteten, blieben von dem einsylbigen Mädchen, die sonst mehr zu wissen schien als sie sagte, gänzlich unbeantwortet, obwohl ihr in beständiger Bewegung sich befindendes Mienenspiel in ein schelmisches und frohes Lächeln überging, als sie unsere verwundert umherblickenden Gesichter jetzt bemerkte. Wer Venus Anadyomene sei, wußte sie als Tochter des classischen Himmels wohl ganz genau, und sie schien, ihrem Amt als Cicerone getreu, uns keine Erörterung darüber schuldig bleiben zu wollen. Aber, schön und klug wie sie war, wußte sie ohne Zweifel auch manches Geheime aus dem Hause des Duca, doch über ihre ernsten, verschwiegenen Lippen floß keine Bemerkung, die unserer Neugierde irgend hätte entgegen kommen wollen.

Aus der Grotte dieser seltsamen Venus Anadyomene begaben wir uns auf ein in das Meer hinausgebautes Belvedere, wo wir von einer trefflichen Aussicht überrascht wurden. Es kann von diesem Belvedere zugleich

eine Schiffsbrücke ins Meer hinuntergelassen werden, wenn der Herzog zu Schiffe gehen will, um seine Spazierfahrt auf dem Meere zu machen. Er scheint aber auch ein literarischer Mann zu sein, und zwar in einem gewaltigen Maßstabe, denn auf der Felsenhöhe am Meere, auf der ein kleiner chinesischer Tempel klebt, hat er sich ein Lesecabinet erbauen lassen, zu dem eine einsame Wendeltreppe aus dem Tempel hinaufführt. Auf dem Lesetisch aber lag lauter verlegene Waare von Büchern, wie man sie bei Leuten findet, die mit der Literatur eigentlich keine Gemeinschaft haben, und zu denen jedes Buch nur auf eine zufällige Weise sich verirrt. Darunter befand sich auch eine französische Uebersetzung von Hammer's Geschichte des Osmanischen Reichs, die aber in noch nicht aufgeschnittenen Bänden umherlag, einige Textbücher zu Verdi'schen Opern, und Ségur's Geschichte des napoleonischen Feldzugs in Rußland und des Rückzuges und Unterganges der großen Armee. Dies letztere Buch schien sehr genau gelesen zu sein, und war mit vielfachen Randbemerkungen versehn. Wir erinnerten uns dabei, daß der Bruder des Herzogs, der bekannte General Rocca Romana, einer der angesehensten Parteigänger Murat's, den Krieg von 1812 in Rußland

unter den Fahnen Napoleons mitmachte und dort in der Schlacht sein Leben verlor. Aus einer jener handschriftlichen Randbemerkungen ersahen wir, daß dies Berichtigungen und Ergänzungen sein mußten, welche aus den Briefen des verstorbenen Generals an seinen Bruder entnommen waren.

Endlich aber, als wir wieder in den Garten hinaufgestiegen waren, und uns auch der wunderbaren Thierwelt, die der Fürst hier beherbergt, zugewandt hatten, sollten wir auch den Duca selbst in Person antreffen. Nachdem wir seine große, zum Theil nur mit ausgestopften Exemplaren angefüllte Menagerie durchwandert waren, und uns im Vorübergehen auch mit einigen sehr schönen lebendigen Adlern und Straußen zu befreunden gesucht, gelangten wir in ein anmuthiges, sehr geschmackvoll aufgeführtes Glashaus, wo, wie unsere Führerin uns mit einem ziemlich gleichgültigen Ton, und als ob es gar nichts Besonderes wäre, anzeigte, der Fürst selbst sich anwesend befand. Es schien durchaus nichts Bedenkliches zu haben, daß die Fremden, welche das seltsame Haus besuchten, sich hier auch ohne Weiteres mit dem Herrn desselben begegneten, und so schritten wir getrost vorwärts, den auffordernden Winken der schönen Giovanna folgend, die uns

keck voranschritt und gar keinen großen Respect vor ihrem Herrn und Gebieter zu haben schien.

Hier, in dem von Platanen und Palmen dicht umlaubten Glashause, zwischen den herrlichsten und seltensten Gewächsen, zwischen lautschreienden Affen und Cacadu's, saß der alte Fürst, wie ein Mandarin angekleidet, in einem bunten chinesischen Schlafrock, mit einer turbanartigen Mütze, ganz und gar vertieft in das gewiß sehr sinnreiche Spiel mit seinem Lieblingsaffen, der eben die Gnade genoß, von ihm auf den Schooß genommen zu werden.

Der Fürst bewillkommte uns wie alte Bekannte, fast ohne uns anzusehen, indem er uns in einem sehr geläufigen Französisch einlud, mit seinen kleinen Sehenswürdigkeiten vorlieb zu nehmen. Da er gar keine Formen beobachtete, gab es auch keine Gelegenheit, sie gegen ihn anzuwenden, und man fühlte sich so behaglich mit ihm, wie mit einer unterwegs gemachten Reisebekanntschaft, die man ohne alle Consequenzen unterhalten und wieder abbrechen kann. Dann machte er uns auf die lustigen Sprünge seines Affen aufmerksam, den er Hektor nannte, und der sich zugleich durch seine Grimassen auf die unwiderstehlichste Weise auszeichnete, so daß der Duca Rocca Romana alle Augenblicke in

ein schallendes Gelächter über ihn ausbrach. Er belehrte uns dann wieder in einem sehr humanen Ton über alle die merkwürdigen Eigenschaften seines Lieblingsaffen, erzählte uns einige besonders kluge Streiche Hectors, und setzte sich dann still nieder, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Er war ein großer hagerer Mann, mit einem seltsamen Gesichtsausdruck, in dem sich große Leiden des Gemüths abgebildet zu haben schienen. Er sah nicht mehr so aus, als ob er bei den neuen Muratistischen Umtrieben in Neapel betheiligt sein könne, obwohl sein Bruder einer der vertrautesten und ergebensten Anhänger Joachim Murat's war, und die Familie Rocca Romana für engverbunden mit den Muratisten gilt. Der alte Herr bekümmerte sich in dieser grillenhaften Einsiedelei, in die er sich zurückgezogen, wahrscheinlich gar nicht mehr um die Interessen der Gegenwart, doch schienen hübsche Mädchen, wie Giovanna war, der er mehrmals verstohlen zulächelte, noch Gnade vor seinen Augen zu finden.

In seiner Jugend soll er als Sonderling, und ritterlicher Aventurier zugleich, sehr viel Redens von sich gemacht haben, und man erzählt noch heut von mehreren sehr komischen Duellgeschichten, die er be-

standen haben soll. Mit einem französischen Obersten hatte er einen Streit, der durch ein Duell zu Pferde ausgeglichen werden sollte. Der Colonel war zur rechten Zeit auf seinem Pferde auf dem Kampfplatz erschienen; Rocca Romana, dem die Sache erst spät wieder eingefallen war, nahm in aller Eile einen Fiacre, und langte in demselben zum größten Erstaunen seines Gegners an. Der französische Oberst erinnerte sogleich an die erste Bedingung des Duells, daß dasselbe zu Pferde stattfinden solle. Rocca Romana entschuldigte sich mit seinem schlechten Gedächtniß, das ihm auch diesmal wieder einen dummen Streich gespielt habe; er werde aber die richtigen Bedingungen des Duells sofort wieder herstellen. Dann besann er sich keinen Augenblick, trat zu dem alten klapperigen Gaul hin, der vor dem Fiacre angespannt war, und schirrte denselben mit seinen eigenen Händen aus. Nachdem dies geschehen, schwang er sich hinauf, und stellte sich mit gezücktem Säbel, denn dies sollte die Waffe des Zweikampfes sein, seinem Gegner gegenüber. Diese lächerliche Erscheinung des Duca Rocca Romana, der auf dem hochbeinigen, dürren Fiacrepferde mit der darüber geschwungenen Waffe eine höchst komische Rolle spielte, konnte der Franzose nicht ertragen. Er brach in ein unauf-

haltsames, nicht enden wollendes Gelächter aus, wobei er sich durchaus nicht mehr in der Lage fühlte, sich zu schlagen. Da er fortwährend lachen mußte, je ernster und erboßter sein Gegner wurde, so blieb ihm zuletzt nichts Anderes übrig, als mit wahrhaft französischer Chevalerie dem Duca die Hand zu reichen und unter Hinzufügung zufriedenstellender Erklärungen um gütliche und freundschaftliche Beilegung ihres Streits zu ersuchen, womit sich alle Secundanten einverstanden erklärten. Aber Rocca Romana, den dies Gelächter vollständig wild gemacht hatte, wollte von einer solchen Aussöhnung durchaus nichts hören. Er legte sich mit seinem Degen aus, und zwang den Colonel sich zu vertheidigen. Bald aber stieß er demselben den Degen tief in die Brust hinein, und er bereuete seine Grausamkeit nicht, denn er glaubte die Spuren des fatalen Gelächters noch in den Mienen seines sterbend zusammengesunkenen Gegners zu bemerken.

Giovanna war, als sie uns zum Garten hinausbegleitete und ihren Führerlohn empfangen hatte, zufriedener in ihrem Aussehen und redseliger geworden. Sie erzählte uns, auf unsere Frage, ob der Duca vermählt sei, daß er vor ungefähr zehn Jahren, als die Herzogin gestorben, sich wieder verheirathet und seiner

Köchin seine Hand geschenkt habe. Giovanna machte sich durch diese naive Offenherzigkeit zwar verdient um unsere Neugierde, aber sie verrieth uns damit zugleich den etwas desorganisirten Zustand, in dem sich das Reich des Duca zu befinden schien. Hatte sie nun aber so viel geplaudert, so konnten wir auch noch ferner in sie dringen, und sie erzählte, mit einem gewissen bedeutungsvollen Ausdruck, weiter, daß die Frau des Duca aber vollkommen wie eine Fürstin lebe und als solche von dem Duca anerkannt sei, wie auch die aus dieser Verbindung hervorgegangenen Prinzen und Prinzessinnen ganz und gar als legitime Kinder behandelt würden. Aber seit einiger Zeit, fügte Giovanna achselzuckend und mit einem leisen, seltsam bewegten Ton hinzu, ist die Herzogin Rocca sehr krank, und die Aerzte, die täglich aus Neapel heraufkommen, wollen keine großen Hoffnungen für ihre Genesung geben.

Wir beurlaubten uns von Giovanna, welche uns bis zur Gartenpforte hinauf ihr Geleit gegeben hatte. Wenn wir ihr einst wieder begegnen, mag sie längst Herzogin Rocca geworden sein, denn die Verhältnisse schienen allerdings von der Art, daß man ein solches Avancement der schönen Gärtnerstochter immerhin erwarten konnte. Der Duca Rocca Romana war zwar

alt und gebrechlich, aber er hatte in seinem Hause der Venus Anadyomene ausdrücklich einen Dienst geweiht, in dem sie über lauter Trümmern aufgehen mußte.

Wir brauchten draußen unsern Wagen nicht wieder zu besteigen, sondern ein kleiner Spazierweg führte uns jetzt zur Villa der Lady Salza, die dicht neben der des Duca Rocca Romana befindlich ist. Wir erblickten die Villa Salza sogleich vor uns, ein schönes, in Form einer Festung mit Wartthürmen und Mauerschanzen in's Meer hinausgebautes Haus, das die bekannte englische Lady, welche sich durch ihre ungeheuern Reichthümer und durch ihr großes Herz für das Volk in Italien einen Namen gemacht hat, noch in diesem Augenblick bewohnt. Lady Salza, die einen Theil des Posilip käuflich an sich brachte und auf ihre Kosten bebauen ließ, ist außerdem besonders durch ihre romantische Heirath mit einem schönen neapolitanischen Lazzarone bekannt geworden. Die Liebe zur Natur und zum Volke hatte das Herz der alle gesellschaftlichen Rücksichten verachtenden Lady dahin getrieben. Lady Salza gehörte zu den Engländerinnen, welche allein und ohne jede Begleitung die ganze Welt durchreisen, und Geld genug mit sich führen, um ihre Grillen zu Idealen stempeln zu können. Am Hafen von Neapel spazieren

gehend, sah sie oftmals den kräftigen, gliederstarken Giuseppe, der dort an der Erde lag, und mit einer wunderbaren Ruhe und Heiterkeit im Gesicht nichts that, als das Meer und den Himmel zu betrachten. Einige Male hatte sie ihn schon angeredet, nach Diesem und Jenem gefragt, und stets Antworten von ihm erhalten, durch welche sie sich entzückt fühlte. Zwar hatte Giuseppe nicht viel auf den Beinen, aber dies ächte Kostüm des Naturkindes schreckte die empfindsame junge Lady nicht ab, die in Alt-England ohne Zweifel über diesen Anblick noch in Ohnmacht gefallen wäre, aber, seitdem sie im Lande der Statuen weilte, ihren plastischen Sinn bedeutend ausgebildet hatte. Bald benutzte sie ihn zu Aufträgen und Commissionen aller Art, sie ließ sich oft von ihm durch die ganze Stadt begleiten und führen, und was die Lady unterwegs einkaufte, mußte er ihr in's Hôtel tragen. Giuseppe stand sich sehr gut dabei und wurde von allen Collegen am Hafen beneidet. Lady Salza aber erklärte ihm eines Tages, als er ihr wieder ihre Einkäufe auf ihr Zimmer gebracht hatte, daß er sehr bildungsfähig sei, worüber Giuseppe aus vollem Hause lachen mußte. Er zeigte dabei so wunderbar seine schönen weißen Zähne, und seine großen schwarzen Augen lachten und schimmerten

so treuherzig, daß die Lady sich diesmal wirklich nicht enthalten konnte, ihm um den Hals zu fallen. Sie sah die Göttlichkeit des Naturkindes in ihm verkörpert. So kam diese Ehe zwischen der schönen reichen Lady und dem armen Lazzarone zu Stande, die ihrer Zeit ein so großes Aufsehen erregte und in allen europäischen Journalen besprochen wurde. Aber die Ehe war von Seiten der Lady zu ideal gedacht, als daß sie anders als mit einer Enttäuschung hätte endigen können. Sobald Giuseppe Beinkleider angezogen und seine plastischen Formen damit zugedeckt hatte, hörte er auch auf, ein Ideal zu sein, und die Lady sah mit Entsetzen, was sie angerichtet hatte. Auch die Bildungsfähigkeit Giuseppe's war ein schwärmerischer Mädchentraum gewesen, die Ehe mußte endlich getrennt werden, und Giuseppe erhielt von seiner Gemahlin ein bedeutendes Monatsgehalt ausgezahlt, wofür er sich verpflichtete, außerhalb Neapels sich aufzuhalten. Er lebt jetzt als Gentleman von seiner Rente in Florenz, und Lady Salza hat ihr volksthümlich schlagendes Herz jetzt ausschließlich darauf gerichtet, den Armen auf dem Posilip Gutes zu thun.

Es gab weiter keine Sehenswürdigkeiten in ihrem Hause, als den Bau der Villa selbst, und da der Ein=

tritt in dieselbe gastlich offen stand, so säumten wir nicht, einen Spaziergang durch das Haus zu machen. Die Lady schien in ihrer Einrichtung überall das Erhabene und Colossale zu lieben, und hatte im Innern des Hauses, in Flur und Nischen und Treppen eine Marmorpracht verstreuen lassen, die, verbunden mit vielen ächten Antiken, welche in einer weiten Halle umherstanden, einen wahrhaft großartigen Anblick darbot. Nur darüber konnten wir nicht klar werden, warum sie den Theil ihres Hauses, der nach dem Meere hinaus lag, zu einem förmlich befestigten Castell, das mit seinen starken Mauern und Thürmen einem Angriff von Außen Trotz bieten zu sollen schien, gemacht hatte. Dieser kriegerische Vertheidigungszustand hinten contrastirte auf eine in der That räthselhafte Weise mit der friedlichen Plastik und Kunst, die im Vordertheil dieses Hauses so sorglos regierte. Da Lady Salza schwerlich eine feindliche Landung von der Meerseite aus zu fürchten hat, indem Giuseppe bei Verlust seiner Rente in Florenz bleiben muß, so kann ihr Vertheidigungszustand nach dieser Seite hin nur eine symbolische Bedeutung haben, indem die Lady, die ihr schmerzliches Liebesabenteuer mit dem Lazzarone

nicht vergessen zu können scheint, dadurch ihren festen Bruch mit Allem, was zum Meere gehört, erklären will.

Die Lady Salza muß sich übrigens jetzt schon in einem bedeutend vorgerückten Alter befinden, denn sie war schon einmal verheirathet gewesen, ehe sie ihr unglückliches Abenteuer mit dem Lazzarone gehabt. Aus dieser ihrer ersten Ehe stammte eine Tochter, welche sich mit dem Fürsten Bagnand vermählte, und die zu der Zeit, als Fürst Schwarzenberg Gesandter in Neapel war, wieder aus dieser Ehe geschieden wurde. Die Fürstin Bagnano, die eine der größten Schönheiten Neapels war, soll seitdem abwechselnd auf der Villa ihrer Mutter leben, und den Erinnerungen an ihren Freund Schwarzenberg in dieser Einsamkeit nachhängen.

Es war sehr still in dem schönen eigenthümlichen Hause, und von dem Walten der Lady Salza war keine Spur wahrzunehmen. Doch hörten wir plötzlich fröhliche, geschwätzige Kinderstimmen, und eine Schaar kleiner Mädchen, die zwar ärmlich aber ungemein sauber angezogen waren, kam aus den oberen Gemächern des Hauses die Marmortreppe herunter gestiegen. Wir hörten, daß dies die Lieblinge der Lady Salza seien, die sie sich aus den armen Kindern der Umgegend ausgewählt, und in jedem Monate einige Male um sich

versammelte, um sich von ihren Fortschritten zu überzeugen, und sie zu belehren und zu beschenken.

Lady Salza sorgt überhaupt für alle armen Kinder, die auf dem Posilip wohnen, und für welche sie eine eigene Schule bauen ließ, die nebst den Lehrern ganz und gar auf ihre Kosten unterhalten wird. Zweimal im Jahre speist sie alle Armen, die zur Bevölkerung dieses paradiesischen Hügels gehören und die, nachdem sie gesättigt worden, noch ein bedeutendes Geldgeschenk aus ihren Händen empfangen. Lady Salza hat sich durchaus zur wohlthätigen Fee des Posilip gemacht, und man hört ihren Namen überall in den Dankgebeten der Armen und der Leidenden flüstern. Es muß ein menschenfreundlicher, hoher Genius in dieser Frau wohnen, denn auch für das Vergnügen der armen Leute ist sie besorgt, und sie veranstaltet ihnen zu gewissen Zeiten des Jahres Volksspiele aller Art, und besonders die beliebten Kletterstangenfeste, bei denen sie bedeutende Preise an Geld, Kleidungsstücken, Uhren und Lebensmitteln auswirft. —

Wir setzten unsere Fahrt auf der Strada nuova di Posilipo jetzt rascher fort und kamen jetzt an der Villa des Grafen Aquila vorüber, einem einfachen Landhause mit grünen Jalousien, auf dessen Balcon, der

mit Damen angefüllt war, Graf Aquila eben heraus-
trat. Unter den Damen befand sich auch die Gemahlin
des Prinzen, eine Schwester des Kaisers von Brasilien,
und Schwägerin des dritten Sohnes Louis Philipps,
des Prinzen von Joinville. Sie schien eine Frau von
großer Anmuth und Lebendigkeit zu sein, und redete
zu ihrem rückkehrenden Gemahl mit einem Eifer, der
sich zugleich durch die ausdrucksvollste Gebärdensprache
zu erkennen gab.

Wir eilten nun ohne Aufenthalt weiter, um auf die
Spitze des Posilip zu gelangen, und den Gipfel unserer
heutigen Genüsse zu ersteigen. Zuvor gelangten wir
noch an der reizenden Villa der Markgräfin von Ans-
pach (Lady Craven), der König Ferdinand I. hier auf
einem der schönsten Puncte des Posilip das Terrain
dazu verehrte, und an der Villa des Sängers Lab-
lache vorüber, die jetzt nach dem Tode des ungeheuren
Bassisten gänzlich leer und verödet steht. Lablache
hatte sich diese Villa am Meere als Ruhesitz erbauen
lassen, auf den er sich einst von seiner künstlerischen
Laufbahn, wenn Alles verklungen und ausgesungen war,
zurückzuziehen gedachte. Aber er brachte stets nur einige
Sommermonate hier zu; vielleicht konnte er die Con-
currenz der Meereswelle, die zuweilen noch stärker

brausen konnte als er, nicht recht vertragen. Immer aber zog es ihn wieder nach London und Paris in die gewaltigen Strudel des Gesanges zurück, in denen er mit dem länderbewältigenden Dreizack seines Basses als Stürme erregender und bändigender Poseidon herrschte. Aber der majestätische Ochs, wie man diesen Sänger in der höchsten Extase nannte und nennen mußte, hat sich jetzt ausgebrüllt, und seine Concurrenten, die Meereswellen, schlagen dort am Fuße seiner still gewordenen Villa mit elegischen Klängen zusammen.

Jetzt waren wir auf der Höhe angelangt, wo der Golf von Neapel in der Wunderpracht aller seiner Gebilde sich zu unsern Füßen streckte, und uns einen Zauberspiegel von berauschenden Farben und Formen der Landschaft, von einer unvergleichlichen Fülle des Lebens und der Gesichte entgegenhielt. Man ist hier in den Brennpunkt der größten Schönheiten Neapels getreten, und von allen Seiten her, in einem weiten, blitzenden, lachenden Panorama, neigen sich uns die Blüthenspitzen dieser paradiesischen Gegend, alle diese Inseln und Vorgebirge und Buchten, in einem leuchtenden Glanz und in einer hinreißenden malerischen Gruppirung entgegen. Die Landschaft und das Meer schweben an dem purpurnen Saum des Horizontes zu-

sammen; in wunderbaren, lauen, kosenden, farben-schillernden Lüften liegt das ganze vielgestaltige Bild eingesponnen, und zuweilen glaubt man Alles, was man sieht, zugleich tönen und singen, jubeln und jauchzen zu hören.

Dem Auge zunächst stellt sich die seltsam gestaltete Insel Nisita dar, die in geringer Entfernung von dem Festlande daliegt. Diese kleine Insel, die einst ein Eigenthum des berühmten Schwelgers Lucullus und seines Sohnes war, hat in alter wie in neuerer Zeit auch eine gewisse politische Bedeutung gehabt. Der Römer Brutus, der ein Verwandter des Sohnes des Lucullus war, verweilte hier oft, und kam hier einst-mals mit Cicero zusammen, um eine politische Be-sprechung mit ihm abzuhalten. Die Königin Johanna I. von Neapel hatte hier ein Landhaus, auf dem sie sich verbarg, nachdem sie in einer politischen Katastrophe aus Neapel hatte entfliehen müssen. Auf der hochstei-genden, am reizendsten gelegenen Seite der Insel sieht man noch einige Ruinen dieses alten Hauses der Kö-nigin Johanna. Auch der verstorbene König Ferdi-nand II. faßte eine gewisse Vorneigung für die Insel Nisita, und ließ sich auf derselben ein Schloß bauen, das er aber im Jahre 1848, wo er sich nirgend hin-

länglich sicher und ruhig fühlte, wieder zu bewohnen aufgab. Das alte Schloß, das auf der Insel sich befand, bestimmte er zum Staatsgefängniß, und es wurden hier vorzugsweise die politischen Gefangenen untergebracht, die in den Kämpfen des Jahres 1848 auf der Seite des Volkes und der Freiheit gestanden, oder, wie Ferdinands Staatsminister, der edle Poërio, sogar den vom König befolgten Rath zu einer Verfassung gegeben hatten. Die niedrigsten Schandthaten, durch welche ganz Europa in Aufregung gerieth, wurden hier an den Gefangenen von Nisita verübt, deren Kerker besonders ergiebig für alle Tücken und Bosheiten eines Tyrannenregiments waren und alle Schauder der Gefangenschaft verdoppelt in sich trugen. Auf der Insel des üppigen, schwelgerischen Lucullus, der hier oft die Leckerbissen der ganzen Welt zu einem einzigen Gastmahl zusammenholen ließ, hatte jetzt die Noth, die Entbehrung alles Menschlichen, der Hunger und die schimpflichste Ernährung mit Schmutz und Unrath ihren Sitz aufgeschlagen. Hier saß Poërio, dessen Gesundheit diese Kerkerleiden für immer zerstörten, mehrere Jahre, bis die Amnestie, die für ihn und seine Gefährten eine Deportation wurde, den nicht mehr zur Freiheit und zum Glück Fähigen aus dem schauder=

vollsten Kerker hervorrief. Ueber diesem tiefen menschlichen Elend schwebte hier wieder die Schönheit der Natur mit ihrem reizendsten und kokettesten Lächeln! In diesem Augenblick sollen es besonders viele Geistliche sein, darunter auch ein Bischof, welche in den Gefängnissen von Nisita schmachten, und dort meistens geschlechtliche Sünden abbüßen, die niemals ganz zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gelangen.

Zwischen Nisita und der Spitze des Posilip sieht man noch einen Felsen hervorragen, auf welchem, nach der Pest von Messina, der Herzog von Alba, unter König Philipp von Spanien, ein Lazareth für die Quarantaine errichten ließ, das sich auch heut noch im Gebrauch befindet.

Hinter Nisita liegt, in Meer und Luft wie in einer rosigen Purpurwolke gebettet, die campanische Insel Procida, deren Bevölkerung griechischen Ursprungs ist, und auf der man noch an besonderen Festtagen die schönen Frauen von Procida im griechischen Kostüm einherwandern sieht. Diese schöne, glückliche Insel wurde schon in frühen Zeiten für ein verzaubertes Eiland, für eine Art von Elysium angesehen, und selige Nymphen nahmen hier den Wanderer auf, und zogen ihn in ihre Musen- und Liebesspiele hinein. Auf der Höhe

dieser Insel erblickt man ein Schloß, das wegen seiner reizenden Aussicht auf Baja und die Insel Ischia von den Königen von Neapel oft zum Wohnsitz bestimmt wurde. Auch König Ferdinand II. versuchte hier eine Zeit lang in diesem Paradies seinen Aufenthalt zu nehmen, aber die trotzige und verzweifelte Melancholie, in welche das Tyrannengemüth des Königs sich zuletzt kleidete, verfeindete ihn nicht nur mit der Menschheit, sondern auch mit der Natur. Er konnte es bald auf der heitern, zauberischen Insel nicht mehr aushalten, und entwich von dem Schlosse und dessen entzückenden Aussichten, die seinem Sinn entgegen waren. Aus Aerger über die Schönheiten, welche ihn dies Schloß hatte genießen lassen, bestimmte er, daß es fortan ein Gefängniß werden sollte. Die Kerker wurden mit all der Grausamkeit und Qual, die in Italien dazu erforderlich ist, eingerichtet, und eine ganze Schaar von politischen Gefangenen, an denen es in Neapel keinen Augenblick fehlt, wurde auch hier eingesperrt. Unter einem solchen Regierungssystem kann nur jedes Stück Erde befremden, das nicht ein Kerker ist, aber dennoch überwächst hier die mächtige Blüthenfülle jede darin eingehüllte Pein mit strahlender Pracht, und die Lüfte spielen und gaukeln so lind und unschuldig, als ob sie

nur die Seufzer lauter glücklicher und freier Menschen in sich aufgenommen hätten.

Auf der Spitze des Posilip stehend, konnten wir uns von all diesen beglückenden Fernsichten nicht so bald trennen. Unsere Blicke verweilten noch lange auf diesen seligen Gebilden, die wie sanftleuchtende Sterne am Horizont schwebten, und in's Meer gefallen, eine feste Gestalt in Land und Fels angenommen zu haben schienen. Dort, mit den Augen an dem herrlichen Baja vorüberschweifend, sahen wir hinter Procida die große Insel Ischia sich erheben, welche die bedeutendste und ansehnlichste Gestaltung im Golf von Neapel hat, und mit ihrem leuchtenden Glänzen und Glühen zu ihren uns wunderbar entgegenschwellenden Reizen hinüberlockte. Ihr gegenüber lachte das tempelreiche Sorrent, mit seinen feenhaften Orangengärten und üppigen Weinhügeln, mit seinen blühend umrankten Ruinen, in denen die uralte Vergangenheit mit dem ewig neuen, unvergänglichen Leben der Natur um die Schönheit und Kraft wetteifert. Nicht weit davon senkt sich das Auge auf die seltsam gestaltete Insel Capri nieder, die dort in der Figur einer schlafenden Ziege vor uns ruht, und gegen deren felsige Ufer und Klippen das Meer mit weißlich schäumender Brandung anschlägt, während

sonst über den ganzen mild und friedensvoll daliegenden Wasserspiegel keine einzige kräuselnde Bewegung geht. In der durchsichtigen, bläulich hellen Luft glauben wir auf der Höhe des östlichen Vorgebirges von Capri die Ruinen vom Palaste des Tiberius zu sehen. Zu einer wunderbaren, klingenden Feier verschweben alle Bilder und Fernsichten. Die Lichter und Farben glühen, die Meereswellen kommen und schwinden in leisen magischen Kreisen, und was man festhalten will, scheint nur ein glücklicher Traum zu sein.

Bei der Rückkehr vom Posilip nahmen wir den Weg, der nach der Grotte des Posilip durch die Strada di Piedigrotta führt. Blitzend tauchte der Sonnenstrahl auf einige Augenblicke in die Grotte nieder, als wir hindurch fuhren, und durchleuchtete die alte, sonst in nächtlicher Dämmerung eingesponnene Höhle, die schon in frühen Zeiten hier durch den Tufffelsen gehauen worden, mit einer zauberhaften Magie. —

II.

Das Wunder des heiligen Januarius.

In San Lorenzo, einem wenig bevölkerten, aber wegen seiner vielen Kirchen und Klöster in besonderer Heiligkeit stehenden Stadttheile Neapels, hat der große Schutzpatron der Stadt, San Gennaro, der noch immer mit dem Wohl und Wehe Neapels genau zusammenhängt, seine ihm geweihte und seinen Namen tragende Kirche. Es ist dies die Kathedrale San Gennaro, deren Portal in einer sehr engen Quergasse der Tribunalstraße liegt. Diese Kathedrale hat zugleich ihre Nachbarin, die uralte Basilica S. Restituta, die hier auf den Trümmern eines Apollo- und Neptunus-Tempels erbaut stand, in sich aufgenommen, und sich mit derselben dergestalt zu einem Ganzen vereinigt, daß die Restituta nur zu einer großen Kapelle der den Platz behauptenden Kathedrale geworden ist. Es hat sich hier außerdem eine der großartigsten Combinationen

des christlichen Kirchenbau's mit der heidnischen Antike vollbracht, die man in Italien sehen kann. Die Säulen der alten Tempel sind an den Pfeilern bewahrt geblieben, und wie sie einst den Dienst der alten mythologischen Götter umschlossen, so bewahren sie jetzt ein Geheimniß in sich, das entweder viel mehr oder viel weniger als Neptun und Apollo ist, und das größte Wunder der modernen Welt wäre, wenn man es nicht für die größte Verhöhnung alles Wunderglaubens in Religion und Geschichte halten müßte. Denn in dieser Kapelle wird das Blut des heiligen Januarius aufbewahrt, und noch mehr: an gewissen Tagen des Jahres, namentlich im Mai und September, und auch sonst, wenn sich etwas Bedeutungsvolles in Neapel ereignen wird, geräth dies Blut in dem Flacon, in dem es gehalten wird, in eine seltsame Gährung, indem es flüssig wird und sich zu bewegen anfängt. Das Blut dieses heiligen Märtyrers, dessen wunderbare Thaten und Begebenheiten man an den Seitenwänden der Kapelle Maria del Principio in den Basrelief-Figuren dargebildet sieht, ist zugleich ein nationaler Besitz, auf den die Neapolitaner stolz sind, und den man ihnen nicht wieder entziehen könnte, ohne ihre Ehre zu kränken oder sie um eines ihrer liebsten und größten Feste,

das aus den Blutungen des heiligen Januarius her-
vorgegangen, zu bringen. Es entspricht zugleich dem
Volkscharakter, zu einem blutenden Heiligen zu beten
und sich von ihm beschützen zu lassen, denn der Nea-
politaner, obwohl ihn auch viele gutmüthige und kind-
liche Züge charakterisiren, ist auch in seinem eigent-
lichen Wesen düster, gewaltsam, und tränkt leicht mit
Blut alle Entscheidungen und Begebenheiten, um die
es sich für ihn handelt.

Neapel ist darum stets mit Heiligen, deren Blut
sich in einem Wunderproceß wieder erneuerte und vor
den Augen des Volkes von Zeit zu Zeit zu springen
begann, gesegnet gewesen, und es gab noch im vorigen
Jahrhundert den heiligen Etienne, die heilige Patricia,
den heiligen Pantaleon und mehrere andere Heilige,
die in verschiedenen Kirchen Neapels an gewissen Tagen
des Jahres ihr Blut von Neuem quellen ließen und
damit die wichtigsten und heiligsten Festtage der Kirche
färbten. Aber der heilige Januarius trug am Ende
den Sieg über alle mit ihm rivalisirenden Blutheiligen
davon, die mit ihrem nicht zu beruhigenden Blut all-
mählig in die Rumpelkammer der Kirche zurückgelegt
wurden. Es war ohne Zweifel zu viel des Bluts ge-
worden, und die Autorität der Kirche selbst schien sich

nicht am besten dabei zu befinden. Der heilige Januarius aber war mit seinem Blut zu sehr im Volksleben der Neapolitaner eingebürgert, als daß die Kirche, selbst in ihrem innersten Interesse, hätte wagen dürfen, Hand an dies einem lächerlichen Jahrmarktsspiel gleichende Wunder zu legen. Der heilige Januarius, der zu Anfange des vierten Jahrhunderts unter dem Kaiser Diocletian Bischof von Benevent gewesen, und dann vielfach gemartert, zuletzt zu Puzzuoli enthauptet worden, hatte auch durch die Wunder-Ceremonie, welche sich an diese Legende knüpfte, der Stadt Neapel von jeher bedeutende Schätze zugeführt und aus allen Theilen der Welt Gläubige mit reichen und glänzenden Gaben für die Kirche hierher getrieben. Der Blutsegen des heiligen Januarius war daher auch dem Verkehr von Neapel zugutgekommen, und außerdem hatte sich in der ihm geweihten Kathedrale, in dessen unterirdischer Halle die Gebeine des Heiligen unter einem Altar begraben liegen, eine förmliche Schatzkammer San Gennaro's gebildet, deren Reichthümer und Werthsachen auf eine Million Ducati geschätzt werden.

Es ist dies die Capella di Tesoro, im rechten Seitenschiffe des Doms, deren Erbauung vom neapolitanischen Volk gelobt wurde, als die fürchterliche

Pest des Jahres 1526 die Stadt heimsuchte. Das Frontispiz dieser in einer beispiellosen Pracht strahlenden Kapelle, die nach dem Bauplan des Theatiner-Mönchs Francesco Grimaldi in Form des griechischen Kreuzes aufgeführt worden, ist mit zwei herrlichen Säulen von schwarzem gestreiftem Marmor geziert, und mit einer bronzenen Thür versehen, an welcher sich zwei Büsten des heiligen Januarius befinden. Durch diese Thür schreitet man in diese Kapelle ein, die einem Bazar voll außerordentlicher Werthe und Kostbarkeiten gleicht, obwohl dieselben beim ersten Ueberblick sogleich das Bedauern entstehen lassen, daß dieser Schatz nicht auf eine fruchtbringendere Weise angelegt worden, als in diesem heiligen Trödel, an den so große Summen weggeworfen worden. Der Schatz des heiligen Januarius besteht nämlich besonders aus zweiundvierzig Bronzestatuen und siebenunddreißig silbernen Büsten von Heiligen, die zum Theil an den sechs Altären und in den neunzehn Nischen aufgestellt sind, welche dort, eingefaßt von zweiundvierzig Säulen von Brocatello, den reichsten und bewundernswürdigsten Anblick darbieten.

Ein vornehmlich prachtvolles und kostbares Stück ist der Hauptaltar, der ganz aus Porphyr besteht, und

über dem zwei silberne Engel schweben, die ein Kreuz von Lapis Lazuli tragen. Auf der Vorderseite dieses Altars sieht man einen eigenthümlichen Zug dargestellt, nämlich den Transport des Körpers des heiligen Januarius, der durch mehrere Personen in einer feierlichen Prozession von Montevergine nach Neapel geführt wird. An der Spitze dieses Zuges befindet sich der Cardinal Oliviero Carafa, ein recht stattlicher Mann, den man auch als knieende Statue (angeblich nach einer Zeichnung des Michel Angelo) in derselben Kirche bei der Confession des heiligen Januarius (Ipogeo di S. Gennaro) sieht. Hier aber reitet er auf seinem guten Pferde dem Leichen-Conduct des großen Märtyrers mit einer gewissen Wichtigkeit voran. Ihm vorauf schreitet die schöne Sirene Parthenope, welche Neapel unter ihren besonderen Schutz genommen und der Stadt auch ursprünglich ihren Namen geliehen hatte. Mit der Nymphe schreitet zugleich eine männliche Figur einher, die den Fluß Sebeto, an dem Neapel liegt, repräsentiren soll. Beide sind vorausgezogen, um die Ankunft des großen Schutzheiligen zu feiern und zu verkündigen. Aber in diesem Augenblick ergiebt sich noch ein anderes merkwürdiges Schauspiel. Gestalten, die offenbar einen großen Schreck bekommen

haben, und die sich als den Hunger, die Pest und den Krieg symbolisiren, schicken sich beim Anblick des heiligen Märtyrers an, die Stadt zu verlassen. Ihre Blicke drücken wahres Entsetzen aus, denn sie haben nun eingesehen, daß es mit ihrem Regiment in Neapel zu Ende ist, sobald der heilige Januarius dorthin gekommen. Eine andere Gestalt windet sich gar auf eine klägliche Weise am Boden und wird unter die Füße getreten, es ist die Ketzerei, der so arg mitgespielt wird. Freilich, in einem Lande, wo man den Körper des heiligen Januarius und sein Blut besitzt, da muß von Stunde an alle Ketzerei aufhören. Es kann dann nur lauter wahre Gläubige geben, denn wenn man sich erst einmal entschlossen hat, an dieses Blutwunder des heiligen Märtyrers zu glauben, so ist man zugleich niet- und nagelfest in jedem Glauben geworden, und wird schwerlich noch an irgend Etwas zweifeln können. Neapel ist darum auch die katholischeste Stadt Italiens geworden, und vertritt den Katholizismus in allen seinen Consequenzen bei Weitem mehr und strenger, als Rom selbst. Der Protestantismus wird darum auch auf einem Gemälde von Domenichino, das in einer der Wölbungen dieser Kapelle sich befindet, ganz entschieden abgetrumpft. Man erblickt auf diesem Bilde

neben dem Caplan, der die Phiole mit dem Blut des heiligen Januarius trägt, einen bis auf die Zähne bewaffneten Jüngling, der die Reformatoren Luther und Calvin und ihre Werke mit Füßen tritt und ganz herzhaft auf denselben herumstampft. Er schwingt eine Fahne in seiner Hand, auf der man das Motto liest: „Semper virgo Dei genitrix immaculata“ (die Mutter Gottes, die unbefleckte Jungfrau, für immer!) Dieser streitfertige, die Reformatoren tretende Jüngling ist die ecclesia militans selbst, die jeden andern Glauben ausschließende und verdammende katholische Kirche, deren Sieg immer nur eine Vergewaltigung der Geister gewesen.

In der Sacristei hinter diesem Altar wird die aus vergoldetem Silber gefertigte Büste des heiligen Januarius bewahrt, und in einem Schrank mit silbernen Thüren befindet sich dort auch das Wunderbarste und Wunderthuendste unter allen katholischen Wundern, nämlich Haupt und Blut Sanct Gennaro's. Das Haupt des heiligen Märtyrers liegt in einem kostbaren silbernen Kästchen, welches mit Basreliefs aus der Geschichte des Heiligen ausgeschmückt ist. Das Blut des heiligen Januarius ist in zwei Phiolen eingeschlossen, die in einem silbernen Reliquiarium aufbewahrt liegen,

welches seltsamer Weise die Form einer runden Wagen-Laterne hat, die auf beiden Seiten mit einer Glasscheibe bedeckt ist. Die eine dieser Phiolen ist groß, die andere kleiner, und wenn man genau durch die Scheibe hineinblickt, gewahrt man darin allerdings eine rothe flockenhafte Masse, die wie getrocknetes Blut aussieht.

Der Altar selbst ist mit einer prächtigen Balustrade von Bronce umgeben, deren Geldwerth sehr bedeutend angeschlagen wird. Das eigentliche Altargemälde, welches vom Spagnoletto (Joseph Ribera) gemalt ist, stellt den großen Januarius in leibhafter Gestalt dar, wie er ganz wohlbehalten und gesund aus einem brennenden Ofen hervorsteigt, während die aufprasselnden Flammen die Soldaten ergreifen, welche den Heiligen hierher geschleppt hatten, um ihn diese furchtbare Strafe erleiden zu lassen.

Ein so gewaffneter und gefeiter Mann, wie der heilige Januarius, der allen Elementen gebieten konnte, mußte wohl eine Zauberkraft in sich tragen, die nicht ganz gewöhnlich war, und die sogar in seinem Blut noch nach vielen Jahrhunderten Eigenschaften übrig ließ, welche auf die Schicksale einer ganzen Bevölkerung einwirken mochten. Das Blut des heiligen Januarius

4*

hat sich darum auch beständig mit den historischen und politischen Geschicken Neapels verflochten, und wenn das Blut in den Phiolen an den Tagen, wo man es erwartete, zu sieden und zu quellen unterließ, so bedeutete es gewiß ein schweres Unglück, das ganze Volk verlor den Muth zu leben und zu handeln, und erwartete in völliger Apathie den Untergang Neapels. Der Marschall d'Estrées suchte daher das Wunder zu zwingen, als er im Jahre 1702 Philipp V., König von Spanien, zur Besitzergreifung der Krone Neapels dorthin geleitete. Aber der Mitbewerber Philipps, der Erzherzog Karl, zählte unter der für ihn wirkenden Partei fast alle Priester und die dem Einfluß der Kirche hingegebenen Leute. Als daher das Fest des heiligen Januarius herangekommen war, verbreitete sich wie eine Schreckenskunde das Gerücht durch die Stadt: daß die Flüssigwerdung des Blutes diesmal nicht eintreten werde, was nur einen sehr unheilvollen, der Sache Philipps V. verderblichen Einfluß auf die Gemüther des Volks hätte hervorbringen können. Der Marschall d'Estrées ließ daher die Groß-Vicare und den Syndicus der Kathedrale zu sich berufen und hielt an diese geistlichen Herren eine donnernde Anrede. „Es ist mir zu Ohren gekommen, sagte der berühmte

Marschall, daß diesmal das Wunder sich nicht vollbringen soll. Ich rathe Euch, meine Herren, sich zu arrangiren. Wenn die Sache nicht so kommt, wie es mir paßt, so werde ich in der Nacht, welche auf das Fest folgt, Feuer an alle vier Ecken Eurer Stadt und an das Haus jedes Chorherrn legen lassen!"*)

Das Wunder ließ jetzt keine Minute auf sich warten. Es vollbrachte sich mit einer Pünktlichkeit und Präcision, wie man es lange nicht hatte eintreten sehn, und daß dies möglich war, konnte beweisen, wie genau und sicher die hier angewandte Maschinerie arbeitete, sobald die frommen Werkmeister des Wunders es wollten. Neuerdings hat man sogar die Chemie und die Infusorienkunde mit hineingezogen, um das Geheimniß zu erklären. Schildern wir aber zuerst und vor Allem die heilige Ceremonie selbst, welche unter Beistand der Gebete aller Gläubigen in Bewegung gesetzt wird, um an den Festtagen des heiligen Januarius zum Wohl Neapels sein Blut wieder flüssig aufschäumen zu lassen.

Entweder ist einer von diesen, in den niedern Klassen Neapels stets herbeigesehnten und herbeigebeteten Tage wiedergekehrt, oder es hat sich eine andere öffentliche

---

*) Michon, l'Italie religieuse p. 104.

Veranlassung dargeboten, die wichtig genug ist, um das Blut des Schutzheiligen dabei zum Beistand aufzurufen. Seit dem Morgen um acht Uhr versammelt sich dann das Volk in dichten Schaaren in der Kathedrale, um dem wunderbaren Experiment beizuwohnen. Die Gläubigen werden in die geräumige Kapelle des Schatzes eingelassen. Die starke und reichgeschmückte Balustrade, welche den Hauptaltar umgiebt, trennt die Zuschauer von dem innern Raum, in welchem der Priester zuerst die Messe zu lesen beginnt. Die Musik schwebt in lustigen Opernklängen hin und her, und bereitet durch heitere, tanzbeflügelte Klänge zu dem freudigen Ereigniß vor. Am Eingang der Balustrade steht der Kirchendiener mit dem langen, von schweren Goldtroddeln umflochtenen Stab, mit dem er ernst und streng Alle zurückwehrt, die sich im Schauenseifer einen näheren Zutritt zu dem Altar erobern wollen. Von Zeit zu Zeit aber schmelzen die strengen Falten seines Gesichts vor dem raschen Händedruck eines Fremden oder irgend eines vornehmen Mannes, der einige Geldstücke daran wendet, um in die Balustrade eintreten zu dürfen und dem Mirakel näher zu sein. Das Volk macht ihnen, als den Begünstigten, ohne Weiteres Platz, denn die Kirche hat die Leute auch darin wohlerzogen,

daß sie die Unterschiede gern anerkennen, welche das Geld auch in der Seligkeit und in der größern Berechtigung zu allen kirchlichen Ehren und Wundern hervorruft. Nachdem die, welche gut gezahlt haben, oder ein privilegirtes Ansehen genießen, ganz nahe zu beiden Seiten des Altars aufgestellt worden sind, verklingt nun allmählig die feierliche Handlung der Messe.

Die Gruppen der Andächtigen, die sich ringsumher in der Kapelle aufgestellt haben, werden immer lebendiger und gespannter. Man erblickt darunter Gesichter, besonders von Frauen, die in der That eine hinschmelzende Gläubigkeit in ihren schönen glühenden Augen und auf den vollen rothen Lippen tragen. Diese reizenden Frauen hoben mit fast tiefsinniger Inbrunst ihre Blicke zu dem Altar empor, und zwar gerade zu den nackten Engeln, welche dort am Altarblatt mit einer merkwürdig freigebigen Kunst angebracht sind. Diese sehr ausdrucksvolle Nacktheit der jungen wohlgestalteten Engel schien unsere Andächtigen entweder gar nicht zu stören, oder sie paßte mit allen diesen üppigen schwellenden Gliedern sehr wohl in ihre Gebete hinein. Oft aber sah man auch aus dem Schleier der schönen Neapolitanerinnen einen muthwilligen Augenaufschlag hervorblitzen, manche lachten ganz fröhlich miteinander

und schienen das Wunder des heiligen Januarius wie ein Jahrmarktsspiel zu erwarten.

Zunächst hinter der Balustrade auf der linken Seite derselben hatte sich eine Reihe von funfzehn Weibern aus dem Volke aufgestellt, denen bei der Ceremonie eine besondere Rolle angewiesen zu sein schien. Es waren das, wie wir hörten, die sogenannten Anverwandten des heiligen Januarius (parenti di San Gennaro), die durch ihre erschütternden Gebete und Beschwörungen die Erfüllung des Wunders herabflehen müssen.

Diese Weiber werden alle aus dem Stadtviertel genommen, in welchem einst San Gennaro, der Sage nach, in Neapel geboren worden sein soll. Sie halten sich selbst für Seitenverwandte und Abkömmlinge seiner Amme und werden als solche ganz ernsthaft vom Volke geehrt. Es gab unter diesen Frauen sogar eine, die in gerader Linie vom heiligen Januarius selbst abzustammen behauptete, und dieser von Niemanden bezweifelten Verwandtschaft sogar eine Pension von einem Piaster täglich aus dem Schatze ihres Aeltervaters verdankte.

Noch aber schien der große Moment nicht eingetreten, wo den Anverwandten des heiligen Januarius ihr Stichwort gefallen war.

Der alte Priester, welcher die Messe celebrirt hatte, war jetzt plötzlich verschwunden. Er war in die Sacristei zurückgetreten, erschien aber bald wieder, gefolgt von zwei oder drei Acolyten, welche eine Colossalbüste von vergoldetem Silber herbeitrugen, und dieselbe zuerst an einem verborgenen Ort hinter dem Altar aufstellten. Es ist dies die Büste des heiligen Januarius. Der Kopf ist noch mit einem Sack von rother Seide überdeckt. Der Heilige steht verhüllt hinter dem Altar, und man wird ihn eine Zeit lang nicht gewahr. Es ist ganz still in der Kirche geworden. Man fühlt, daß man dem großen Ereigniß um einen Schritt näher getreten. Stumm und athemlos scheint das Volk den sich ihm nun bald offenbarenden Heiligen zu empfinden.

Inzwischen ist der celebrirende Geistliche mit den beiden andern Priestern wieder in die Sacristei eingetreten, kommt aber nach kurzer Zeit wieder heraus und trägt in seiner Hand das Reliquiarium des heiligen Januarius, in welchem die beiden Phiolen mit dem Blut des Märthyrers enthalten sind und jetzt offen aufgedeckt liegen. Er hält dasselbe mit feierlicher Gebärde der ganzen Gemeinde entgegen, um es zu zeigen und von derselben erkennen zu lassen. Nun setzen die Cousinen des Heiligen dort an der linken Seite der

Balustrade zum ersten Male mit ihren tiefen kräftigen Stimmen ein, ihre Töne schwellen immer entsetzlicher an, und steigen dringender, begehrlicher, unaufhaltsamer empor, um San Gennaro zu rufen, um das nahende Wunder seines Bluts durch so inbrünstiges Flehen zu beschleunigen. Jetzt aber hebt der alte Priester das Reliquiarium mit den beiden Phiolen in die Höhe, und zeigt es zuerst ganz nahe den Zuschauern, welche in das Innere der Altarumhegung eingetreten sind; diese Leute treten jetzt allmählig auf die oberste Stufe des Altars hinauf, werfen sich im Ueberschwang der Empfindung auf ihre Kniee nieder und versinken in ein langes anhaltendes Gebet. Das runde laternenartige Gefäß, das oben mit einer Krone von Silber bedeckt ist, hat an seinem untern Theil zugleich einen langen Fuß, in den jetzt ein brennendes Licht hineingesteckt wird. Als der Priester jetzt, vom Altar heruntersteigend, die Büchse am Stiel haltend, damit an den Reihen der Zuschauer die Balustrade entlang schritt, und Jedem, der draußen am Rande derselben stand, oder sich herzudrängte, das Reliquiarium zum Kusse entgegenhielt, entstand eine allgemeine, feierlich rauschende Bewegung in der ganzen Kirche. Wer zum Kuß des Gefäßes gekommen war, fühlte sich zugleich

von dem Priester, der ihm mit rascher Gebärde den Segen spendete, an Stirn, Mund und Brust mit dem Reliquien-Gefäß leise berührt, und Viele sah man danach heftig zusammenschauern.

Man hatte dabei Gelegenheit, durch die Seitengläser dieser magischen Laterne, die in ihrem Innern außerdem durch das hineingeschobene Licht scharf beleuchtet wurde, hineinzublicken und die darin befindlichen Gegenstände aufzufassen. Die feste Masse, die sich in diesen beiden Phiolen befand, und dieselben ungefähr zu zwei Dritteln ausfüllte, war eine allerdings schwer zu bestimmende, dunkelrothe, ganz und gar verdickte Substanz, und man mußte schon auf ein Wunder rechnen, wenn sie durch sich selbst flüssig werden sollte. Der Priester hob jetzt das Gefäß noch einmal hoch in die Höhe, indem er es der ganzen versammelten Gemeinde zeigte, und es dann plötzlich von Oben nach Unten umkehrte und heftig schüttelte. Mit einem triumphirenden Blick hielt er es dann wieder empor, um es von Neuem betrachten zu lassen. Und siehe, trotz alles wiederholten Schüttelns war im Innern der Büchse noch Alles in derselben Lage geblieben, nichts hatte sich an der rothen, schwärzlichen, klebrigen Masse verändert, nichts hatte sich an dieser Substanz verrückt oder bewegt,

was doch nothwendiger Weise hätte eintreten müssen, wenn diese Substanz schon von vornherein flüssig in der Phiole gesteckt hätte. Gewiß, dieser Priester war ein ehrlicher Mann, wir können seinem jetzt eben so bieder triumphirenden Gesicht trauen, und werden uns bald, bald an das Wunder gefangen geben müssen, denn die Masse ist dick und unbeweglich, sie ist das Blut des heiligen Januarius, und bald, bald wird es flüssig werden!

Der ehrliche Priester setzt nun den Fuß des Reliquien-Gefäßes in ein Loch, das in einem der Ornamente des Altars angebracht ist. Der inbrünstige Bittgesang der Cousinen geht jetzt in ein förmliches Heulen und Brüllen über. Ungestümer scheint man es zu fordern, daß der heilige Januarius auch diesmal wieder seine Schuldigkeit thue und die Gläubigen seines Wunders nicht so lange auf sich warten lasse.

Jetzt aber richtet sich die Aufmerksamkeit wieder auf eine neue Scene des Schauspiels. Die silberne Büste des Heiligen, die so lange hinter dem Altar verborgen gestanden, ist plötzlich von den Händen der Priester wieder hervorgetragen und mitten auf den Altar gestellt worden. Aber an der Stelle des Sackes, der bisher seinen Kopf verdeckt hatte, trägt der Heilige

jetzt eine Mitra von vergoldetem Silber, die zugleich mit den kostbarsten Edelsteinen, Diamanten, Smaragden und Rubinen, mehr als dreitausend an der Zahl, übersäet und durchwirkt ist. Dieser herrliche Kopfputz, der ein Werk des berühmten Goldschmiedes Mattheo Treglia ist, soll auf Kosten der Stadt Neapel und des Volkes für San Gennaro gefertigt worden sein. Der celebrirende Geistliche nimmt aber dem heiligen Januarius diese Mitra wieder ab, und setzt ihm einen noch viel reicher gestickten Cardinalshut auf, der noch von größeren Diamanten und Edelgesteinen strahlt. Denn der Heilige ist ein reicher Mann, er kann abwechseln, und mit seiner Garderobe scheint er alle Kaiser und Könige der Welt zu übertreffen. Dann bedeckt ihm der Priester die Schultern mit einem rothen goldgestickten Chormantel, der von lauter ächten Perlen und großen Edelsteinen flimmert. Auch ein großes, breites, von Juwelen strotzendes Halsband legt der Priester, der als Kammerdiener des heiligen Januarius mit vielem Anstand und Eifer fungirt, demselben um den Hals. Dies Halsband fällt dem Heiligen bis auf die Brust herunter, und man muß es wegen seiner alles Andere überstrahlenden Pracht, besonders aber wegen seiner daran hängenden großen Diamantenkreuze,

die von verschiedenen Souverainen und Souveraininnen der Welt dem Heiligen dargebracht worden, bewundern. Darunter befindet sich auch ein Kreuz von Brillanten und Smaragden, welches Joseph Bonaparte, als ein Geschenk von außerordentlichem Werth, dem heiligen Patron Neapels dargebracht hat. Endlich treten auch noch zwei Priester mit Verbeugungen und Knixen heran, und schmücken die Brust des Heiligen mit zwei ungeheuren Bouquets, in denen Blumen aller Art schimmern und glühen.

Die Toilette des Heiligen ist nun fertig. Täuschen wir uns, oder ist es wirklich so? Die Gesichtszüge der silbernen Figur haben jetzt ungleich mehr Würde, ja Majestät angenommen, und von einem gewissen Schauer ergriffen, fangen wir an, zu wünschen, daß sich hier wirklich einmal ein Wunder ereignen möchte. Jetzt hat der Priester wieder das Reliquien-Gefäß mit den Blut-Phiolen abgenommen und auf die Mitte des Altars gesetzt. Zur Erfüllung des Wunders gehört auch der Umstand, daß das Blut in die Nähe der Büste des heiligen Januarius gerückt sein muß, um aus seinem harten Zustande sich wieder in einen flüssigen zu verwandeln und dem nach dem Mirakel schmachtenden Volke genugzuthun. Der Priester nimmt

aber jetzt das Gefäß wieder in seine Hand, schüttelt es, wendet es nach allen Seiten hin um, und stellt es jetzt mit der einen Glasscheibe dicht vor ein angezündetes Wachslicht, welches der Sacristan, der für diese Ceremonie ein fast zu schlaues Gesicht macht, recht emsig hält und fast gegen die Scheibe preßt. Der andere Geistliche fährt aber mit dem Umschütteln der Gefäße unaufhaltsam fort, eine halbe Stunde lang dauert es schon, und immer weiter und weiter wird geschüttelt. Aber noch ist in den Gefäßen nichts von seiner Stelle gewichen. Die Cousinen des heiligen Januarius schreien und kreischen immer höher, sie wälzen sich wie in Krämpfen auf ihren Knieen umher, Einige flüstern mit leisem Gesang das Ave Maria und Credo in sich hinein, Andere von diesen alten Megären zerren sich die Kleider von den Brüsten und zerschlagen sich diesen schönen Theil ihrer Weiblichkeit. Aus Angst, daß die Cousinen noch weiter im Herabziehen ihrer Kleider gehen möchten, fanden wir uns jetzt fast versucht, auch unsererseits den heiligen Januarius um die schleunigste Vollstreckung seines Wunders anzuflehen. Einige der entsetzlichen Weiber waren inzwischen in eine völlige Verzweiflung gerathen, die bald in Zorn und Erbitterung gegen den Heiligen selbst überschlug. Die

Beschwörungen gehen in Schmähungen, in Verwünschungen, in drohende und verachtungsvolle Gebärden über. Eine fürchterliche Stimme aus dem Volke ruft: Du bist crepirt, San Gennaro, wenn Du das Wunder nicht mehr machen kannst! San Gennaro, wo bleibt Deine Treue? Schläfst Du, oder bist Du todt, jämmerlicher Heiliger? Verflucht, wenn Du nicht das Wunder thust! (Sei crepato, se non fai il miracolo! San Gennaro, dove sta la tua fede? Dormi o sei morto, Santuccio? Maledetto, se non fai il miracolo!)

Einige Andere, besonders Frauen, glauben es immer noch durch Zärtlichkeit beim heiligen Januarius zu zwingen. Sie geben dem Heiligen die süßesten Worte und nennen ihn „San Gennaro, schönes Haupt" (San Gennaro, bella testa!) und werfen ihm Kußhände zu, und schleudern ihm so süß herausfordernde Blitze aus ihren funkelnden Augen entgegen, als wenn sie dem Heiligen das allerbeglückendste Rendezvous gewähren wollten. Eine einzelne singende, klagende Männerstimme aus einem äußersten Winkel der Kirche her ruft jetzt wiederholt und immer von Neuem: Ist es noch hart? (È duro ancora?) aber noch immer will von dem Altar her die ersehnte Kunde nicht er-

schallen. Die Priester stehen dort in ein stummes Gebet versunken, und scheinen siegesgewiß die Sache abzuwarten. Nur zuweilen werfen sie einen fragenden Blick auf den Sacristan zurück, der mit seiner Wachskerze unaufhörlich an die Scheibe des Reliquiariums hinanleuchtet, von Zeit zu Zeit emsig und genau in das Innere hineinblickt, und immer noch achselzuckend den Kopf schüttelt, wenn die Blicke der Priester ihn befragen.

Jetzt stimmt der Hauptgeistliche mit fester, mächtiger Stimme, die sich fast majestätisch auf die Gemeinde niederläßt, eine Litanei an. Mit diesem Gesange scheint er alle widersprechenden Empfindungen, die sich in der Kirche geregt haben, wieder zur Andacht zusammenfassen und aufschwingen zu wollen, und das Volk antwortet ihm jetzt mit einer zuversichtlichen Inbrunst, aber es mischen sich auch hier und da noch Accente der Verzweiflung ein, die den gewaltig aufgeregten Gemüthszustand verrathen, in den man versetzt worden ist.

Kaum aber ist die Litanei mit ihren letzten Klängen in der Kirche verhallt, als sich auf dem Altar und in der nächsten Umgebung desselben eine auffallende, freudige, ja entzückte Bewegung kundzuthun scheint. È fatto!

klingt es bald von allen Seiten. Der Priester hat mit einer wunderbaren, triumphirenden, geheimnißvollen Handbewegung in die Gemeinde hinein gewinkt. Ja, das Wunder ist geschehen. È fatto! il sangue è liquefatto! (es ist geschehen, das Blut ist flüssig geworden!) ruft es zunächst vom Altar her, und dann schallt es brausend, vermischt mit den Klängen der Orgel, die einen stürmischen Freudengesang angestimmt hat, von allen Seiten und aus allen Gruppen der durcheinanderstürzenden Volksmenge wieder. Man drängt sich, so viel man kann, zu dem Altar heran, und die Balustrade vermochte bald nicht mehr den Altar abzusperren gegen die sich heranwälzende Volkswoge. Der Priester hat das Gefäß wieder an seinem Stiel gefaßt, und hält es hoch in die Höhe. Wem es gelungen ist, sich bis zu ihm Bahn zu machen, der küßt jetzt mit einer über alle Zweifel erhabenen Andacht das Gefäß mit den beiden Phiolen, in denen das Blut des heiligen Januarius ganz von selbst wieder lebendig geworden ist. Der Neapolitaner ist ein gläubiges, naives Kind, wenn er nicht eine wilde, tückische Bestie ist. Mit einer Gutmüthigkeit und Ehrfurcht ohne Gleichen schaut er jetzt in die Phiolen hinein, und macht sogleich mit seinen Fingern die fließende Bewegung nach, welche sich

seit Kurzem innerhalb des Glases erhoben hat. Die schwärzlich rothe Masse hat nämlich in beiden Phiolen sich von den Wänden des Gefäßes, an denen sie bisher ganz starr und hart festklebte, abzulösen begonnen. Der Inhalt des Blutgefäßes ist in eine sichtbare, quellende Bewegung eingetreten. Noch einmal schüttelt der Priester das Gefäß, und siehe, die aufgehende, fast gährende Masse tritt jetzt in den bis dahin leer gebliebenen Raum der Phiole über. Es ist keine Frage mehr, ein Wunder ist geschehen, und das Blut des Heiligen quillt wieder mitten unter seinen Gläubigen! Jubelnde Gesänge erfüllen jetzt die ganze Kirche, ein Te Deum laudamus spielt die Orgel, das ganze Volk liegt auf den Knieen, und draußen erschallen drei Kanonenschüsse vom Castel S. Elmo hernieder, das von seiner steilen Felsenhöhe herab das geschehene Wunder über Stadt und Meer hinaus verkündigt.

Das wieder flüssig gewordene Blut bleibt nunmehr in diesem Zustande acht Tage lang öffentlich ausgestellt, damit das ganze Volk des Anblicks dieses Mirakels theilhaftig werden kann. Die funfzehn Cousinen des heiligen Januarius verrichten so lange an dem Blut den Dienst, und halten unter beständigen Gebeten und Gesängen Tag und Nacht dabei die Wache. Es wird

dafür jede dieser alten Sibyllen mit drei Ducati täglich belohnt. Denn der heilige Januarius ist reich, er kann das bezahlen. Cumulirt er doch sogar mehrere Aemter, für welche er eine sehr bedeutende Besoldung von der Stadt bezieht. So ist er Capitano di Napoli mit 6000 Piastern Gehalt jährlich, das aus der Kasse der Stadtverwaltung pünktlich in seinen Schatz eingezahlt wird. Davon kann er denn sehr leicht seinen Cousinen etwas zu Gute thun, wenn er nicht etwa gerade abgesetzt ist und, in seinen Aemtern zur Disposition gestellt, seine vollen Einkünfte nicht mehr bezieht. Dies ist dem heiligen Januarius bekanntlich schon mehrmals begegnet, denn eines seiner wesentlichsten Amtsgeschäfte als Patron und Stadtcapitain besteht darin, den Vesuv zu hüten und diesen gefährlichen Gesellen so zu bannen und im Zaume zu halten, daß die Stadt vor seinen Lava-Ausbrüchen sicher bleibt. Als dies einige Male fehlschlug, oder als der Stadt sonst durch Feindesgewalt Schlimmes widerfuhr, wurde San Gennaro vom neapolitanischen Volke für abgesetzt erklärt, und die Lazzaroni schlugen einer Bildsäule von ihm Arme und Beine entzwei. In diesem Unmuth über ihren Götzen, der freilich nicht immer regelrecht arbeitete, ernannten dann die Neapolitaner einige Male andere Heilige zu

seinem Nachfolger, die es aber doch bei weitem nicht so gut zu machen verstanden. San Gennaro war einmal der Liebling aller Klassen Neapels geworden, er war der alte gute Schutzpatron und Stadtcapitain, den das Volk seit Jahrhunderten geliebt und geehrt, ausgeschimpft, verwünscht und geschlagen hatte, und durch den doch ohne allen Zweifel der Ausbruch des Vesuvs oft genug verhütet worden war. Das Volk in Neapel kehrte immer wieder zu ihm zurück, und behauptete, Wohlthaten von ihm zu erfahren, die kein anderer Heiliger zu gewähren im Stande sei.

Der heilige Januarius ist aber vornehmlich der Heilige des gemeinen Volkes geblieben, und in dieser Klasse Neapels wurzelt er noch heut mit unerschütterlichem Ansehn und in der ganzen Vollbedeutung seines Wunders. Es bestätigte sich uns dies auch bei der Ausstellung seines Blutes, wo wir fast nur geringe Leute mit ihrer Gläubigkeit vertreten fanden. In den vornehmen Ständen Neapels soll wenigstens gegen dies Wunder schon eine Art von Skepsis eingetreten sein, oder die aristokratische Welt ist blasirt gegen eine Sache, die nicht mehr recht für vornehm und auch nicht für elegant und sauber gilt. Doch sind die höheren und unteren Stände in Neapel keineswegs so

specifisch durch ihre Verstandesgaben unterschieden, daß die höhere Einsicht der Vornehmen sie dem Mirakel des heiligen Januarius abwendig gemacht hätte. Doch fanden wir bei der Darstellung des Wunders selbst, in der Kathedrale, auch viele Leute vornehmen Standes, besonders Damen zugegen, die mit einer großen Aufmerksamkeit und Andacht bei dem Vorfall betheiligt waren. Der Ausstellung des Blutes pflegte der verstorbene König Ferdinand II. mit der Königin und allen Prinzen des königlichen Hauses jedesmal auf das Feierlichste beizuwohnen. Das ganze Volk freute sich dann an der Inbrunst, mit welcher König Ferdinand die heiligen Blutphiolen küßte, und die Lazzaroni im Hafen brachten ihm dafür stürmische Lebehochs, die den frommen König über Alles feierten. Der ächte Tyrann kann und darf auch in Glaubenssachen immer nur auf dem Standpunkt des Pöbels stehn, denn die Gewaltherrschaft stützt sich nur auf den Aberglauben und die Gemeinheit, und wenn sie den Götzen anbetet, wirkt sie dadurch am besten für das eigene Götzenthum auf dem Thron. Den heutigen Beherrscher Neapels, König Franz II., hat man dagegen seit seiner Thronbesteigung noch nicht bei den Blutwundern San Gennaro's erblickt, und es gehört auch dies vielleicht zu den halb-

liberalen Demonstrationen, mit denen Franz II., anfänglich das Blutregiment seines Vaters verlassend, seine Regierung angekündigt hatte. Der heilige Januarius ist aber als politischer Parteimann, wozu ihn die Priester nicht selten gebraucht haben, dem Liberalismus von jeher sehr wenig ergeben gewesen, und wenn die Regierungstendenzen des Königs Franz einmal wirklich eine entschieden liberale Färbung annehmen sollten, so würde Gennaro sein Blut wahrscheinlich gar nicht mehr fließen lassen und die Kraft seines Mirakels würde, zum Entsetzen des Volkes, erlöschen. Die Andacht zum Blute des heiligen Januarius soll in der That seit einiger Zeit wesentlich in der Abnahme begriffen sein, und dies würde eine Reform in dem ganzen Regierungssystem Neapels bedingen.

Mit Ausnahme der Lazzaroni und ihres Königs Ferdinand, die stets allen Zeitideen unzugänglich waren, würden aber in der letzten Zeit kaum noch viele Personen in Neapel für die Unverbrüchlichkeit dieses Wunders in die Schranken getreten sein. Es war zu leicht, dies sogenannte Wunder physisch und chemisch zu erklären, als daß es anders, als auf der Stufe eines thierisch verdummten Pöbels und seines geistverwandten Königs, noch für baare Münze angenommen werden

könnte. Die Kunstgriffe der katholischen Priester beruhen oft gerade bei ihren wunderbarsten und erstaunlichsten Darstellungen auf dem allergemeinsten Knalleffect, und werden durch Naturgesetze hervorgebracht, die jedes Kind kennt und anzuwenden weiß, und die man auf der Stufe der schändlichsten Erniedrigung, auf welcher der Katholizismus das Volk zu halten bemüht ist, bei sehenden Augen ableugnen zu müssen glaubt.

Es bedarf nicht erst der Fortschritte der Zeit in den Naturwissenschaften, um das Blutmirakel des heiligen Januarius für eine ganz gewöhnliche Wirkung des Temperaturwechsels zu erklären. Die Beschaffenheit der Substanz selbst, welche die Phiolen füllt, ist dabei gewiß eine ziemlich gleichgültige. Doch ist es bis jetzt niemals erlaubt gewesen, diese Substanz chemisch zu untersuchen, oder überhaupt einer nähern Besichtigung zu unterwerfen, da nur der König und der Erzbischof den Schlüssel zu dem Schrank in Gennaro's Schatzkapelle haben. Die Chancen für das Mirakel würden aber steigen, wenn die Chemiker, nach freier und unbehinderter Untersuchung des in den Phiolen eingetrockneten Stoffes, erklärt hätten, daß sich darin wirklich Bestandtheile des menschlichen Bluts vorfinden. Da aber dies noch nicht geschehen, und auch, mit Uebereinstimmung

stimmung der Priester, niemals geschehen wird, so kann man auch eine jede beliebige Substanz annehmen, die, wenn sie längere Zeit an einem kalten Orte liegt, in sich selbst erstarrt und in einen gänzlich harten und unbeweglichen Zustand verfällt, während sie sogleich, sobald sie in eine gewisse Wärme-Temperatur versetzt wird, wieder zu fließen anfängt und in eine siedende Wallung geräth. Der ganze Prozeß, welcher bei der kirchlichen Ceremonie vorgenommen wird, deutet darauf hin, daß die Geistlichen, die dabei mitwirken, oder Derjenige, welcher den Hergang der ganzen Ceremonie zuerst angeordnet hat, sich vollkommen der physikalischen Einwirkungen bewußt gewesen, auf die es bei der Darstellung des fließenden Blutes ankommt. Das herbeigebrachte Gefäß, das so lange in den kalten Mauern der Sacristei gestanden, wird zuerst mit seinem ganz verhärteten und steifgewordenen Inhalt der in der Kapelle herrschenden Wärme unterworfen und steht dort, wie wir gesehen haben, eine Zeit lang, um in dieser Atmosphäre die Vorbereitungen zu seiner Erweichung zu empfangen. Dann treten die Einwirkungen der Kerze hinzu, welche ununterbrochen gegen die Glasscheibe des Reliquiariums gehalten wird. Das Glas nimmt die von außen eindringende Wärme sehr leicht

auf und concentrirt dieselbe zugleich sorgfältig in dem von ihm eingeschlossenen Raum. Ueber die Materie selbst, welche zu dem Wunder am meisten geeignet ist, sind die verschiedensten Vermuthungen aufgestellt worden. Die Physik hat von jeher Recepte gehabt, um Mischungen zu bereiten, die, wenn sie in ein Glas gefüllt werden und darin erkalten, sich fest verhärten, sobald sie aber erwärmt werden, wieder flüssig auseinander laufen. Die allgemeinste Annahme ist aber wohl die, daß das Blut des heiligen Januarius aus Wallrath oder Spermaceti besteht, einer an sich spröden, fettartigen Substanz, die aus der Schädelhöhle des Potfisches gewonnen wird und in der civilisirten Welt so mannigfache Verwendung findet, namentlich zu Pomaden, Salben, Pflastern und Lichtern. Diese für den Zweck sehr geeignete Masse, die sich bei gewöhnlicher Temperatur leicht verdickt und beim geringsten Wärmegrad schon wieder zu fließen beginnt, erhält in der geistlichen Apotheke wahrscheinlich noch andere Zusätze, unter denen man namentlich Terpentinöl und gestoßene Alkanna-Wurzel nennt, und durch welche das beabsichtigte Experiment, nämlich: es bald erstarren, bald wieder flüssig werden zu lassen, erleichtert wird. Herr v. Rehfues hat, bei seinem Besuch in Neapel, das Blut des heiligen Januarius einfach für Gefror-

nes oder rothes Fruchteis erklärt, was freilich eine noch schmackhaftere und den Neapolitanern vertrautere Substanz ist, und noch viel leichter das fließende Blut ihres Nationalheiligen darstellen kann. Woraus aber auch jene Masse bestehen mag, so wird ohne Zweifel auch noch zu ihrer Färbung etwas beigemischt, das aus irgend einem roth colorirenden Pflanzenstoff besteht, und in dem vielleicht noch ein besonderer Theil dieses kirchlichen Wunders ruhen dürfte.

Denn es wird vielleicht noch auf andere Erklärungsarten des Mirakels Bedacht genommen werden müssen, besonders da man von einigen höheren Geistlichen behauptet hat, daß sie das Wunder blos mit ihrer eignen Hand zu Stande bringen könnten, ohne daß sie den Einfluß der warmen Temperatur irgend zu Hülfe zu nehmen brauchten. Es sind dies ohne Zweifel die am meisten eingeweihten Priester, welche im Besitz der uralten Traditionen der katholischen Kirche sich befinden, und dadurch auf Kosten der Aufklärung und des gesunden Menschenverstandes eine Magie treiben, die zugleich der Naturforschung um Jahrhunderte zuvorgekommen war. Denn, wie es ohne Zweifel ehrliche und gläubige Priester giebt, die bei dem Blutwunder des heiligen Januarius ganz naiv verfahren und gewiß

jedesmal von einem anbetenden Schauder durchdrungen werden, wenn unter ihren Händen die Verwandlung der Materie in quellendes Blut gelungen ist, so giebt es auch in der Geistlichkeit die eigentlichen Meister der Maschinerie, die mit einer umfassenden und überlegenen Kenntniß von jeher die geheimsten Triebfedern der Gaukelei gedreht und dabei ohne Zweifel alte, wohlgehütete Geheimnisse des Clerus benutzen, die noch unerforschlich sein würden, wenn die leidige Wissenschaft nicht inzwischen so Manches ausgeplaudert und das Reich der priesterlichen Wunder um einige der Physik angehörige Thatsachen ärmer gemacht hätte.

Die neuen Forschungen des gelehrten Professor Ehrenberg in Berlin haben die Wundererscheinung des Blutes, das in der Hostie, auf Brod und anderen Speisen oder Stoffen plötzlich hervorquillt, sehr entschieden auf das Gebiet der Physik herabgezogen, indem sie der Natur zurückgeben wollten, was die Kirche als ihr ausschließliches Eigenthum und Heiligthum in Anspruch genommen hatte. Die Aufmerksamkeit des berühmten Naturforschers war zuerst im Jahre 1848 auf diesen Gegenstand hingeleitet worden, denn wie das Wunder des tropfenden Blutes häufig auf außerordentliche Weltbegebenheiten hingedeutet hat, so kamen

sogar in Berlin zur Signatur des Jahres 1848 Erscheinungen von Blut auf Speisen, und namentlich auf gekochten Kartoffeln, vor.*) Herr Ehrenberg zeigte dies seit alter Zeit so berühmte Prodigium des Blutes im Brod und auf Speisen in ganz frischem Zustande der Berliner Akademie der Wissenschaften vor, und erläuterte das Wunder durch die Existenz eines Thieres, die Purpur-Monade (Monas prodigiosa), welche in gewissen Substanzen unter Umständen zur Erscheinung komme und das Wunder des aus demselben herausfließenden Blutes einzig und allein bedinge. Die Infusorien müssen jetzt dazu dienen, die Wunder der Kirche dem gesunden Menschenverstande zu erklären, und es wäre damit jedenfalls ein Fortschritt auch für den Glauben gewonnen, denn es wird doch immer besser und heiliger sein, daß das Mirakel auf natürlichen Organismen beruhe, als daß blos die gemeine Gaukelei der Priester die einzige Grundlage des Wunders bilde. Diese Made, die im Mittelalter und bis in die neueste Zeit hinein so oft aus der Hostie blutete, wenn die letztere zerbrochen oder von unheiligen Händen frevent-

---

*) Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1848. S. 352.

lich berührt und zerschnitten wurde, die sich in Speisen und vegetabilischen Substanzen fortpflanzt und mit denselben schon bei einem starken Rütteln in Blut auseinanderfließt, diese Made ist am Ende das eigentliche Thier aus der Offenbarung Johannis, welches die Naturforscher jetzt glücklich als Infusorie wieder entdeckten, und das die Kirche als den Kern ihrer größten Wunder schon längst erkannt und aufgenommen hatte!

Es ist dies ein mit einer bestimmten Bewegung begabtes Thier, dessen Körperchen einen kleinen Rüssel nach Art der Monaden führen soll, und dieser Rüssel soll halb so lang als der Körper selbst sein. Die genauere Physiologie dieses Thieres hat Ehrenberg selbst noch nicht anzugeben vermocht, aber die wunderähnliche Wirksamkeit desselben ist in Italien schon seit längerer Zeit beobachtet worden. In Italien hat sich die Erscheinung fließenden Blutes besonders auf Polenta gezeigt, in der die Purpurmonade vorzugsweise gern ihren Sitz aufzuschlagen scheint, und ganze Bevölkerungen wurden oft in Aufregung und Extase versetzt, wenn auf diesem aus Maismehl bestehenden dicken Brei, sobald derselbe einen Augenblick gestanden, sich plötzlich Blutspuren ansetzten, die zu tropfen begannen, und oft den ganzen Brei mit Blut überzogen. In

Venedig bemerkte man schon vor längerer Zeit, daß diese Erscheinung jedesmal auf Polenta vorkomme, sobald dieselbe in Gährung gerathen sei. Naturforscher erkannten dabei auch eine Substanz von Schimmel und Pilzen, die sich mit Leichtigkeit auch auf andere Substanzen übertragen und sich denselben zur Fortpflanzung des Phänomens gewissermaßen inoculiren ließ. Ehrenberg übertrug diese Blutflecke, die auch in Flüssigkeit zu setzen waren, mit Glück auf gekochte Kartoffelschnitte, die auf feuchtes Papier in eine Blechbüchse gelegt wurden und bald eine frische, lebhaft rothe Blutflüssigkeit an sich hervortreten ließen. Nach diesen Experimenten vom heutigen Tage können die Wundererzählungen der alten Schriftsteller und die Wunderthaten der Kirche selbst kaum noch Kopfzerbrechen erregen. Die Flüssigkeit dieses heraustropfenden Blutes scheint in einzelnen Fällen ganz besonders stark und ergiebig gewesen zu sein, und Paulus Orosius erzählt, daß in Aretium, beim Essen, aus dem Brode, das gebrochen wurde, Blut, wie aus der Wunde eines Menschen, ganz lebendig hervorfloß. Wie Ehrenberg diese Erscheinung auf Kartoffeln fortpflanzte, so ist dies auch auf Schweizerkäse und besonders auf Weißbrod mit vielem Erfolg gelungen, und die Einwirkung der Wärme, um den Proceß zu

beschleunigen, scheint dabei immer eine wesentliche Rolle gespielt zu haben. Dieses Phänomen, welches die neuere Naturforschung ganz wissenschaftlich auf die in solchen Substanzen nachgewiesene Existenz der Purpurmonade zurückgeführt hat, mag zum Theil auch ausreichen, um das Blutwunder des heiligen Januarius zu erklären, wenn diese einfache Manipulation überhaupt noch einer wissenschaftlichen Erklärung bedarf. Mag die Blutsubstanz des heiligen Januarius nun für gewöhnlich aus einer Portion Erdbeer-Eis, aus Polenta, Wallrath, Schweizerkäse oder irgend einer anderen blutfarbigen, in der Wärme leicht flüssig werdenden Substanz bestehen, so wird doch alles Wunderbare, das dabei vorkommt, am leichtesten auf eine Gastrolle der Purpurmonade in der katholischen Kirche gedeutet werden können. Und diejenigen höheren Priester in Neapel, denen nachgerühmt wird, daß sie den Blutfluß des heiligen Januarius auch unabhängig von der Einwirkung der Wärme, an jedem beliebigen Ort, zu Stande zu bringen wissen, sind vielleicht die Meister, welche die Spuren der Purpurmonade, die sie auf irgend einer Substanz angetroffen, in dem Reliquien-Kasten des heiligen Januarius auf den wirksamsten Stoff zu verpflanzen gewußt haben, und dabei so geschickt in der

Bearbeitung dieses Materials zu Werke gehen, daß sie das Wunder hervorbringen, auch ohne die Entwickelung durch die Wärme nöthig zu haben. Der Professor Ehrenberg, der zuletzt am leichtesten auf Oblaten, am schönsten auf gekochtem Reis das Phänomen fortpflanzen zu können erklärte, fand zwar, daß das Wunder in zugedeckten Gefäßen durch Hinzutritt der warmen Luft (namentlich aber der Wärme durch eine Wachskerze) sich am rascheſten entwickele, aber er sah auch schon vom bloßen Schütteln des Gefäßes, durch welches das rothe Thier der Apokalypse auseinanderfloß, den gewünschten Erfolg. Da es aber den italienischen Priestern schon in so früher Zeit gelungen war, das Blut aus den Hostien tropfen zu lassen, so sind sie ohne Zweifel stets im Besitz geheimer altüberlieferter Manipulationen gewesen, durch welche sie ihre Kunde von einem natürlichen Phänomen im vermeintlichen Interesse der Kirche zu verwerthen wußten. Indeß giebt es ohne Zweifel auch in Neapel eine aufgeklärtere Partei unter dem Clerus, die wohl begriffen hat, daß der Kirche durchaus nicht gedient ist mit einem Wunder, das, wie der Thron Neapels selbst, nur noch auf den Pöbel sich stützen kann, und das dem Glauben an höhere und wahrhaftere Dinge in der Religion nur zu schaden vermag.

Man hat deshalb auch bemerkt, daß die Wunder-Procedur mit dem Blut des heiligen Januarius in Neapel von Jahr zu Jahr mit einem geringeren Aufwand von Feierlichkeit begangen wird, und vielleicht, wenn die italienischen Verhältnisse überhaupt zu ihrer nothwendigen Lösung gelangen, kommt bald einmal die Zeit, wo San Gennaro, zugleich mit dem Blutregiment im Staate selbst, fällt und in dieselbe Vergessenheit geräth, in der sich bereits die Rippe Johannis des Täufers in der Kirche Santa Maria Donna Romita befindet, wo lange Zeit das bei seiner Hinrichtung aufgefangene Blut dieses Heiligen strömte, sobald es an seinem Festtage in die Nähe der Rippe versetzt worden war. Hat doch auch die Milch der Madonna, die in einer andern Kirche Neapels von Zeit zu Zeit flüssig zu werden begann, sich überlebt. Die Franciscaner (in San Chiara) besaßen zwei Phiolen voll Milch, die einst aus den Brüsten der heiligen Jungfrau gesprützt war*), und wenn das Fest der Maria kam, setzte sich die Milch vor den Augen der Gläubigen wieder in Fluß. Dies Wunder ist vor einiger Zeit

*) Das Hemd der Jungfrau mit einem Milchflecken besitzt die Stadt Aachen.

eingegangen, vielleicht auch deshalb, weil die weißflüssige Substanz, zu der uns noch die entsprechende Ehrenberg'sche Infusorie fehlt, noch schwieriger zu erklären und fortzupflanzen ist, als alle die Stoffe, die so leicht in fließendes Blut übergehen, und die im Reiche des Wunderglaubens stets den Sieg davongetragen haben.

Diese Wundergattung war ja so entscheidend für die katholische Kirche geworden, daß die Einsetzung des Frohnleichnamsfestes erst nach dem berühmten, durch Rafael's Pinsel verherrlichten Wunder von Bolsena erfolgte. In dieser nicht weit von Civita vecchia gelegenen Stadt, wo sich damals der Papst Urban IV. mit seinem Hofe befand, hatte sich im Jahre 1264 das ungeheure, alle Gläubigen begeisternde Wunder zugetragen. Als ein bayrischer oder böhmischer Priester, der oft an der Wahrheit der Brodverwandelung gezweifelt, daselbst die Bestandtheile des heiligen Abendmahls einsegnete, fielen plötzlich Blutstropfen auf seinen leinenen Ueberrock herab. Um sie rasch zu verbergen, legte er in seinem Schreck seinen Rock in Falten, dadurch aber bildeten sich mehrere blutige Gestalten der Hostie auf dem Rock des Priesters ab, den man noch bis in die neueste Zeit hinein zu Civita vecchia als eine

Reliquie vorzeigte. Urban IV. ordnete in Folge dieses alle Gläubigen erschütternden Mirakels noch in demselben Jahre das Frohnleichnamsfest für die ganze katholische Kirche auf den Donnerstag nach der Pfingstwoche an. Es muß dies Mirakel damals so tief in die Gemüther der Menschheit gegriffen haben, daß selbst die Phantasie eines Rafael, mit ihren ätherischen Schwingen und ihrem durchgeistigten Himmel, sich dazu entschließen konnte, ein so rein materielles Wunder, und, wie man heute glaubt, ein Wunder der mikroskopischen Thierwelt, zu malen, wie dies auf Rafael's Miraculo di Bolsena mit einem so hinreißenden Zauber der Farben und der Composition geschehen.

Der neapolitanische Clerus hat aber in neuester Zeit wieder ganz besonders angefangen, Wunder zu predigen und Wundererscheinungen aller Art zu sammeln, um damit eine Agitation auf die Gemüther der Menge, wir wissen nicht zu welchem Zweck, hervorzurufen. Selbst in ihren Predigten beginnen die Priester jetzt hier von Wundern, die sich kürzlich ereignet, dem Volke vorzuerzählen und verschiedene Nutzanwendungen daran zu knüpfen. Die neuesten Wunder sollen in der neapolitanischen Provinz Basilicata geschehen sein, wo vor einiger Zeit ein Erdbeben die größten Verwüstungen

anrichtete, und wo beständige Erdschauer auch jetzt noch täglich wahrgenommen werden. Im Augenblick der Erderschütterung sollen auf den Kleidern der Leute, besonders auf ihren Mänteln, feurige Kreuze, öfters von ganz blutrother Farbe, gesehen worden sein, und die Priester in Neapel beeiferten sich bei dieser Gelegenheit, dies Mirakel nicht nur zur Anfeuerung des unbedingten Glaubens an die Kirche auszubeuten, sondern auch in ihre Predigten historische Beläge einzuflechten, um die Glaubwürdigkeit dieser Wunder-Erscheinungen darzuthun. Ein junger Priester, den wir in der neuen, prächtigen, dem römischen Pantheon nachgebauten Kirche S. Francesco di Paola predigen hörten, gab einen vollkommen geschichtlichen Abriß von den Wundern, die sich mit Feuerzeichen und rothen Kreuzen in der Welt zugetragen hätten. Er führte an, daß im Jahre 363 Julianus Apostata, der vom Christenthum abtrünnige römische Kaiser, blutrothe Feuererscheinungen an den Kleidern der Arbeiter sah, welche auf seinen Befehl den Schutt des salomonischen Tempels zum Wiederaufbau aufräumten. Ebenso sah Arcadius in einer Schlacht gegen die Perser auf die Mäntel seiner kämpfenden Soldaten Feuerkreuze aus der Luft herabsteigen, was mit dem gelehrten Citat aus Prosper

Aquitanus umständlich belegt wurde. Der vielbewanderte Pater kam dann auch noch auf den Ausbruch des Vesuvs in Neapel im Jahre 1660 zu sprechen, wo es damals vor den Augen Aller geschehen sei, daß blutrothe Feuerkreuze aus der Luft herabflogen, und sich auf Gebäuden und Personen niedergelassen hätten. Der fromme Priester fügte mit einem sehr schlauen Ausdruck hinzu, daß die Urheber solcher Wunder zuweilen Engel seien, zuweilen seien es aber auch die leibhaften Teufel, immer aber, wenn dergleichen geschehe, bedeute es großes Unglück, und wichtige Weltveränderungen, die nur durch anhaltendes Gebet und durch fleißige Benutzung aller Gnadenmittel der Kirche zu überwinden wären.

Der katholische Clerus ist also heut, mitten im Christenthum, und auf dem Boden der Kirche selbst, bereits wieder auf dem Punct angelangt, wo sich schon die alten heidnischen Völker befanden, deren Priester ähnliche Erscheinungen auszufinden und auszubeuten wußten. Namentlich in der Geschichte Alexanders des Großen spielten Blut im Brode und Blutregen eine große Rolle. Als Alexander in Syrien war, und Tyrus belagerte, wurde er, wie Diodorus Siculus (XVII. 41.) und Curtius Rufus (IV. 2.) erzählen,

sehr erschreckt. Denn seine Soldaten fanden in ihrem Brod, als sie es brachen, Blut, und sogar Tropfen fließenden Blutes, wie es Curtius ganz genau angiebt. Der Priester Aristander aber erklärte dies als ein gutes Wahrzeichen für die Macedonier, die Belagerung fortzusetzen, denn weil das Blut inwendig im Brote stecke, sei es nur auf das Unglück der in der Stadt Eingeschlossenen zu deuten. Auf der andern Seite deuteten sich auch die Belagerten einen gefallenen Blutregen zu ihren Gunsten, und das Phänomen, dem man heutzutage die rein naturwissenschaftliche Erklärung schwerlich mehr absprechen wird, wurde mit Recht von Jedem nach seinem Bedürfniß aufgefaßt. Dann fehlte es das ganze Mittelalter hindurch nicht an feurigen und blutigen Erscheinungen, die zum Theil bei neuen Weltbegebenheiten und Krisen wesentlich mitwirkten, und auch Mohammed konnte, wie es schien, seine neue Religion nur unter dem Beistand jener rothen Infusorien stiften, die im Blut- und Purpurregen vor dem Angesicht des Propheten die Erde bedeckten, und die neue Offenbarung mit dem Glanz des Wunders schmückten. Besonders aber waren es das ganze Mittelalter hindurch die feurigen und blutigen Kreuze auf den Klei-

dern der Leute, welche große Volks- und Gemüthsbewegungen hervorriefen und die Geschichte mit dem Mirakel in die seltsamste Verkettung brachten. Das, was neuerdings wieder in der neapolitanischen Provinz Basilicata geschehen, und von den Priestern Neapels jetzt so heftig im Interesse der Kirche ausgebeutet wird, setzt uralte Geschichten nur mit einer merkwürdigen Consequenz der Erscheinungen fort, die seit so vielen Jahrhunderten sich treu geblieben sind, und darum das naturhistorische Princip zu ihrer Erläuterung ohne Zweifel bald einmal vollständig finden lassen werden. Herr Ehrenberg selbst hielt das von ihm neu entdeckte Infusorien-Thier, dem er den Namen der Purpurmonade gab, nicht für ausreichend, um auch das Hervortreten blutiger und blutrother Kreuze auf den Kleidern der Leute, besonders auf Mänteln, damit zu erklären. Die Schwierigkeit beruht dabei auch in der Form des Kreuzes, die man durch rothe Regentropfen auf groben Kreuzfäden der Zeuge jedenfalls nur mit einem sehr mangelhaften Entstehungsgrund bezeichnet hat. Die Priester, welche die Glorie ihrer Kirche jetzt von Neuem auf diesen Wunder-Erscheinungen aufbauen wollen, scheinen daher immer noch einen gewissen Spiel-

raum für ihre Operationen übrig behalten zu haben. Denn die Ehrenberg'sche Purpurmonade, die allen Wundergläubigen so große Gefahr drohte, hat zwar Manches erklärt, aber doch noch nicht Alles, und es dürfte danach immer noch das eine oder andere Wunder zu lösen übrig geblieben sein.

III.

Kirche und Priester in Neapel.

In Neapel ist man viel katholischer als in Rom, und das alte Wort, daß, je näher an Rom, es desto schlechter mit dem Katholizismus stehe, zeigt sich auch hier in Erfüllung gegangen. Der Neapolitaner ist ein frommes Naturkind, überall auf der Straße sieht man ihn vor Muttergottesbildern knieen, und wenn sich auch seine Religiosität oft mit lustigen und lächerlichen Carnevalsmanieren vermengt, und er nicht selten als Spaßmacher und verteufelter Bursche mitten in seinen Andachtsverrichtungen sich gebärdet, so ist sein Glauben, wenigstens in den wirklichen Volkskreisen, doch noch immer sehr groß, und er wendet alles Mögliche an, um mit seinen Heiligen auf einem guten und vertrauten Fuß zu stehen. Namentlich spart er das Licht und die Flammen nicht, um sich überall, wo es angeht, als

einen guten und aufmerksamen Sohn der Kirche zu beweisen und das Bild der Jungfrau und aller seiner Heiligen auf allen Straßen und in allen Hütten zu erleuchten. Der Neapolitaner, der überhaupt bei allen Veranlassungen seines Lebens der Fackeln und der Lichter nicht entbehren kann, und damit auf eine sehr feierliche und pittoreske Weise umzugehen weiß, schmückt sich auch alle seine Andachtsstätten gern mit dem hellsten Lichterglanz. Den Heiligen und der Madonna hat man es zu danken, wenn die Nächte Neapels nicht finster sind. Denn überall, bald an den Straßen-Ecken, bald an den Häusern, hängen vor den Marien- und Heiligenbildern brennende Lichter und Lämpchen, die von allen Gläubigen der Nachbarschaft die Nacht hindurch unterhalten werden, und in der armseligsten Volkshütte geht oft die Lampe niemals aus, die vor dem Bilde der Madonna wacht.

Soviel der Andacht und dem Glauben angezündete Lichter hatten wir in Rom nicht gesehen, der ernstere, gehaltenere Römer war uns auch sparsamer in seinen Verausgabungen für die Madonna erschienen, während der Neapolitaner so leicht etwas drauf gehen läßt für seine Heiligen und sich selbst mitten in der Kirche auf den lustigsten und gemüthlichsten Fuß mit ihnen stellt,

ja fast wie mit Seinesgleichen mit ihnen umgeht. Denn in den neapolitanischen Kirchen zeigt sich recht, wie dieser Cultus, ungeachtet aller großartigen und glänzenden Formen, in die er sich kleidet, doch zugleich so elastisch ist, um jede Jahrmarkts- und Faschingsstimmung mit Behagen und Grazie in sich aufnehmen und verarbeiten zu können. Während eines Gottesdienstes in Neapel glaubt man sich oft auf der Börse in Paris zu befinden, wo Jeder laut schreit und tobt oder mit seinem Nachbar nach Belieben und ohne alle Gêne schwatzt, während an den verschiedenen Altären die Priester beten, predigen, Messe lesen oder die Beichte abnehmen, so wie an der Börse Creditmobilier-Actien oder dreiprozentige Rente ausgerufen und gehandelt werden. Der neapolitanische Volkshumor gesellt sich dazu, um diesem Treiben, in das sich hier und da auch ein zum Rendezvous zusammengetroffenes Liebespärchen mischt, den Charakter eines durchaus harmlosen, natürlichen und höchst ausgelassenen Volksfestes zu geben. Das Volk macht gern mit dem Heiligsten seinen Spaß, ohne darum gerade an der Frömmigkeit selbst einzubüßen, ein Zug, der durch das ganze deutsche Mittelalter geht, und in Italien, namentlich in Neapel, oft die wunderlichste und lustigste Frazze in die Kirche ver-

pflanzt. Die neapolitanische Dogmatik ist oft von einem wahren Galgenhumor durchwirkt, und der Nationalcharakter, der sich seine Heiligen und Engel gerade so toll, possirlich, üppig, leichtsinnig und boshaft vorstellt, als er selbst es ist, macht dabei die possirlichsten Sprünge. Der Lazzarone, der nicht der schlimmste Kunde der Priester ist, tätowirt sich sogar mit den Köpfen und Namen der Heiligen auf seinen nackten Armen und Beinen, was ihn nicht hindert, im Angesicht des heiligen Antonius oder der heiligen Anna alles Mögliche vorzunehmen, und mit ihnen in die lustigste und lasterhafteste Kneipe zu gehen.

Es ist dies eine Art der Gemeinschaft mit den Heiligen, die überhaupt im Charakter des neapolitanischen Volkes liegt, und oft zu förmlichen Verträgen und Associationen führt, die namentlich mit der Jungfrau Maria selbst abgeschlossen werden. Es war eine Zeitlang Mode, daß sich angesehene Handelshäuser in Neapel förmlich mit der Madonna associirten und dadurch bessere Geschäfte zu machen glaubten. Nach Rehfues lautete ein Handels-Circular, welches der bekannte Kaufmann Giovanni Battista Marchetti an seine Handelsfreunde richtete, folgendermaßen: „Ich habe mich mit der heiligen Jungfrau unter der Firma Maria

Marchetti associirt, unterzeichne jedoch allein und erkenne keine andere Unterschrift an, als: Giovanni Battista Marchetti."

So pêle-mêle mit dem Volksleben und seinen allergemeinsten Bedürfnissen hat sich der Katholicismus kaum in irgend einem andern Lande der Welt durcheinander gemischt. Diese Fähigkeit, sich in das Volk und alle seine Bedürfnisse einzudrängen, und dadurch im eigentlichsten Sinne volksthümlich zu werden und zu wirken, hat die katholische Kirche stets auf die umfassendste Weise, wenn auch nicht gerade im Interesse der Religion, zu üben gewußt. Der Protestantismus, in dem eigentlich die Volkskraft selbst gähren und sich bewegen sollte, hat es nur zur Aristokratie der Geistreichen, zur schneidendsten Ausbildung der Bureaukratie und zur schärfsten und kleinlichsten Auffassung des Souverainetätsbegriffes der Fürsten gebracht. Der Katholizismus mußte freilich das Volk erst dumm machen, ehe er in alle Lebenskreise desselben so überwältigend eindringen konnte, und leider ist dies vorzugsweise das Geheimniß seiner Volksthümlichkeit. Dieses traurige Vorrecht, das Volk und die Gemüther zu beherrschen, hat die katholische Kirche in Italien stets auf das Ausgiebigste wahrgenommen, und das italienische Volk wird

sich dafür einst an dem Katholizismus rächen, wozu in Folge der neuesten Ereignisse sich die Krisis vor der Thür befindet.

Das gemeine Volk in Neapel ist auf der ganzen appenninischen Halbinsel den verdummenden Einflüssen des Katholizismus am meisten unterlegen, und die Verlegenheit, die in ganz Italien herrscht, daß das Christenthum sich nicht gehörig von der Antike zu sondern vermocht hat, und vielmehr das Eine immer dem Andern über den Kopf zu wachsen sucht, ist in Neapel zu einem vollkommenen Wirrwarr der Ideen und Vorstellungen ausgebrochen. Der Neapolitaner kann die antiken Götter und die christlichen Heiligen durchaus nicht von einander unterscheiden, er macht die alten Götter ohne alles weitere Federlesen auch zu Heiligen, und die Statuen des Alterthums heißen für den gemeinen Mann unbedenklich San Mercurio, Santa Diana, San Apollo. Die mythologische Seite des Christenthums ist den Neapolitanern im eigentlichsten Sinne in Fleisch und Blut übergegangen, und sie glauben in ihrem liebenswürdigen, gutmüthigen Leichtsinn alle ihre Schutzpatrone und Heilige ebenso gut auf dem Olymp wohnen, als sie die früheren Bewohner desselben bereitwillig in ihre Kirchen und Klöster aufgenommen haben. Die Nea-

politaner sind ganz gute, lustige Heiden mitten im Christenthum geblieben, und sie haben sogar in der Behandlung ihrer Götter und Heiligen manche seltsame Gewohnheiten von den Alten zurück behalten. Der Schimpfcultus, welchen die Griechen dem Herkules widmeten, und wobei sie ihn auf seinem eigenen Altar weidlich auszankten, mit den schlimmsten Scheltwörtern bedienten oder auch gegen seine Statue losschlugen, ist in der Art und Weise der Anbetung, zu welcher sich das neapolitanische Volk oft gegen seine Heiligen hinreißen läßt, vollkommen erhalten geblieben. In der That kann der Neapolitaner oft sehr wüthend gegen seine Heiligen und selbst gegen Christus und die Mutter Gottes werden, und wenn schlechte Zeiten, Mißernten und Pestilenz gekommen sind, der Vesuv seine Ausbrüche gar nicht mehr stillen will und alles Flehen vor den Altären der Schutzpatrone durchaus zu nichts geholfen hat, dann überschleicht den Neapolitaner oft mitten in der Kirche eine unbeschreibliche Wuth. Alle Tücke und Wildheit in seinem Temperament beginnt zu sieden. Er stößt nicht nur die mörderlichsten Flüche und Verwünschungen gegen die ihm nicht mehr helfenden Heiligen aus, sondern er rennt auch mit geballten Fäusten gegen ihre Altäre los und ohrfeigt ihre schönen

geschmückten Bildnisse, weil sich diese Heiligen gegen ihre Gebete so unfügsam und harthörig erwiesen haben. Der Lazzarone schimpft und spuckt oft alle Heilige und Schutzpatrone zusammengenommen mit einem herzhaften Fluch in seine Mütze hinein, drückt dieselbe dann in seinen Fäusten gewaltig zusammen, schleudert sie an die Erde und trampelt dann eine Viertelstunde lang mit seinen Füßen darauf herum. Zuweilen soll dies wunderbar geholfen haben, und die neapolitanischen Heiligen mögen vielleicht gewohnt sein, in den Schlägen nur den Ausdruck der Liebe zu empfinden, gleich den ungarischen Weibern aus dem Volke, die sich von ihren Männern nur geliebt fühlen, wenn sie von denselben von Zeit zu Zeit ihre richtige Tracht Prügel empfangen. Es ist dies derselbe geheimnißvolle Zug der Geister, der den mecklenburgischen Gutsbesitzer treibt, sein Wetterglas zu prügeln, wenn es zur Zeit des Heueinfahrens immer und immer nur auf Regen gezeigt hat, und wegen dieser speciellen Malice des Barometers dieser wichtige Theil der Feldarbeit von Tag zu Tag verschoben werden muß. Es ist dies zugleich der Grund und Boden, auf dem die Tyrannenwirthschaft, sei es großer oder kleiner Herren, am besten und fettesten gedeiht, denn derselbe Neapolitaner, der seine Heiligen schimpft und prügelt,

küßt sie auch in besseren Tagen, wo er nur irgend kann, und weiß sich vor Zärtlichkeit mit ihnen gar nicht zu lassen, ja er würde selig sein, wenn er sie einmal mit Maccaroni füttern könnte. Ebenso hat er es schon oft mit seinen Königen gemacht, und er ist jedenfalls der Muster-Unterthan eines Tyrannenstaats. —

Wie der Neapolitaner ein guter, wenn auch sehr unartiger Zögling seiner Priester ist, so sind auch wiederum die Priester vom Kopf bis zur Zehe ganz und gar Männer ihres Volkes und tragen das neapolitanische Naturell eben so scharf und ächt ausgebildet, als jeder Lazzarone und jeder Bummler auf dem Molo, an sich. Verschmitztheit, Behaglichkeit, Weltgenuß und Lebensbeweglichkeit bilden den Charakter des neapolitanischen Priesters. Wenn man ihn sieht, wie er in der Kirche sogar im Beichtstuhl ganz behaglich sein Schälchen Kaffee schlürft, das ihm seine Haushälterin zur Erquickung in seinem angestrengten Dienst nachgeschickt hat, so zeichnet sich dadurch sein ganzes Bild schon in sehr charakteristischen Zügen ab. Der Priester ist hier zu Lande ein Naturkind, wie alle Anderen. Die Weihe der Kirche, die er besitzt und ausübt, hat ihn dem Volke und dessen Gewohnheiten nicht entfremdet, er verleugnet nie, daß er dieselben Bedürfnisse,

Leidenschaften und Vergnügungen hat, wie nur irgend Einer aus dem Volke, überall ist und lebt er mitten unter dem Volke, er schwatzt angenehm mit den Frauen und Mädchen, verkehrt mit den Männern in der Kneipe, auf den Spaziergängen und selbst beim lustigen Gelage, ist in allen Caféhäusern und bei allen Restaurants zu finden, wo er in der besten Laune sich niedergelassen hat. Der Priester (prete) ist die eigentliche Allerweltsfigur in Neapel, der man überall, zu jeder Tageszeit und in allen möglichen Situationen begegnet. In keinem andern Lande der Welt erblickt man die Geistlichen in so großen Schaaren, und gewissermaßen auf einem Klumpen zusammengeballt, als in Neapel, wo die Zahl derselben, obwohl sie sich seit mehreren Jahrzehnten bedeutend vermindert hat, doch noch immer in einem ungewöhnlichen Verhältniß zur Bevölkerung selbst steht. Man hat berechnet, daß von 108 Neapolitanern immer Einer dem Clerus angehört, und ohne dies würde es nicht möglich sein, daß durch das Volkstreiben jeder Straße der an allen Ecken und Enden gesehene Priesterrock seinen schwarzen Einschlag zieht. Es giebt sogar Städte im Neapolitanischen, wo die Geistlichen bei weitem mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung bilden, und der blaue Himmel von Priester-

rock und Mönchskutte, die unter ihm umherwimmeln, fast verdunkelt wird. In dem herrlichen Sorrento, das mit den schönsten und liebenswürdigsten Frauen Italiens gesegnet ist, sind zugleich die Geistlichen am fettesten und ausgiebigsten gediehen. Man zählt hier auf eine Bevölkerung von 6000 Einwohnern 1500 Geistliche, die also den vierten Theil der Menschenzahl in diesem kleinen, zu geistlichen Exercitien wenig auffordernden Paradies bilden.

Auf den Straßen Neapels erscheint der Priester mit seiner feisten, runden, verschmitzten und lebenslustigen Figur als der eigentliche Flaneur, der im dichten, buntgemischten Gedränge der Toledostraße einen Hauptbestandtheil bildet, und an dem man überall vorbeistreift, ohne ihn vermeiden zu können. Er ist der aufgeweckteste, beweglichste Bummler Neapels, mit den großen, schwarzen, klugen Augen Alles beobachtend und ausspähend, nach allen Seiten hin verbindliche, zärtliche, verstohlene, fromme Grüße spendend, wie es gerade paßt; und als wahrer Hans Dampf in allen Gassen, ist er zugleich der sicher und stolz einherschreitende Mann, der sich vollkommen bewußt ist, daß unter seinen Tritten, wo er sich zeigt, Heil und Segen hervor sprützen.

Auch vor den Thoren Neapels, besonders nach Portici hinaus, wohin an den Donnerstagen im Herbst der Corso geht, sieht man fast nichts als Geistliche, in den verschiedensten Aufzügen und bei jeder möglichen Gelegenheit. Hier begegneten wir sehr häufig Priestern, die in Fiakern fuhren, andere nahmen unbeschadet ihrer Würde, und nur zuweilen mit einiger Beeinträchtigung ihres Embonpoints, ihren Platz auf dem Corricolo, dem ergötzlichen neapolitanischen Volksfuhrwerk, ein, auf dessen erstaunlich kleinem, wunderbar berechneten Raum eine aus allen Ständen gemischte Gesellschaft so leicht, mit dem besten Humor und für ein kaum zu nennendes Geld über Land fährt. Der Corricolo ist ein seltsames, zweiräderiges Fuhrwerk, das einem einspännigen französischen Tilbury ähnlich sieht, und in dessen Kaleschkasten ursprünglich nur Raum für zwei Personen ist, wogegen aber gewöhnlich zwölf bis fünfzehn Personen sich auf diesem Wagen zusammendrängen, ohne daß die Bespannung weiter als bis zu zwei kleinen mageren Pferden ausgedehnt wird. Die Art und Weise, wie diese Menge von Personen auf dem Corricolo sich unterbringt, ist eben so malerisch als klug herausgefunden. Auf dem Hauptsitz in der Kalesche haben drei wohlzusammengedrängte, aber doch noch ganz an=

genehm situirte Personen Platz gefunden, und hinter ihnen eingefriedigt sitzt noch auf einem Bänkchen im Fond ein einzelner Passagier, bei dem nur der Verbleib seiner Hände und Füße ein Räthsel zu bilden scheint. Außerdem aber hat sich eine Reisegesellschaft dazu gefunden, die mit Gefahr ihres Leibes und Lebens hinten und vorn auf den Wagenstangen hinaufgeklettert sind und dort umher hängen oder stehen oder mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit sich auf der schmalen Stange oder einem daran befestigten Brett niedergesetzt haben. Der Fuhrmann, ein vergnügtes und schlau lächelndes Gesicht, dem man die guten Geschäfte ansieht, die er mit seinem wiederum so stark gefüllten Fuhrwerk macht, hat vorn auf einem kaum zu verwendenden Raum auch noch zwei Passagiere zu sich genommen, von denen der eine, ein junger, flegelhaft dareinstierender Bursche mit weißen Hemdsärmeln und einer Zipfelmütze auf dem Kopf dicht hinter dem Pferde auf der Geschirrstange reitet, während sein Nachbar, ein Mann mit einer blauen Blouse, vielleicht ein umherziehender Geschäftsmann, der einen großen Bündel vor sich auf dem Schooße hält, sich zwischen ihm und dem in der Ecke sitzenden Fuhrmann auf die unbegreiflichste Weise eingeklemmt hält, seine beiden Arme aber, die er kaum

hervorzustrecken vermocht hat, wie gebunden und unbeweglich vor sich in der Luft schweben läßt. Auch unter dem Wagen, wo ein angehangenes Netz auf- und niederschwebt, sind noch Passagiere untergebracht worden, denn in diesem Netz zappeln zwei bis drei Kinder umher, welche ihre Füße lachend und singend heraushängen lassen.

Auf diesem Fuhrwerk, das seiner fast unentwirrbar ineinander gedrängten Bemannung nach beinahe mit einem Rattenkönig zu vergleichen wäre, in welchem die ganze Gruppe mit den Schwänzen zusammengewachsen ist, bildet der Priester eine stehende Figur. Man wird kaum ein Corricolo in und bei Neapel erblicken, auf dem nicht zugleich ein Priester in aller seiner Wohlbeleibtheit und Behaglichkeit Platz genommen hätte. Wir sehen ihn dort auf der ersten Bank in der Calesche des Corricolo in der That wie ein höheres Wesen unter dieser ganzen Sippschaft thronen. Er hat einen Eckplatz inne, denn wer möchte dem ehrwürdigen Herrn einen solchen streitig zu machen wagen. Mit einer gewissen Allmacht in Ausdruck und Haltung, und doch mit einem höchst vergnügten und harmlosen Gesicht, hat der geistliche Herr dort seine feisten Glieder niedergelassen. Auf seiner Bank sitzen noch zwei Personen,

die ihn aber im Raum außerordentlich wenig zu beeinträchtigen scheinen. Denn ohne Zwang hintenüber gelehnt, kann er seinen gewaltigen Embonpoint mit so viel Nachlässigkeit und Grazie vor sich ausstrecken, daß er mit der rechten Hand noch seinen Krückstock sich bequem zur Seite zu halten vermag, während die andere Hand, die auf einem der fetten, rundlichen Finger einen großen Siegelring trägt, nachlässig und frei über den Wagen hinaus lehnt.

Unser ehrwürdiger Herr ist ein Weltgeistlicher, denn er trägt den langen schwarzen Oberrock von Wolle, der, ohne Kragen, oben am Halse fest zusammenschließt und nur von dem kurzen weißen Handkragen, der zierlich umgelegt ist, schattirt wird. Mit kleinen Knöpfen ist dieser Rock von oben bis unten zugeknöpft, und er macht einen gewissen stattlichen Effect, indem er sich um den Leib des Priesters schmiegt. Auf dem Kopf sitzt ihm der schwarze dreieckige Hut, dem eine pittoreske und kleidsame Form nicht gerade abzusprechenist, und der dem fetten, pausbackigen Gesicht einen kühnen, unternehmenden Ausdruck leiht. Die Brille mit den großen Augengläsern, die den breiten, sinnlich geformten Nasenrücken des geistlichen Herrn beherrscht, wird von der linken Hand zuweilen unruhig

hin- und hergeschoben und überwiegend nach der rechten Seite hin gedreht, denn dort thut sich allerdings ein Anblick auf, der für den ehrwürdigen Priester etwas außerordentlich Bewegendes haben muß.

Neben ihm, in der Mitte der Bank, und ihm dicht zur Seite gepreßt, sitzt eine hübsche Bäuerin, auf dem Schooß ihren Säugling haltend, dem sie die frei geöffnete Brust mit eben so großer Anmuth als Unbefangenheit spendet. Die junge Frau hat die derbe Schönheit der Landbewohnerinnen aus der Umgegend Neapels, mit den kohlschwarzen brennenden Augen in dem harmonisch geschnittenen, nur von der Sonne scharf und dunkel gebräunten Gesicht. Es ist eine ländliche Madonna, frisch, naturderb, mit einer sittigen und sinnigen Miene, das glänzend schwarze Haar anmuthig gescheitelt. Mit einer heiteren Zufriedenheit blickt sie auf ihr Werk, den tüchtigen Jungen, herab, der halb nackt an ihrer braunen Marmorbrust hängt und mit vollen Zügen derselben seinen Nectar abgewinnt. Der muntere Säugling, der sich vor Wonne gar nicht lassen zu können scheint, stemmt sich mit dem einen Bein ganz herzhaft gegen den Bauch des geistlichen Nachbarn auf und die glückliche Mutter bemüht sich von Zeit zu Zeit, mit einem leise hingehauchten perdonate, wobei

das lieblichste Erröthen ihre Wangen färbt, das Beinchen wieder zurückzuschieben, sie streift aber dann wieder mit dem eigenen Ellenbogen ihres entblößten Armes den schwer zu umgehenden Embonpoint des Ehrwürdigen, und ruht unwillkürlich einige Augenblicke lang auf demselben aus. Der Priester sieht ungemein mild und zufrieden darein, er würde seine Nachbarin, die so viel Herrlichkeit ihrer Natur offen und freundlich zum Besten giebt, in diesem Augenblick von jeder Todsünde losgesprochen haben, und er rückt öfter recht fürsorglich zusammen, um Mutter und Kind nicht zu gefährden, während der Nachbar auf der andern Ecke der Bank, ein schwarzschnauzbärtiger, mit einem gelben Strohhute bekleideter Contadino, sich ganz trotzig und mißvergnügt von dem Schauspiel abgewandt hat, und den großen Sonnenschirm, den er über sich ausgespannt hält, so mißgünstig wendet, daß nur ihm der Schatten davon zugutkommen kann.

In dieser Situation, in der wir den neapolitanischen Priester oft gesehen haben, erscheint er nicht selten so menschenfreundlich und volksthümlich, daß man ihm ein gewisses Anrecht auf Liebenswürdigkeit nicht abzusprechen vermögen wird. Aber auch als Cavalier weiß er sich bei verschiedenen Gelegenheiten zu zeigen. Und man

sieht ihn, namentlich auf den Touren, die der Corso in Neapel nimmt, nicht selten in einem höchst eleganten Cabriolet dahin fahren; oft fährt der geistliche Herr selbst, mit ebenso vieler Sicherheit als Grazie, und er stellt sich dabei vollkommen geschult in den ritterlichen Künsten und noblen Passionen dar. Ein zierlich ausgeputzter Jockey steht hinter ihm auf seinem Cabriolet, und giebt dem seltsamen Aufzuge, der indeß Niemanden hier auffällt, die modische Weihe. Man kann in Neapel, wo Alles Carneval und toller Mummenschanz ist, nichts Anstößiges daran finden, daß der Geistliche mit dem Stutzer um die Wette auf dem Corso dahinrollt; der Neapolitaner weiß mit gutem Humor Alles so zu nehmen, wie es ist, und seine Gläubigkeit würde nicht darunter leiden, wenn seine Priester auch mit Cabriolet und Jockey angefahren kämen, um die Messe abzuhalten. Der Neapolitaner ist von seinen Priestern selbst so erzogen, daß er das Heilige von der Posse nicht zu unterscheiden vermag, und wie er in der Kirche selbst kein Spielverderber ist, so läßt und gönnt er auch seinen Priestern jede Maske, die sie außerhalb der Kirche brauchen können und wollen, ohne dadurch den Glauben an sie zu verlieren. Er glaubt auch nicht deshalb an die Priester, weil sie ihm glaubenswürdig

scheinen, sondern weil es doch einmal nicht anders geht, und weil man, so gut wie Maccaroni, auch eine Kirche und Priester haben muß. Der Priester kann und versteht ja Alles, was dem Volke Trost, Nutzen und Vergnügen gewähren kann; wenn er die Sacramente nicht reicht, oder für die begangenen Sünden den Ablaß gewährt, so ergreift er auf der Kirmeß die Geige, und spielt dem lustigen Volke zum Tanze auf. Die priesterliche Fiedel scheint dann besonders Wunder zu thun, man springt und hüpft noch viel besser und ausgelassener danach, und kein einziger der tollen und lasciven Sprünge, die den neapolitanischen Volkstanz fast ebenso üppig erscheinen lassen wie den spanischen, wird darum unterlassen, ja man versteht es zuweilen, den Priester selbst als lustige Figur mitten in ein wildes Gelage hineinzuziehen.

Anderswo sieht man den neapolitanischen Priester dann wieder als eifrigen Zeitungsleser erscheinen. In den Cafés und Restaurants von Neapel ist es der Geistliche, der die Rolle desjenigen übernommen hat, den man an andern Orten den Zeitungstiger nennt. Bei seinem Eintritt schleppt er gewöhnlich alle Zeitungen, die im Café umherliegen, einheimische und auswärtige, auf seinem Platz zusammen, und sitzt halb

auf denjenigen, die er noch nicht liest, um sich ihre Lectüre ausschließlich vorzubehalten, während er sich in das vor ihm aufgeschlagene Blatt mit einem Behagen und Eifer, wodurch er sich zugleich als einen besonders Eingeweihten in den Händeln der politischen Welt erweist, vertieft. Wie vor dem Altar, so thut er es auch hier gewissermaßen für Alle, denn das Zeitungslesen ist keine besonders starke Seite der Neapolitaner, und die Geistlichen, welche in Neapel die ganze Censur in Händen haben, sorgen auch selbst dafür, daß nicht zu viel Zeitungen an den öffentlichen Orten aufgelegt werden dürfen. Der Geistliche ist aber selbst nichtsdestoweniger der Zeitungsleser par excellence, die Zeitungen reizen ihn wie alle verbotenen Früchte, und er studirt vielleicht auch deshalb jetzt so eifrig alle Vorgänge und Zeichen der Zeit, weil sein scharfer Instinkt ihm sagt, daß Priesterthum und Kirche bald in eine historische Krisis, wie noch niemals, gerathen werden.

Der neapolitanische Clerus ist übrigens im Allgemeinen sehr wenig unterrichtet, und es sind auch von jeher nicht einmal gute Redner aus seinen Reihen hervorgegangen. Der berühmteste unter den jetzigen Kanzelrednern Neapels ist Domenico Scotti Pagliara, der

zugleich Professor am Seminar der Diöcese ist, und gewöhnlich in der kleinen Kirche der Gerolomini nach der Messe, wie es in Italien gebräuchlich ist, predigt. Wir hörten ihn, und wunderten uns über die Mittelmäßigkeit und Unbeholfenheit seiner Ausführungen, die nicht einmal in ihrer Ausdrucksweise einen gebildeten und geistig geschulten Mann verriethen.

Interessanter sind die Volksprediger, die in Neapel noch immer eine eigenthümliche Rolle spielen, obwohl der größte und merkwürdigste derselben, der Dominicaner Rocco, welcher der neapolitanische Abraham a Sancta Clara im ächtesten Stil war, heutzutage nicht mehr unter den Lebenden gefunden wird. Diese Volksprediger, die gewöhnlich mitten im dichtesten Volksgewühl auf öffentlichen Plätzen und unter freiem Himmel predigen, besteigen auch in verschiedenen Kirchen Neapels die Kanzel, und lassen sich über alle möglichen Gegenstände hören. Ihre Manier, die äußerlich etwas Hinreißendes hat, vereinigt das höchste Theaterpathos mit dem schwärmerischen, fast fieberhaften Aufschwung des Mystikers und den tollen Gebärden und Einfällen des Arlecchino. Freilich sollen die heutigen Volksprediger Neapels weit zurückstehen hinter dem witzigen Dominicaner Rocco, dessen groteske Predigten und Einfälle

noch heut im Volke unvergessen sind, und der in seiner Manier das Privilegium zu haben schien, selbst der Regierung auf das Derbste die Wahrheit zu sagen. Unter den Anekdoten, die über ihn noch im Schwange gehn, ist ohne Zweifel diejenige die charakteristischste, wie Rocco einst bei einer seiner Straßen-Predigten durch einen gleichzeitigen Zug des Pulcinella sich gekreuzt sah, der durch seine unwiderstehlichen Späße alle Aufmerksamkeit von der Predigt des Dominikaners ablenkte. Da hatte Rocco einen wunderbar schlagenden Einfall, er hielt das in seinen Händen befindliche Crucifix hoch in die Höhe und auf dasselbe hinzeigend, rief er mit seiner Mark und Bein durchdringenden Stimme: Ecco il vero Pulcinella! („seht, das ist hier der wahre Pulcinell!") Dies Wort brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor, das Volk brauste ihm einen ungeheuern Beifall zu, und die Predigt konnte unter der ungestörtesten Andacht seiner Zuhörer fortgehen. Es gehörte der ganze neapolitanische Volkshumor dazu, um den gekreuzigten Christus als den wahren Pulcinell aufzufassen, und nur der für alle Tollheiten und Schelmereien großartig ausgebildete Tact des Lazzarone vermochte diese Auffassung so zu würdigen, daß er sich dadurch vom Pulcinell ab zur Andacht Dessen, was ihm

gepredigt wurde, hingezogen fühlte. Christus als Pulcinell ist der eigentliche Charakter der neapolitanischen Kirche, es giebt nichts Heiligeres als den tollen Spaß und die ausschweifende Posse bei diesen confiscirten, aus lauter Gaukelei zusammengesetzten Gemüthern, und wenn Christus selbst sich als der wahre Pulcinell dem Volke vorstellt, so hat der Erlöser dadurch in seinen Augen gewiß die vollste Berechtigung gewonnen, von den Lazzaroni gehört und angebetet zu werden.

Dieses burleske Element, das den neapolitanischen Clerus wesentlich charakterisirt, unterscheidet ihn auch ganz eigenthümlich von dem römischen, dem, bei gleichen Lastern und Charlatanerieen, doch eine gewisse äußere Charakterwürde oder ein Talent für das ernstere Fach nicht abzusprechen ist. Es bildet darum der neapolitanische Clerus, welcher den neuesten statistischen Zahlen zufolge den dritten Theil der ganzen Bevölkerung ausmacht, einen untrennbaren Bestandtheil des Volksgeistes selbst, dem er zugleich in Launen, Tücken und Tollheiten vollkommen entspricht.

Es macht sich dies Verhältniß auch um deswillen im Lande und in allen Zuständen desselben so charakteristisch geltend, weil der geistliche Stand nicht nur das hervorragende Drittheil der ganzen Volkszahl bildet,

sondern auch der dritte Theil des Grundbesitzes sich in den Händen des Clerus befindet. Ein altes Sprüchwort drückt dies noch umfassender, vielleicht zu sehr übertrieben aus, indem es sagt: „Wenn Du das Königreich Neapel in fünf Theile getheilt hast, so wirst Du finden, daß vier Theile davon dem Clerus zugehören."

Es mag auch sehr viel ehrenwerthe Männer unter diesen neapolitanischen Geistlichen geben, die in würdiger Zurückgezogenheit und Mäßigkeit von den wenigen Einkünften leben, welche auf einer kleinen Pfründe haften, deren Verwalter sie sind und die man bei dem allerbescheidensten Lebensgenuß, der freilich in Neapel keine so große Entbehrung ist als anderswo, die strengsten Pflichten ihres Standes und der Kirche musterhaft ausüben sieht. Aber im Allgemeinen steht die Moralität und Würde der Geistlichen in Neapel wohl auf einer sehr schlimmen Stufe, und besonders ist es die niedrigere Klasse des Clerus, bei der alle möglichen Vergehen und Laster angetroffen werden, was vornehmlich in den entfernteren Landbezirken des Königreichs oft die äußersten Grenzen überschreiten soll. Dieser Auswurf der Bevölkerung, der in dem Clerus sich darstellt, geht in seiner Versunkenheit so weit, daß selbst viele Polizeispione in Neapel, und zwar die gefährlichsten

und verderblichsten, dem geistlichen Stande angehören sollen.

Wild, blutdürstig und eher dem Räuberhandwerk als dem Priesterthum verwandt, sind auch die Sitten der Geistlichen in Neapel, ebenso wie in dem heiligen Rom. Zur Zeit unserer Anwesenheit in Neapel machte eine geistliche Mordthat großes Aufsehen, welche in der kleinen abgelegenen Kirche Maria del monte sich zutrug. Hier erstach vor dem Altar selbst ein Priester den anderen, und zwar aus Motiven der Eifersucht, denn die beiden Herren hatten sich mit allen Waffen, die sie führten, um das Seelenheil desselben schönen Beichtkindes bemüht. Man unterdrückte indeß die Sache, weil sonst die Kirche hätte geschlossen und vom Papste von Neuem gesegnet werden müssen, und so großen Weitläufigkeiten unterzieht man sich doch nicht gern.

Ein halbes Jahr vorher hatte ein anderer Geistlicher den Ehemann seiner Geliebten erstochen, auf den er sehr eifersüchtig geworden war. Denn die sociale Fäulniß, welche die neue Pariser Demimonde-Romantik so üppig hervorgetrieben, ist nicht blos in den neuen Kaiserzuständen Frankreichs, sondern auch im Schooße der italienischen Kirche ausgebrütet worden, und der

Priester arbeitet mit den sogenannten Gnadenmitteln der Kirche, die er zu allen möglichen Zwecken auszubeuten weiß, nicht minder an der Auflösung der Gesellschaft, als der Viveur in Paris, der sich aus Egoismus, schlechtem Herzen, Sinnlichkeit und Schulden eine die Gesellschaft anfressende Philosophie der Verzweiflung zurecht gemacht hat. Der neapolitanische Priester wurde auf den rechtmäßigen Ehemann seines Beichtkindes eifersüchtig, wie in dem Pariser Roman „Fanny" von Feydeau sich der Liebhaber durch die an seiner Geliebten ausgeübten Rechte des Ehemannes erzürnt und beleidigt fühlt. So hatte jener Priester, der im Interesse der Kirche sein Beichtkind von allen Seiten in Beschlag genommen, es nicht dulden zu können geglaubt, daß noch ein Anderer uneingeweihter, und wäre es selbst der Ehemann, wieder aus rein weltlichem Standpunkt bei diesem Gegenstand Bresche schießen und ihm selber das Terrain verderben dürfe. Er senkte ihm deshalb in der eigenen Wohnung des Unglücklichen, wo er ihn Abends bei der Frau traf, einen wohlgezielten Dolch in die Brust, zerschnitt dann den Leichnam in Stücke, packte diese in eine Kiste, und begab sich damit in den Hafen hinaus. Er wollte die Kiste hier, als Mehl enthaltend, versteuern lassen, aber er konnte

es doch nicht abwehren, daß sie geöffnet ward, und er sich in Folge davon verhaftet sah. Er verbüßt seine Strafe aber nur in einem Kloster, wo er sich ganz vortrefflich befinden soll, und das ausgesuchteste Behagen genießt. Wahrscheinlich hat die geistliche Gerichtsbarkeit mildernde Umstände an dem Priester entdeckt. Auch die vielen Geistlichen, welche in den Gefängnissen auf der Insel Nisita zu sitzen pflegen, genießen, obwohl sie dort meist wegen unnatürlicher Verbrechen und wegen der schändlichsten Vergehen gegen Schaam und Sitte eingesperrt sind, noch immer einer sehr glimpflichen und bevorzugten Behandlung, während die politischen Gefangenen, die mit ihnen an demselben Orte sitzen, als die eigentlich Verdammten erscheinen, die alle Gräuel und Schauder dieser Kerkerhaft im höchsten Uebermaaß auf sich nehmen müssen.

Die Verwilderung des neapolitanischen Clerus, die in der letzten Zeit immer stärker hervorgetreten, wird von den in ächter Frömmigkeit der Kirche treu gebliebenen Katholiken nicht selten dem anomalen Verhältniß zugeschrieben, in welches Neapel mit seiner Kirchenverfassung seit sieben Jahren zu dem universalen Mittelpunkt Rom gerathen ist. Der alte Lehnsnexus, welchen die Päpste früher und lange über das Königreich beider

Sicilien besaßen und festhielten, ist bekanntlich in Folge der revolutionnairen Ereignisse von 1848 von Rom selbst theils aufgegeben, theils wesentlich illusorisch gemacht worden. Pius IX. selbst war derjenige, der auch hier zuerst die Hand dazu geboten, die Machtausdehnung der römischen Kirche zu schmälern. Denn er, der jetzt für die Forterhaltung des Patrimonium Petri in seinem unveräußerlichen Besitzstande alle seine Thränen und Gebete und die letzten Reste seiner kirchlichen und weltlichen Stärke aufbietet, war damals, als er vor den Stürmen der Revolution und Republik ein so gastfreundliches Asyl in Neapel gefunden hatte, noch nicht so ängstlich darin, Rechte der römischen Kirche zu verschleudern. Es drängte ihn, dem König Ferdinand II. von Neapel sein dankbares, so leicht von Gefühlen überwallendes Herz auszudrücken, und da er in jener Zeit selbst nichts hatte, sondern nur ein armer, flüchtiger und versprengter Hirt seiner Kirche war, so wollte er doch ein immerhin ansehnliches Gastgeschenk zurücklassen, und bot dem König von Neapel seine Verzichtleistung auf jenen alten Lehnsnexus der römischen Päpste an. Aber da Pius doch auch wieder der Meinung war, daß die Kirche nichts so ganz aufgeben dürfe, um selbst den Rechtstitel auf irgend einen An=

spruch für sich verloren gehen zu lassen, so behielt er sich vor, jene alte Berechtigung Roms in eine mildere Form umzuwandeln, und der König von Neapel, der als solcher immer sehr selbstständige Rechte in Kirchensachen behauptet, stand nicht an, ein Anerbieten anzunehmen, das ihm wenigstens mit seiner Unabhängigkeit vom päpstlichen Stuhl von Neuem schmeicheln sollte. Es kam aber erst im Jahre 1852 zu einer völligen Feststellung dieser Sache, die doch nicht so ganz eine nur formelle Kleinigkeit betraf.

Der früher von den Königen von Neapel an den Papst bezahlte Sanct-Peters-Canon, der am Vorabend des Peterstages zur Anerkennung der Oberherrlichkeit des Papstes dargebracht werden mußte, bestand ursprünglich in dem jährlichen Geschenk eines weißen reichgeschirrten Zelters und eines Beutels mit zwölftausend Dukaten, worin das Verhältniß Neapels zu Rom jährlich vollwichtig ausgedrückt werden mußte. Dies Geschenk wurde zuerst unter König Ferdinand I. vollständig eingezogen, denn das Streben dieses Königs, besonders aber seiner Gemahlin Karoline, der unternehmenden und klugen Tochter Maria Theresia's, der Schwester Maria Antoinette's von Frankreich, ging dahin, alle Fesseln abzustreifen, durch welche Neapel

nach außen hin gebunden gewesen. Ihr Minister, der nach freisinnigen Reformen strebende Marchese Tanucci, hatte die Gelehrten des Landes aufgeboten, um in weitläufigen Abhandlungen die Grundlosigkeit jener Ansprüche Roms aufzuzeigen, bis sich die Regierung des Königs plötzlich kurz entschloß, den weißen Zelter nicht mehr reiten zu lassen, und den Beutel mit Dukaten lieber im Schatze zurückzubehalten.

Es war die plötzliche Verweigerung dieses alten Lehns aber eine kühne Neuerung, über die König Ferdinand sich bald in seinem Gewissen beschwert fühlen mußte, wie er denn überhaupt gegen Ende seines Lebens krank und trübe zusammenbrach und ein neues Concordat mit dem Papste schloß, in dem eine jährliche Leistung von zwölftausend Ducati ausdrücklich wieder festgesetzt und auf die Einkünfte der neapolitanischen Bisthümer begründet wurde. Es gehörte das gute Herz eines Papstes wie Pius IX. dazu, um den Sanct-Peters-Canon in ein Geschenk von Fasanen umwandeln zu lassen. So bedeutender Einkünfte konnte sich die Kirche nur in der wahren Herzensangst ihres Oberhirten entschlagen, dem die Zeit so übel mitgespielt hatte, daß er ohne die Gastfreundlichkeit des Königs von Neapel nicht mehr gewußt hätte, wo er sein Haupt

hinlegen sollte. Und nun, in dieser wunderbaren Zeit, in der sich Alles verwandelte, waren, ein Scherz der Verzweiflung, aus dem weißen Zelter und den schönen Dukaten lauter Fasanen geworden, die zwar als Gold- und Silberfasanen noch an das edle Metall erinnert haben mögen, aber doch im besten Falle nur als Braten verzehrt werden konnten. Sinnig, wie Pius immer war, bestimmte er aber die Zahl dieser Fasanen nach der Zahl der in Rom lebenden Kardinäle, denen sie der Papst jetzt zum Geschenk macht, und so sind die Fasanen glücklich in das römische Kirchensystem selbst hineinorganisirt worden.

König Ferdinand I. hatte sich schon zu Anfang seiner Regierung dagegen gesträubt, jene Geschenke als eine förmliche Lehnsverbindlichkeit Neapels an den päpstlichen Stuhl abzutragen, und wollte nur aus gutem Willen und aus freier Ergebenheit gegen die Kirche zahlen. Aber Pius VII. hatte noch die alte päpstliche Kraft in sich, den Ungehorsam des Hofes von Neapel deshalb zur Verantwortung zu ziehen, und als ein unbeugsames Recht zu fordern, was der König nur als ein freiwilliges Geschenk hatte gewähren wollen. In der spätern Zeit seines Lebens aber, wo dem König vor dem Tode bangte und die Priester sich seines

Geistes bemächtigt hatten, räumte er es in dem Concordat vom 16. Februar 1818 als eine völlig grundgesetzliche Leistung ein, daß zwölftausend Ducati jährlich an Rom bezahlt würden; nur das Lehnspferd weigerte er sich in das Concordat aufzunehmen. Dies Pferd hatte den König bei einem früheren Vorfall sehr geärgert. Dieser Zelter wurde dem Papste mit großer Feierlichkeit von dem königlichen Botschafter zugeführt, und der Papst pflegte denselben in den Vorhallen des Vaticans mit den Worten in Empfang zu nehmen, daß dies der Lehenscanon sei, der ihm vermöge seiner Oberherrlichkeit über das Königreich beider Sicilien gebühre. Es hatten sich aber einst bei dem Zuge, in welchem der neapolitanische Botschafter, Fürst Colonna, den Schimmel nach dem Vatican brachte, unangenehme Streitigkeiten wegen des Vortritts zwischen den Dienerschaften des Botschafters und des Gouverneurs von Rom erhoben, wodurch die schlimmsten Auftritte hervorgerufen wurden, und dies hätte fast den Frieden zwischen beiden Staaten auf's Spiel gesetzt.

Ferdinand I. hatte aber in dem Concordat von 1818 zugleich die ganze Allmacht Roms an die Spitze der neapolitanischen Kirche gestellt, und während er früher mit der Veräußerung der Kirchengüter und Aufhebung

der Klöster unbekümmert um jede Einwilligung des Papstes vorgegangen war, verzichtete er durch das Concordat für sich und seine Nachfolger für alle Zeiten auf jede Verfügung über ein geistliches Gut, welches er als heilig und unverletzlich anerkannte, stellte die geistliche Gerichtsbarkeit wieder her, und erweiterte die Befugnisse der vom Papste einzusetzenden Bischöfe mehr, als sie jemals bestanden hatten. Dafür glaubte sich der König von Neapel nun aber auch den Triumph und die Beruhigung einer Reise nach Rom zu den Füßen des heiligen Vaters gönnen zu dürfen, um dort nicht nur Segen und Ablaß, sondern auch alle Lobsprüche und Ehren wegen des Concordats zu empfangen. Bescheiden, wie es einem gläubigen und gehorsamen Sohn der Kirche geziemt, nur mit dem kleinsten Gefolge und ohne jeden Pomp, trat Ferdinand diese Reise an, auf der ihn nur die Königin Caroline begleitete. Außerdem aber brachte er den Römern den berühmten neapolitanischen Buffo Casacciello mit, durch welchen er, ein ächtes neapolitanisches Gemüth, die Leute in der ernsten, ewigen Stadt zu lachen machen wollte. Diese liebenswürdigen Absichten wurden nur durch das Mißgeschick unterbrochen, daß das römische Publikum durchaus nicht über den Buffo des Königs von Neapel

lachen konnte, und der König fast der Einzige blieb, der seinen Liebling im Theater beklatschte. Wenn die Römer aber über den allen ihren Manieren und Gewohnheiten widerstrebenden Buffo nicht lachen konnten, so lachten sie desto mehr über den König Ferdinand von Neapel, nicht blos, weil er alle Abende so herzlich über seinen Buffo lachte, sondern weil er sich nach so stolzen Vorgängen doch jetzt mit gebundenen Händen dem Papste überliefert hatte.

Sein Nachfolger auf dem Thron Neapels, Ferdinand II., der sogenannte Bombenkönig, hatte, obwohl er sonst nicht daran dachte, die Bestimmungen des Concordats von 1818 zur Ausführung bringen zu lassen, doch den Sanct-Peters-Canon, soweit er in demselben festgesetzt worden, immer regelmäßig auszahlen lassen, bis sein Gastfreund Pius IX. den unwiderstehlichen Einfall mit den Fasanen gehabt hatte. König Ferdinand II. aber, der in seiner Person dem Einfluß und allen Manipulationen der Priester auf's Aeußerste unterlegen war, widerstrebte stets mit starker Consequenz der Ausübung einer päpstlichen Oberherrlichkeit über sein Königreich. Obwohl eine an ihren eigenen Kunstgriffen verwilderte und abgestumpfte Tyrannenseele, war er doch stolz darauf, das geborne Oberhaupt

der Kirche seines Landes zu sein, welche Eigenschaft sich auch in den altvererbten Titeln der Könige von Neapel ausdrückte. Wenn er auch täglich und stündlich in Caserta vor seinen Priestern und Beichtvätern und im unaufhörlichen Gebet mit ihnen auf den Knieen herumrutschte und zuletzt Pflaster auf denselben tragen mußte, so konnte er sich doch merkwürdiger Weise, selbst in seiner tiefsten Zerknirschung, niemals dazu entschließen, die Selbstständigkeit seiner Rechte dem Papste gegenüber zum Opfer zu bringen.

An der Spitze der neapolitanischen Kirche steht der Erzbischof, der seit uralten Zeiten her vom Könige ernannt und eingesetzt worden. Und auch Ferdinand II. hatte sich dieses alte Recht der Neapolitaner nicht aus den Händen nehmen lassen wollen, obwohl das Concordat von 1818 ausdrücklich festsetzte: daß der König die Bischöfe vorschlagen, dem Papste aber die Prüfung und Einsetzung zustehen solle. Ferdinand II. erhielt die Kirche des Landes wieder in ihrer selbstständigen Organisation und machte auch das alte Recht seiner Krone geltend, wonach die Bullen des Papstes nur mit dem Willen des Regenten vollzogen werden können. Er erwarb sich damit die große Zufriedenheit der Neapolitaner, die in der Mehrzahl dem Concordat abge-

neigt gewesen waren, denn dies Volk, dem sonst Alles, außer Sonnenschein und Maccaroni, ziemlich gleichgültig ist, hält doch etwas auf die nationale Selbstständigkeit seiner Kirche. Man führt in Neapel die Reihe seiner Erzbischöfe bis in die ältesten Zeiten hinauf, wo Sant' Aspremo der erste der neapolitanischen Oberhirten gewesen, und man behauptet dann, daß ihn Sanct Peter selbst auf seiner Reise nach Rom zum Erzbischof von Neapel eingesetzt habe.

Die Unabhängigkeit Neapels von Rom war ein uraltes Privilegium, welches schon der Papst Clemens XI. durch eine Bulle, welche er im Jahre 1715 dagegen richtete, zu zerstören suchte. Nach jenem alten Privilegium waren die Könige von Neapel sogar die Legaten des heiligen Stuhls für Sicilien, und in dieser Eigenschaft hatten sie ein besonderes Tribunal errichtet, dessen Präsident vom König ernannt wurde, und wie der Papst selbst den Titel beatissimo padre führte. Die Beschlüsse dieses Tribunals waren in Kirchensachen von unbedingter Geltung, und es konnte dagegen keine Appellation erfolgen. Auch der Bulle Clemens XI. erlag dies Vorrecht noch nicht, Neapel wußte sich auf Frankreich zu stützen, um seine Selbstständigkeit zu behaupten, und das Pariser Parlament trat mit solchem

Nachdruck ein, daß die Bulle des Papstes wieder zurückgenommen werden mußte. Neapel spielte aber beständig eine siegreiche Rolle in diesen Kämpfen, in denen eigentlich schon die Auseinandersetzung zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt des Papstes beginnen wollte. Denn so lange der geistliche Arm Roms auch in den Staaten weltlicher Souveraine regieren durfte, war damit die Suprematie Roms auch als einer weltlichen Macht selbst entschieden. Die Trennung der geistlichen Gewalt des Papstes von seiner zeitlichen und weltlichen ist darum vom römisch-katholischen Standpunkt aus durchaus nicht denkbar, und wenn das sogenannte Patrimonium Petri auch nur eine Fiction ist, so darf doch der weltliche Besitz des Papstes allerdings nicht geschmälert werden, wenn man damit nicht zugleich seine Bedeutung als Oberhaupt der Christenheit antasten und wegwerfen will. Es liegt in dieser Constituirung Roms ein zweischneidiges Doppelspiel der Gewalten, das aber den heiligen Stuhl seit langer Zeit gefährlich hin- und herzieht und ihn der verderblichen Constellation unterworfen hat, daß, wenn er einst Nichts mehr hat, er auch nichts mehr zu sagen haben wird.

Die Könige von Neapel waren, wie sie auch sonst immer beschaffen sein mögen, doch in Italien stets die

Vorkämpfer in dieser Machtverringerung Roms gewesen, und Neapel wird ohne Zweifel schon aus diesen Vorgängen heraus bei der künftigen Neugestaltung Italiens eine eigenthümliche Stelle einnehmen, denn die eigentliche neapolitanische National-Politik wird den Papst niemals an der Spitze Italiens wollen. Selbst das Concordat, welches Ferdinand I. mit dem Papste geschlossen, obwohl es der Kirche wieder ein unberechnenbares Terrain in dem sicilianischen Königreich eröffnete, hatte doch durch die den Bischöfen vorgeschriebene Eidesformel, nach welcher dieselben in Treue und Gehorsam sich dem König verpflichteten, und jede andere, dem Wohl des Landes gefährliche Verbindung und Gemeinschaft abschwuren, wiederum eine den Staat sichernde Schranke gezogen.

Ferdinand II. dagegen verließ wieder den Weg der Concordate, um das von Zeit zu Zeit immer von Neuem fraglich werdende Verhältniß mit Rom zu ordnen. Er war klug genug, um jede Unterhandlung mit einer so unberechnenbaren Macht, wie das Papstthum ist, aufzugeben. Dagegen erließ er zwei Decrete, durch welche er kraft seiner königlichen Gewalt die katholische Geistlichkeit seines Landes in eine gewisse Autonomie in Kirchensachen versetzte, und er wählte sehr vorsichtig diese Form des Erlasses, weil er ein

Decret, wenn es sein mußte, jeden Augenblick wieder zurücknehmen konnte, ein Concordat aber zugleich die öffentliche Meinung aufregte und fesselte. Es war um so bemerkenswerther, daß der König sich diesen politischen Tact bewahrte, und dabei selbst von Tag zu Tag strenger und fanatischer in seinen Buß- und Andachtsübungen wurde, auch in seiner eigenen Regierung mehr und mehr Alles unterdrückte, was noch zu Anfang derselben wenigstens einen liberalen Schimmer zugelassen hatte. Denn ein sehr kirchengläubiger Mann war dieser König ohne Zweifel stets gewesen. Einst, als eine theure Zeit in Neapel herrschte und das Brod täglich kleiner wurde, fuhr Ferdinand durch die Stadt, und sah sich bald von einer Menge wüthender Weiber verfolgt, die ihn anhielten und unter verzweiflungsvollem Geheul ihre auf das kleinste Maaß zusammengeschrumpften Brode dem König in den Wagen warfen. Die ganze Volksmenge brüllte ihm zu, er müsse dafür sorgen, daß die Brode nicht mehr so klein gemacht würden. Der König sagte ihnen, sie möchten in die Kirche gehen und ihre Bitte der heiligen Jungfrau Maria vortragen, welche die Brode größer machen werde, wenn sie es wolle. Er sagte dies so ruhig und mit eigener Ueberzeugung, daß das Volk ganz still

zurückwich und seinen gläubigen König unbehindert weiter fahren ließ. Bei diesem starken Glauben, welcher der Jungfrau Alles überließ, verstand er sich denn auch gern dazu, lieber Fasanen als Dukaten nach Rom zu schicken, denn die Madonna konnte die Vögel dem heiligen Vater leicht in Gold verwandeln, sobald sie nur wollte.

Wie sehr aber Ferdinand II., ungeachtet seiner eigenen Geistesfinsterniß, die politische Selbstständigkeit seiner Regierung über alle Interessen der Kirche stellte, bewies er auch in seinem eigenthümlichen Verhältniß zu den Jesuiten, denen er den Aufenthalt in seinen Landen mehrfach streitig machte und zum Theil untersagte. Im Jahre 1852 stattete der König seinem Bruder, dem Grafen von Syrakus, der krank gewesen war, seinen Besuch ab. Der Graf von Syrakus entfernte sich einen Augenblick aus dem Zimmer, und der König, um sich inzwischen zu unterhalten, griff nach einem auf dem Tisch liegenden Journalheft, und begann eifrig zu lesen. Es war die neueste Nummer der „Civiltà cattolicà", eine Zeitschrift, die vorzugsweise von den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu geschrieben wird, und in der dieser Orden durch seine auserwählten Organe nach allen Seiten hin Debatten und Kämpfe

unterhalten läßt, besonders aber oft die zersetzendsten Mittheilungen aus den inneren Verhältnissen aller europäischen Staaten bringt. Die Augen des Königs fielen beim Blättern auf einen Aufsatz, der die Zustände Neapels unter seiner Regierung betraf, und die nachdrücklichsten Beschwerden darüber aussprach, daß die Jesuiten, die eigentliche Stütze der Kirche, in Neapel zu gar keiner Wirksamkeit hätten gelangen können. Die Erbärmlichkeit der Regierung König Ferdinands, der Nichts für die Kirche thue, sondern Alles gegen sie, wurde als die einzige Ursache dieses ruchlosen, allen Beglückungen des Jesuitismus widerstrebenden Zustandes angegeben und in weitester Ausführung erörtert.

Der König wurde davon so ergriffen, daß er auf der Stelle, ohne die Rückkehr des Grafen von Syrakus zu erwarten, sich fortbegab und seinen Polizeiminister zu sich bescheiden ließ. Der König befahl die augenblickliche Ausweisung aller fremden Jesuiten, die sich in seinen Landen befänden. Die eigenen wollte er noch einstweilen behalten, denn seine Beichtväter selbst, die er nicht entbehren konnte, und die ihn vor lauter Ablaß und Segen nicht zur Besinnung kommen ließen, gehörten dem Orden an. Aber namentlich die römischen

Jesuiten, die sich in großer Anzahl in Neapel befanden, mußten auf der Stelle abreisen, und die aus anderen Ländern folgten ihnen bald nach. Natürlich stellten sich bald von bedeutendster Seite her nachdrückliche Reclamationen ein, aber der König hatte sich über jenen Artikel der Civiltà cattolicà zu stark geärgert, er blieb fest, und auch die Zeitschrift, die Anfangs sogar in Neapel erschienen war, erlag einem strengen Verbote, das der König bis in die neueste Zeit hinein nicht wieder zurücknehmen wollte.

Die Civiltà cattolicà war nicht nur eine Zeitlang in Neapel gedruckt und herausgegeben worden, sondern Gedanke und Plan zu ihr war auch während des Aufenthalts Pius IX. in Neapel und namentlich in Portici, wo der Papst im Winter 1849 bis 1850 in seinem exilartigen Stillleben verweilte, gefaßt worden. Auf der schönen Villa in Portici, die Ferdinand II. seinem heiligen Gastfreunde eingeräumt hatte, wurde das Programm zu diesem großartigen Journal ausgearbeitet, in welchem Pius gewissermaßen alle Grundgedanken der katholischen Welt aus den Zeitstürmen retten und das Reich des Katholicismus zugleich ideell und als einen mit Literatur, Kunst, Politik, Gesittung und Rechtspflege tief verwachsenen Organismus wieder aufrichten

und begründen wollte. Wie der flüchtig gewordene Papst auf neapolitanischem Gebiet, zur Zeit seines Aufenthalts in Gaëta, die alte Idee der unbefleckten Empfängniß wiedergefunden, und diese nun als neuen Keil in das Leben der katholischen Kirche hineintrieb, so war er in Portici auf den Gedanken gekommen, in einem Journal der katholischen Ideen den ganzen geistigen Zusammenhang der katholischen Gesellschaft zu concentriren und alle ihre Fäden in dem einen und unwandelbaren Mittelpunct zusammenzudrehen. So entstand die Civiltà cattolicà, deren erstes Heft zuerst im April 1850 in Neapel herauskam, und von dem sich König Ferdinand damals nicht träumte, daß ihm ein Kuckucksei damit in sein königliches Nest gelegt worden. Die oberste Leitung war dem Pater Curci übertragen, der dem Orden der heiligen Väter Jesu angehörte, und auch alle übrigen Mitarbeiter, ja später sogar alle bei dem Druckbetrieb und den technischen Einrichtungen dieses Journals betheiligten Personen, sind ausschließlich Jesuiten. Der halbe Liberalismus führt immer nur zum Jesuitismus, und Pius IX. hatte in den Wirren seines vielgeängstigten Lebens diesen Proceß so entschieden durchgemacht, daß ihm als sein einziger Character nur noch der des Jesuiten übrig

geblieben war. Die Civiltà cattolicà, seine Lieblings-schöpfung, wurde das eigentliche Denkmal dieser seiner Wandelungen, und unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Rom, sobald er sich dort einigermaßen wieder einge-richtet und befestigt hatte, ließ er die Civiltà cattolicà dort weiter erscheinen, indem er eine eigene Druckerei im großartigsten Umfange für das Journal begründen ließ. In dieser Druckerei sah man nur Mönche, die das Journal der katholischen Gesellschaft setzten und druckten, falzten und hefteten, und als Expedienten den buchhändlerischen Vertrieb besorgten. So hat sich diese Zeitschrift bis auf den heutigen Tag in einer un-geheuren Betriebsamkeit forterhalten, und wie seine Mittheilungen stets aus den besten und intimsten Quellen geschöpft sind und aus allen Städten der Welt durch Ordensglieder eingesandt werden, so hat sich auch der Vertrieb des Blattes nach außen hin in den größten Dimensionen gestaltet. Ein Absatz von 20,000 Exem-plaren bringt das Blatt in allen vier Welttheilen umher, und in allen Theilen von America, in Rußland, In-dien, üllerall sind Niederlagen zu seiner Verbreitung gestiftet. Unter den Mitarbeitern ragt besonders der Pater Bresciani mit seinen interessanten, historisch-ten-denziösen und zum Theil die neueren Begebenheiten

auf der apenninischen Halbinsel darstellenden Erzählungen hervor, in denen zugleich die eigenen Erlebnisse des Verfassers spielen. Denn dieser geistreiche und gelehrte Jesuit, der in seiner Jugend an den napoleonischen Feldzügen Theil genommen und darauf lange Jahre hindurch an jesuitischen Erziehungsanstalten in Rom lehrte, erlebte auch die römischen Revolutionsscenen in den Jahren 1848 und 1849 mit und konnte dieselben als Augenzeuge mit so trefflichem und eingeweihtem Pinsel schildern, daß ihn die Geschichtsschreibung, besonders seine Enthüllungen über die geheime Revolutionsgeschichte Italiens, ohne Zweifel benutzen muß. Er ist ein wesentlicher Mitbegründer der Civiltà cattolicà und stand dem Pater Curci bei der ersten Leitung derselben zur Seite. Die leitenden Artikel des Journals übernahm der blinde Pater Tapparelli, ein Bruder des früheren piemontesischen Ministerpräsidenten Massimo d'Azeglio. Dieser seit langer Zeit erblindete Jesuit war immer ein bedeutender politischer Denker gewesen, und die merkwürdigen Betrachtungen über die Zeitereignisse und alle damit zusammengehenden politischen, juristischen, staatsrechtlichen und religiösen Fragen, die er in seinen schlaflosen Nächten seinen Freunden dictirte, wurden die Leitartikel der Civiltà cattolicà, und

trugen wesentlich dazu bei, die katholische Reaction der heutigen Zeit mit neuen Stichwörtern und Gedankenzusammenhängen zu bewaffnen.

Daß ein für die Zwecke des Clerus und der Papstherrschaft so wichtiges Journal einem Verbot des Königs von Neapel unterliegen konnte, war ein empfindlicher Schlag für die römische Jesuitenpartei, und eine recht tölpische Beantwortung des großen Wunders, welches der liebenswürdige Pius durch seine Verwandlung der neapolitanischen Ducaten in Fasanen vollzogen hatte. Es fand deshalb sogar noch im Jahre 1859 in Porto d'Anzo eine Zusammenkunft zwischen dem Papste und dem König von Neapel Statt, und mehrere hohe Prälaten, welche als die ersten Stützen des Jesuiten-Ordens bekannt sind, befanden sich in der Umgebung des Papstes. Man machte hier dem Könige die dringendsten Vorstellungen über die Wiederzulassung der Civiltà cattolicà im Königreiche beider Sicilien, Pius IX. selbst soll dies als einen Act bezeichnet haben, der im allereigensten Interesse Sr. Majestät selbst auf das Dringendste geboten sei und empfohlen werden müsse. Pius glaubte, daß durch die Lectüre dieser Zeitschrift künftig jede Revolution verhütet werden könne, aber König Ferdinand widerstand auch jetzt

noch, er glaubte durch sein Schreckenssystem, und seine Polizei und seine tiefen fauligen Kerker die Revolution bei weitem besser unterdrücken und verhindern zu können, und wenn er auch den römischen Jesuiten selbst wieder mit gewissen Modificationen den Eintritt in sein Land verstatten wollte, so wollte er doch von ihrer Zeitschrift, vor der er ein wahres Entsetzen hegte, durchaus nichts mehr wissen, und der Papst mußte mit seinen Prälaten unverrichteter Sache wieder nach Rom zurückkehren.

Die österreichischen Cardinäle legten sogar eine besondere Fürbitte bei dem König für die Wiederzulassung der Civiltà cattolicà ein, denn auch der hohe österreichische Clerus hat dies Hauptorgan der Presse der Jesuiten unter seinen Schutz gestellt, wodurch es die weiteste Verbreitung in Oesterreich gefunden. Aber König Ferdinand ließ sich einmal auf diesem Punct nicht beikommen. Es entstanden seitdem bei weitem häufiger Streitigkeiten zwischen der weltlichen Regierung Neapels und den Bischöfen, die der Partei dieses Journals angehörten, unter denen sich namentlich der Bischof S. Gallo von Bovino durch seine unaufhörlichen Kämpfe mit den weltlichen Behörden hervorthat. Daraus entstanden so vielfache Verwickelungen, daß der Bischof es zuletzt für das Gerathenste hielt, sein Amt nieder-

zulegen, um sich und Andere nicht noch mehr zu compromittiren. Pius IX. aber säumte nicht, ihn zur Entschädigung im Puncte der Ehre zum Erzbischof von Patracus in partibus infidelium zu ernennen. Die Jesuiten in Neapel scheinen aber jetzt an der Stelle der Civiltà cattolicà dort ein neues Blatt begründen zu wollen, eine Art jesuitischer Volkszeitung, unter popularem Titel, wovon schon zur Zeit unserer Anwesenheit in Neapel mehrfach die Rede war. Wir wissen aber nicht, ob dies Project inzwischen zur Ausführung gekommen.

Das neapolitanische Volk ist nie ein Freund der Jesuiten gewesen, wenn es sich auch leicht mit allem seinem Denken und Handeln dem geistlichen Einfluß unterwirft. So durfte es schon Ferdinand I. wagen, die Jesuiten aus seinen Staaten zu vertreiben, indem er dabei ganz einfach und ohne alle Umstände zu Werke ging. Er ließ ihre Häuser, Klöster und Anstalten, die sie im Lande besaßen, einfach von Gensd'armen besetzen, und die Mitglieder des Ordens, mit allen ihren Schülern und Dienern, in Haft nehmen und alles ihres Eigenthums berauben. Nachdem er ihnen nichts als ihre Kleider auf dem Leibe gelassen, ließ er sie sämmtlich an den nächsten Hafen oder die nächste Küste

führen und mit der größten Geschwindigkeit eine ganze Schiffsladung von Jesuiten unter Segel gehen. Das Volk jubelte dem König dafür seinen Beifall zu, und es fiel dem Volke nicht ein, eine Sympathie für die Jesuiten an den Tag zu legen, obwohl man gerade aus Besorgniß davor das Geschäft mit solcher Eilfertigkeit betrieben hatte. Die ganze Zeit wollte damals den Jesuitismus ausspeien, der sich fast bei allen Völkern bis in die innersten Eingeweide eingedrängt hatte. In Portugal war der erste Schlag gegen die Jesuiten geführt worden. Ihre revolutionäre Verschwörung gegen das Leben des Königs Joseph I. war dem freisinnigen Marquis Pombal eine willkommene Gelegenheit geworden, um den gefährlichen Orden zu sprengen und die bedeutendsten seiner Mitglieder ihr Leben im Kerker endigen zu lassen. Ihm folgte darin Ludwig XV. von Frankreich auf Betrieb der jesuitenfeindlichen Marquise von Pompadour, und bald darauf ging Karl III. von Spanien mit den gleichen Maßregeln gegen den verhaßten Orden vor, indem er zugleich seinen Sohn, den König Ferdinand von Neapel, dringend veranlaßte, diesem Beispiel zu folgen. Der König Ferdinand wurde aber auch wieder der erste, der die Nothwendigkeit des Jesuiten-Ordens in einem wohlbefestigten Staatsleben von neuem

anerkannte, und dem Orden, mit dem der politische und menschliche Character des Königs doch am meisten wahlverwandt war, auch den Eintritt in seine Lande wieder eröffnete.

Vor einiger Zeit, gegen das Ende der Regierung König Ferdinands II., war auch die Rede davon, die heilige Inquisition in Neapel wieder herzustellen, aber das neapolitanische Volk, das seinen grotesken Eigensinn auch in den kirchlichen und religiösen Dingen behauptet, hatte stets den größten Abschen gegen ein heiliges Officium gehegt. Selbst die Lazzaroni auf dem Molo, die sonst Allem zujauchzten, was der König that und wollte, sammelten sich in stürmischen Haufen vor dem Königsschlosse, als das Gerücht von der Wiederherstellung der Inquisition sich durch Neapel verbreitet hatte. Sie gaben dem König durch drohende Anzeichen zu erkennen, daß sie keine Inquisition wollten und dulden würden. So war es schon früher im Jahre 1750 in Neapel gewesen, wo man dem damaligen Erzbischof von Neapel, dem Cardinal Spinelli, die Absicht beimaß, ein Inquisitions-Tribunal wieder aufzurichten. Ein Volksaufstand schien sich über das ganze Königreich zu verbreiten, der König sah sich genöthigt, mit den empörten Massen zu unterhandeln und ihnen Ver-

sprechungen zu machen, und der Erzbischof, von dem Aufstande verfolgt, mußte sogar seinen bischöflichen Sitz räumen und sich nach Rom flüchten. Die Könige von Neapel konnten freilich auch ohne Hülfe der Inquisition mit Allem fertig werden, und die Polizeigewalt, die im Laufe der Zeiten auch etwas zugelernt hat, versieht in solchen Staaten, wie Neapel, und anderswo, den Dienst eines heiligen Officiums nicht minder scharf und tödtlich, als es das aus dem religiösen Verfolgungsgeist hervorgegangene Tribunal je gethan. Es wäre eine große Verkennung ihrer eigenen Leistungen, wenn die Polizeikönige der neuen Zeit noch der Inquisition bedürfen sollten, die für diese Herren lediglich eine veraltete Form ist.

Auch zur Verbesserung gemeinnütziger und volkswirthschaftlicher Einrichtungen der Gesellschaft haben die Priester, wenn es sich dabei um ihren Einfluß handelte, nur selten die Hand geboten, wenn sie nicht vielmehr ihren schwer zu besiegenden Widerstand dagegen eingelegt. So sind die Priester in Neapel das hauptsächlichste Hinderniß geworden, um das gesundheitsgefährliche Beerdigen mitten in der Stadt und in den Grüften der Kirchen aufhören zu lassen. Obwohl die Regierung ein Gesetz erlassen, worin der Bevölke-

rung eingeschärft wird, ihre Gestorbenen nicht anders als auf den Friedhöfen der Stadt beerdigen zu lassen, so ist doch in Neapel ein sehr barbarischer Gebrauch herrschend geblieben, der wesentlich durch die Priester aufrecht erhalten und unterstützt wird. Unempfindlich gegen das allen gesitteten Völkern tief innewohnende Bedürfniß, die Ueberreste ihrer Abgeschiedenen in einer eigenen und sorgsam behüteten Gruft vereinigt halten zu können, bestatten die Neapolitaner, auf Zureden ihrer Priester, noch immer sehr häufig in den allgemeinen, oft sehr übelriechenden und schlammigen Grüften der Kirchen, in denen Alles neben- und durcheinander, ohne Unterschied der Individuen, beigesetzt wird. Die Priester würden freilich den reichen Ertrag der Seelenmessen einbüßen und auch ihre Einkünfte vom Fegfeuer schmälern, wenn die Bestattung auf den Friedhöfen zur ausschließlichen Regel gemacht würde. Denn wer die Gruft seiner Angehörigen in der Kirche hat, wird gewiß geneigt sein, dort, in der unmittelbaren Nähe einer geliebten Ruhestätte, bei weitem häufiger für das Heil der Verstorbenen die Messe lesen zu lassen.

Bei den Neapolitanern hüllt sich ihre Anhänglichkeit an die Kirche und den Clerus leicht in ein humoristisches Gewand, wodurch ein freier Eindruck hervor-

gebracht wird, welcher der Absicht oft gar nicht entspricht. So wunderten wir uns bei unserm Besuche des Café Nocera an der Piazza S. Francesca di Paolo, wo wir alle Tage der Allgemeinen Zeitung wegen einkehrten, daß wir dort jedesmal einen kleinen Jungen sahen, der vom Kopf bis zu den Füßen vollständig als Geistlicher gekleidet war, und in dieser Tracht eine unendlich komische Wirkung machte. Dem kleinen, kaum vierjährigen Manne war das Haar ganz kurz geschnitten, statt der Tonsur trug er ein kleines schwarzes Käppchen auf dem Kopf und ein weißer Ueberwurf erhöhte die Täuschung des priesterlichen Costüms. Der Junge, der in dem Café auf- und niederlief und der die Stammgäste gern mit sich spaßen ließ, war der Sohn des Wirths und man brachte bald die Geschichte des kleinen vierjährigen Priesters in Erfahrung. Es ist nämlich in Italien, und besonders in Neapel, eine sehr verbreitete und beliebte Sitte, daß, bei der Krankheit eines ihrer Kinder, die Eltern ein Gelübde thun, wonach sie, wenn die Genesung recht bald und glücklich erfolgt, ihrem Schutzpatron oder irgend einem beliebigen Heiligen das Versprechen geben, ihr Kind entweder ganz dem geistlichen Stande zu widmen oder es wenigstens eine Zeitlang und bis zu

einem gewissen Alter die Kleider eines Priesters tragen zu lassen. Der letztere Fall war bei dem Sohn vom Café Nocera eingetreten, und wir freuten uns über die wichtigen und doch so drolligen Gebärden, mit denen das kleine Närrchen, ein hübscher, schon wieder ganz pausbackig gewordener Junge mit pechschwarzem krausem Haar, in diesen Falten der geistlichen Tracht sich benahm. Dies ist durchaus im neapolitanischen Charakter, denn es heißt dies, aus der Kirchengläubigkeit wieder eine wahre Komödie zum Lachen erzeugen. Dem Besitzer des Café Nocera, einem sehr wacker aussehenden Mann, war es gewiß Ernst mit seinem Gelübde und er glaubte zu Ehren der Kirche und der Geistlichkeit zu handeln, wenn er eine so lächerliche Mummerei mit seinem Jungen vornahm. Er wollte gewiß keinen Spaß machen, aber dieser kam doch zuletzt lichterloh bei der Sache heraus und man lacht mit diesem kleinen Priester leicht das ganze Priesterthum aus. Der Clerus selbst findet aber gar kein Arges daran, die Geistlichen verkehren gerade in diesem Café sehr häufig, und der Besitzer desselben steht wegen seiner guten kirchlichen Gesinnung auch bei der Polizei in gutem Geruch, weshalb er auch die Allgemeine Zeitung auslegen darf,

was ein persönliches Vorrecht in Neapel ist, und keineswegs allen Caféhäusern hier freisteht.

In Neapel giebt es auch eine sehr große Anzahl von Klöstern, welche in diesem Lande, wie überall, eine üppige Pflanzstätte religiöser Schwärmerei und Verkehrtheit wurden. Seitdem die verjagten Jesuiten doch wieder Zutritt im Lande gefunden, begann auch das Klosterwesen in Neapel sich von neuem zu erheben und die verödet gestandenen Klöster füllten sich von neuem mit den zurückkehrenden Mönchen und Nonnen, neue Klöster erhoben sich und wurden neue Vereinigungspuncte der verschiedenen Orden, die sich in Neapel stets in mehrere Parteien und Unterabtheilungen zerlegten. Die erste Gemahlin Ferdinands II., eine Prinzessin von Sardinien, begünstigte diese Richtungen, und an ihr rankte sich die neapolitanische Pfaffenwirthschaft zuerst wieder üppiger empor. Die Niederlassungen der Benedictiner, in denen die vornehmen Elemente der neapolitanischen Gesellschaft, besonders die jüngeren Söhne aristokratischer Familien, sich absetzen, nehmen eine Hauptstelle darunter ein, auch gehen von diesem Orden am meisten Einwirkungen auf den Unterricht aus. Eine gewisse volksthümliche Haltung und Beweglichkeit ist auch den neapolitanischen Mönchen nicht

abzusprechen, und sie unterscheiden sich darin wesentlich von der steifen und anmaßenden Grandezza der römischen Pfaffen. Dies zeigt sich auch an den Festtagen der Klöster, deren jedes seinen eigenthümlichen hat, und die an den Tagen ihrer besonderen Heiligen und Schutzpatrone oft mit einem sehr glänzenden Effect nach Außen hin gefeiert werden. Gewöhnlich strahlt dann ein solches Kloster im Schmuck einer durchaus weltlichen Illumination, in der durch farbige Papierstreifen, die geschickt mit den erleuchteten Gläsern verbunden sind, die künstlichsten und wirksamsten Lichter hervorgerufen werden, wie wir bei einer Feier dieser Art, welche in die Zeit unserer Anwesenheit fiel, bemerkten. Auf dem Platz vor dem Kloster findet dann gewöhnlich ein sehr reges und lustiges Volkstreiben Statt. Man spielt eine Serenade, zu welcher den Mönchen die Musik eines Regiments für diesen Abend bewilligt wird. Die Mönche selbst, feiste und stämmige Figuren, augenscheinlich zu jener Klasse gehörig, welche die Neapolitaner porci del Signor Iddio (die Schweine des lieben Herrgotts) nennen, waren aus ihrem Kloster herausgetreten, und mischten sich mit vergnügt strahlenden Gesichtern unter das Volk. Manche sprachen freundlich und lebhaft mit den in ihrer Uniform blitzenden Soldaten,

welche ihre rauschende Musik mehr wie zu einem Maskenball als zum Fest des Kirchenpatrons gewählt hatten. Alles wogte durcheinander, die Kinder begannen zu tanzen, das Volk neckte sich und machte Späße, und brach von Zeit zu Zeit in lauten Jubelrufen aus. Durch alles dieses Getümmel hindurch schritt die Gestalt des Mönches in leichten, freundseligen Bewegungen. Selbst die lascivste Tollheit der Menge störte ihn durchaus nicht in seinem Behagen, er war der eigentliche Mann des Volkes, er konnte Alles ertragen und mitmachen, er lächelte wohlwollend und aufmunternd zu Allem, und wenn es darauf ankam, war er aller dummen Streiche Meister und Angeber.

In das Klosterwesen Neapels kann man leicht einen tieferen Blick thun als anderswo, da es hier Klöster giebt, in denen auch weltliche Personen auf eine Zeitlang gastlichen Zutritt erhalten. Dies ist namentlich in den Benedictinerklöstern der Fall, wo Fremde, die sich durch ihre Verhältnisse dazu empfehlen, und eine gewisse Garantie in sich tragen, auf eine Frist von drei Tagen bereitwillig aufgenommen werden. Wird das Gastrecht auf eine längere Zeit in Anspruch genommen, so tritt ein kleines Kostgeld ein, das für Katholiken sehr gering sein soll, für Protestanten aber

auf das Doppelte sich erhöht. Dafür nehmen diese Gäste, die nur die festgesetzte Klosterordnung zu beobachten haben, an dem Zusammenleben der Mönche, die in den Benedictinerklöstern Don titulirt werden, in jeder Weise Theil, nur die Betstunden brauchen sie nicht mitzumachen, und im Refectorium speisen sie an einer besonderen Tafel. K. A. Mayer rühmt sehr die Geselligkeit und den guten Ton zu leben, welchen man in diesen Benedictinerklöstern findet, die nach Außen hin einen beständigen regen Verkehr unterhalten und mit der Literatur und Wissenschaft des Tages sehr genau vertraut sind. Auch die eleganten und galanten Sitten der neapolitanischen Benedictiner sind bekannt. Damen, die bei ihnen sehr zahlreich, mit und ohne Begleitung ihrer Herren, zum Besuch eintreffen, dürfen ihr Kloster zwar nur bis zu einer gewissen Stelle betreten, wo in der Mitte des ersten Kreuzganges ein hölzernes Gitter angebracht ist, aber die Benedictiner haben ein besonderes, dicht an der Eingangspforte belegenes Zimmer für Damen, in denen sie das schöne Geschlecht, das zu ihnen kommt, sehr reichlich und heiter zu bewirthen pflegen. Die Damen der Gastfreunde müssen außerhalb des Klosters ihre Wohnung nehmen. Die Benedictiner gestatten sich aber gern

ihnen die aufmerksamsten Besuche zu machen, und sollen als feine und unternehmende Lebemänner viel Gutes zu genießen bekommen.

Die liebenswürdige Offenheit, mit der die Benedictiner sich auch unter dem Zwang des einfriedigenden und von der Welt trennenden Klostergelübdes das Leben frei und genießlich zu erhalten wissen, verdient gewiß einen großen Vorzug vor der düstern und heimtückischen Frömmigkeit, die sonst das Klosterleben, namentlich in Italien und Frankreich charakterisirt, und in deren Verstecken die größten Laster gedeihen. Der geschlechtliche Wahnsinn, der sonst in den Klöstern so leicht sich ausbildet, wird bei den klugen Benedictinern, die ihrer Phantasie einen lebendigen Ausweg zu schaffen wissen, nicht herrschend gefunden. Der unglückliche Mönch, der trägen, schlotternden Ganges, bleich und mit tiefen, blauen Rändern unter den unheimlich glühenden Augen, durch die Klosterhallen einherschleicht, der plötzlich, erst träumerisch zusammenfahrend und seufzend, dann wild aufzuckend, vor einer nackten Bildsäule der Jungfrau Maria stehen bleibt, und sie dann leidenschaftlich mit seinen Armen umfängt, seine heißen Lippen auf ihren Mund pressend, mit seiner fiebernden Hand ihre Formen betastend, dieser arme Schelm war gewiß

kein Benedictiner. Die katholische Kirche ist immer sehr streng gegen Verirrungen dieser Art gewesen, die in ihrem eigensten Schooße ausbrechen, aber eine Hauptschuld tragen daran alle ihre Einrichtungen, Symbole und Traditionen, die den Keim sexueller Aufregungen mitten in das Kirchen- und Klosterleben hineingepflanzt haben. Der verliebte Cultus der Jungfrau Maria, und die durch den Kirchendienst gebotenen frommen Galanterieen gegen so viele heilige Frauenzimmer, die entweder mit nackten Beinen und Brüsten, oder in einer verführerischen, üppigen und koketten Toilette in den Kreuzgängen umherstehen, haben manchen armen Teufel, der sich in dieser klösterlichen Abgeschiedenheit vergraben und abtödten mußte, und dessen Jugendtriebe zuletzt als Wahnsinn wieder aufbrechen, in Verzweiflung und Raserei gestürzt. Die Kirche geht dann mit ungeheuren Strafen gegen den Sünder los, der den kalten Marmor freventlich umarmt und mit der Wuth seiner taumelnden Sinne durchglühen und zu warmem Fleisch aufwecken wollte, aber er verdankt seinen Wahnsinn doch nur dem unnatürlichen Banne, welchen die Kirche wie einen eisernen Reifen um seine ganze Lebensidee gelegt hat. Wenn die Klöster einen Mittelweg finden könnten zwischen ihrer unvernünftigen Regel und dem

menschlichen Verkehr mit der Welt, so würden sie sich wenigstens davor bewahren, Anstalten des Verderbens und Verbrechens zu sein, und durch ihre geheimen Laster jeden Anspruch auf Zulässigkeit in dem gesellschaftlichen Organismus einzubüßen.

Der Geschlechtstrieb wird freilich durch die katholische Kirche, ihren Cultus und ihre Ceremonieen auf alle und jede Weise rege gemacht, oder er bringt die verschiedenen Geschlechter leicht in die Lage, sich in der Kirche auf eine elektrische Weise zu berühren. Es mag in Anbetracht der guten Lebensart ein Fehler des Protestantismus sein, daß er nicht so viel zum Knieen und Knixen auffordert, wie dies der katholische Gottesdienst thut, aber das galante Ceremoniell des letzteren ist nicht nur gegen die Heiligenbilder und gegen die großen Namen, welche knieend in der Messe angehört werden, verbindlich, es wird auch oft zu einem folgenreichen Rendezvous der in dichten Reihen neben einander Knieenden, die sich mit ihren Gewändern, ihren Gliedern und ihrem Athem berühren, woraus schon Boccaccio und die italienischen Novellisten so viel Veranlassung zu den interessantesten Verwickelungen und Abenteuern geschöpft haben. Dahin gehört auch der Gebrauch, den Damen das Weihwasser zu reichen, den

wir besonders in Neapel in den Kirchen sehr häufig ausgeübt sahen und der überhaupt in Italien zur guten Lebensart beim Kirchengehen gerechnet zu werden scheint. Wenn man in Begleitung einer Dame sich befindet, bringt es durchaus die feine Sitte mit sich, hierbei als Cavalier seine Dienste anzubieten. Dies geschieht, indem man zuerst seinen Finger in das mit Weihwasser gefüllte Becken taucht, und dann von sich auf die Hand seiner Begleiterin überträgt, die man dabei freilich nur an den äußersten Fingerspitzen flüchtig berühren darf. Sobald die Dame von dem Herrn das Weihwasser angenommen hat, macht sie das Zeichen des Kreuzes. Die Ceremonie sieht sich sehr gut an, und schließt doch immer einen gewissen Vorzug in sich, der nicht Jedem gewährt zu werden scheint.

Ein wahrhaft wohlthätiges Element, welches neben den Priestern und Mönchen hergeht, sind die Brüderschaften (confraternità) in Italien, freigebildete Vereine, die jedoch auf gewissen Statuten beruhen, welche von der Regierung genehmigt worden sind. Diese Brüderschaften, die wir schon in Rom und Florenz in ihrer wunderbaren und ergreifenden Weise walten sahen, sind ein eigenthümliches Element, in dem sich der rege Associationsgeist der modernen Italiener, und ihre Be-

fähigung zu neuen socialen Entwickelungen, sehr überraschend für jeden Fremden ausdrückt. Man kann diese, ungemein viel Zukunft in sich tragende sociale Association in ganz Italien, besonders aber in Rom, Florenz und Neapel beobachten, und wir waren ganz erstaunt, auch in der Stadt der Ferdinande, wo sonst jede selbstständige, aus der Gesellschaft hervorgehende Lebensäußerung als ein strafwürdiger Aufstand erscheint, diese sogenannten Brüderschaften walten zu sehen.*) Diese frei Vereinten, zu denen Männer aus allen Ständen, oft aus der höchsten Aristokratie, sich zusammenfinden, suchen ihre hülfreiche Thätigkeit, die allen Leidenden und Hülflosen zugewandt ist, auf verschiedene Gebiete des socialen Lebens zu vertheilen. Wenn sie in Thätigkeit sind, legen sie Masken an, und hüllen sich in eine Vermummung, in der nur Augen und Hände sichtbar bleiben. Viele Brüderschaften tragen eine leinene Kutte mit Kapuzen, die Kopf und Gesicht bedecken und in die nur zwei Löcher geschnitten sind,

---

*) Neuerdings haben sich auch in Deutschland, namentlich in Stuttgart, hier besonders unter dem wirksamen und segensreichen Einfluß des Herrn Georg von Cotta (die „Johannis-Gesellschaft") ähnliche Bestrebungen gebildet und mit dem entschiedensten Erfolg in Thätigkeit gesetzt.

durch welche die Augensterne seltsam heraussehen. Am Aermel oder über den Rücken herab hängen ihre hellgrauen Pilgerhüte, welche die Form von Cardinalshüten haben. In dieser Erscheinung, hinter der man eher teuflische Dämonen, als Wohlthäter der Gesellschaft vermuthet, gehen die Brüder hinaus, um ihre Arbeit zu verrichten. Die einen folgen den Leichenbegängnissen der Armen, deren Kosten gänzlich aus der Kasse bestritten werden. Andere gehen mit Büchsen in den Häusern umher, und sammeln Geld für alle mögliche Unglückliche, selbst für die Seelen, die im Fegfeuer schmachten. Andere nennen sich die Brüder der Erlösung, und sorgen dafür, gefangene Neapolitaner in der Barbarei loszukaufen. Eine andere Brüderschaft hat sich vorzugsweise aus Geistlichen selbst gebildet, und ihr Zweck besteht darin, den zum Tode verurtheilten Verbrechern in den letzten Tagen vor ihrer Hinrichtung beizustehen und ihnen noch alle möglichen Wünsche vor ihrem Ende zu gewähren. Dann sorgen sie für die hinterbliebene Familie des Hingerichteten, lassen seine Kinder erziehen und übernehmen die Ausstattung für seine Töchter.

Eine eigenthümliche Brüderschaft dieser Art, die besonders in Neapel einheimisch zu sein scheint und

sich durch die weiße Farbe ihrer Kutten (daher auch confraternità de' Bianchi genannt) von den übrigen unterscheidet, ist die Brüderschaft der Friedensstifter. Ihr sehr nützlicher und rührender Beruf besteht darin, daß sie, meist paarweise vertheilt, in den Straßen umherschweifen und an den Häusern horchen, sich oft auch in denselben verstecken, und auf jede darin vorgehende Bewegung Acht haben. Dringen Scheltworte aus den Fenstern herunter, oder hören sie an irgend einer Thür, daß man sich zankt, so säumen sie nicht, in die Wohnung einzutreten und in ihrer unerwarteten Erscheinung sich den Zankenden vorzustellen. Ihr Eintritt bringt gewöhnlich Wunder hervor, denn sie werfen sich stumm und mit einer schweigenden Gebärde den Streitenden zu Füßen, und beschwören durch ihr stilles, geheimnißvolles Flehen alle Aufregung und Erbitterung. Es muß eine unbeschreibliche Wirkung hervorrufen, wenn die in Streit und Leidenschaft gegen einander Tobenden plötzlich zwei gespensterhaft vermummte Gestalten zu ihren Füßen niederstürzen sehen, um sie mit Zeichen und Gebärden an die Nichtigkeit jedes irdischen Zankes zu mahnen. Die Folgen davon sollen stets hinreißend und überwältigend sein, die Streitenden werfen ihre Messer fort, die sie schon gegen einander erhoben hatten,

oder sie stürzen sich mit Thränen in die Arme, um ihren Frieden, oft auf immer, mit dem mißverstandenen Freund, der falsch beschuldigten Gattin, zu schließen. Die Wohlthat, aus der diabolischen Verwickelung eines Zankes sich durch diese Intervention der reinen Menschenliebe erlöst zu sehen, bringt in das ganze Gemüth einen erhebenden Schwung, und regt zu späteren guten Thaten an. Die Bettelmönche wissen davon zu profitiren, denn sie haben auch, vielleicht in Nachahmung jener Brüderschaften, die Maxime angenommen, am liebsten zu Zankenden zu gehen und dieselben fußfällig um eine Gabe zu bitten. Ist es ihnen gelungen, durch ihre Dazwischenkunft den Sturm zu beschwören, so schütteln sie unmittelbar darauf mit ihren Büchsen, und es fällt aus den Händen der Versöhnten gewiß eine bei weitem größere Gabe hinein, als zu einer anderen Zeit geschehen wäre.

Diese Brüderschaften haben der katholischen Kirche ein Element abgewonnen, das ganz eigentlich auf kirchlichem Boden wächst, und dem Geiste des Katholizismus und allen seinen Einrichtungen im innersten Wesen entspricht. Es ist dies das Element der Association, welches die Kirche ganz ursprünglich in ihrem Schooß trägt, und das die Brüderschaften in einer volksthüm-

lichen Form aufgenommen und nach Außen entwickelt haben. Diese Wirksamkeit konnte nur in und mit dem Symbol der katholischen Kirche und unter einer Bevölkerung, welcher die Ehrfurcht dafür in ihrem Herzen eingegraben ist, so trefflich gedeihen. Die Brüderschaften in Italien haben hier zum Theil den Geistlichen ihren Beruf abgenommen und üben denselben in einer bei weitem freieren und die menschliche Natur um Vieles tiefer treffenden Wirkung aus. Der unmittelbare Einfluß der Priester und Mönche auf das häusliche und gesellschaftliche Leben hat sich in Italien höchst selten zu einer Anerkennung gebracht. Dieser Einfluß ist im Gegentheil meistens höchst unglücklich und schädlich gewesen, und namentlich da, wo sich die Priester, mit Anwendung der Grundsätze und Mittel der katholischen Religion, bemüht zeigten, Versöhnungen in einem auseinandergefallenen und gestörten Familienleben hervorzurufen. So haben die Priester in Italien besonders dadurch unglückliche Ehen gestiftet, und das Familienleben zerrüttet und vergiftet, daß sie unaufhörlich darauf bedacht sind, Jedem, der auch zu einer sittenlosen und gemeinen Person in ein geschlechtliches Verhältniß getreten, zu einer Ehe mit derselben anzuhalten und dadurch eine eben so zweideutige als verderbliche Ver-

söhnung mit der gesellschaftlichen Moral hervorzurufen. Das Familienleben ist dadurch in Rom, wie in Neapel, oft auf das Abscheulichste befleckt worden, und bringt weitere Folgen mit sich, welche die Criminalstatistik des Landes nicht selten um die abscheulichsten Beispiele bereichert haben. Es soll namentlich im Neapolitanischen häufig vorkommen, daß ein Sohn, getrieben von dem, besonders in Süd-Italien, tief eingewurzelten Begriff der Familienehre und Familienrache, seine Mutter getödtet hat, weil dieselbe nicht blos früher einem schimpflichen Wandel ergeben war, sondern ihn auch in der Ehe ausgiebig fortsetzte.

Wenn es der Beruf der Kirche wäre, Einfluß auf die innersten persönlichen Verhältnisse des Familienlebens und der Gesellschaft zu üben, so wäre die ungeheure Thätigkeit, mit welcher der italienische Clerus, wie mit Polypenarmen, auch das ganze sociale Leben umfaßt zu halten sucht, eine bewundernswürdige und großartige Erscheinung, vor welcher der Protestantismus mit seinem abstracten, mehr einer Schule gleichkommenden Wesen erblassen müßte. Aber die Uebergriffe der katholischen Kirche in das häusliche und ethische Leben der Nation haben unter derselben stets mehr Scandal als Segen verbreitet, und es spricht

mehr als alles Andere für die unzerstörbare National- kraft der Italiener, wenn man sieht, wie dieses Volk, trotz aller geistlichen und weltlichen Mißhandlungen, die es seit vielen Jahrhunderten erlitten, noch zu jeder Wiederbelebung und neuen Constituirung fähig und frisch geblieben ist, und jetzt einer neuen Phase seiner Geschichte, vielleicht nicht der unrühmlichsten und thatenlosesten, entgegenschreitet.

Auch die protestantische Gemeinde in Neapel lernten wir während unseres Aufenthalts kennen. Dieselbe gliedert sich in eine französische und deutsche Abtheilung, welche letztere vorzugsweise eine preußische ist. In der Kapelle, die sich im preußischen Gesandtschaftshôtel befindet, wird abwechselnd deutsch und französisch gepredigt, und die preußische Regierung, welche die Sache des Protestantismus auch unter den fremden Völkern für ihre unabweisliche Mission ansieht, hat mit großer Bereitwilligkeit die Bestreitung aller Kosten dieser Kapelle und den Unterhalt des von ihr eingesetzten Geistlichen, der ein Berliner ist, übernommen. Den französischen Geistlichen hat die französische Regierung eingesetzt, und wahrscheinlich zahlt sie auch das Gehalt desselben, während die französische Gesandtschaft sich sonst mit dem Schutz begnügt, den sie der protestan-

tischen Gemeinde in Neapel ausgesprochen hat, indem sie alles Andere, was zu zahlen ist, Preußen überläßt.

Diese französisch-deutsche Protestanten-Gemeinde, die erst seit dem Jahre 1826 in Neapel besteht, und als ein kleines Häuflein zuerst in dem Hause eines deutschen Kaufmanns, des verstorbenen Fellinger, sich gottesdienstlich zu sammeln begann, zählt jetzt ungefähr 800 Mitglieder, zu denen auch die Protestanten gehören, welche in den in Neapel und Padua liegenden Regimentern der Schweizergarde sich befinden. Denn Ferdinand I. ließ in dem Vertrag, welchen er mit den schweizerischen Cantonen über den Eintritt ihrer Landeskinder in seine Leibwache schloß, die Confessionsfrage ganz unberührt, während zur Leibwache des Papstes in Rom ausschließlich nur Katholiken geliefert werden dürfen.

Die kleine Kapelle im preußischen Gesandtschaftshôtel macht einen sehr freundlichen und ansprechenden Eindruck, und sie wird bald bedeutend erweitert werden müssen, wenn die mit dem Jahre 1859 neu aufgegangene Saat in Italien weiter zur Reife gekommen sein wird. Ein Glockengeläut zu führen, ist der protestantischen Gemeinde in Neapel natürlich nicht erlaubt, dagegen ist ihr die Last aufgebürdet, den König von Neapel in

ihr Kirchengebet einschließen zu müssen, was freilich ein hartes Stück Arbeit sein mag.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte der Kapelle eine kleine Orgel geschenkt, um den Gesang zum Gottesdienst zu begleiten. Diese ist aber in letzter Zeit durch eine neue, ausreichendere Orgel ersetzt worden, welche J. Scheible, ein in Neapel lebender Würtemberger, verfertigte, und zu der die Kosten theils durch die preußische Regierung, theils durch andere milde Beiträge zusammengebracht wurden. —

IV.

Das Leben in Neapel.

Neapel war den andern Staaten Italiens stets in der höheren gesellschaftlichen Entwickelung, in der Verbesserung der Staatseinrichtungen, und in einer gewissen Pflege der Geistescultur, vorangegangen. Alle fruchtbaren Keime zu einem großen und mächtigen Italien lagen gewiß von alter Zeit her in den Boden Neapels eingepflanzt, und es fehlte nichts an der Anlage, um von hier aus die italienische Nationalität auf ihren wahren Gipfel zu erheben. Wenn die Ernte von dieser vollen Saat ausblieb, so konnte dies nur in einem Lande geschehen sein, wo dem, Geist und Sitten verderbenden Einfluß der Priester sich noch die Tyrannenwirthschaft bösartiger, volksfeindlicher und in blöder Gewalt herrschender Könige hinzufügte. So wurde Neapel das unglücklichste und verwildertste Land Ita-

liens, während es, durch Natur des Bodens und Begabung seiner Einwohner, dazu bestimmt war, das glücklichste zu sein und als der wahre Stern Italiens, einigend und alle getrennten und zerstückelten Theile zu sich rufend, über der ganzen Nation zu leuchten.

In Neapel, wo von jeher die üppigsten Genüsse Europa's und Asiens vereinigt waren, hatte auch der Geist stets die kräftigsten Ansätze genommen, zu blühen und in eine bedeutende Entwickelung zu treten. Es schien hier in der That Alles auf ein Paradies der Erde angelegt zu sein, denn die geistigen Kräfte schienen in Neapel noch bei weitem weniger zurückzudrängen, und zu verderben, als die Fruchtbarkeit des Bodens, der freilich in manchen Gegenden des Königreichs mit allen seinen in ihm versteckten Schätzen so unverantwortlich verkommen, und unbebaut liegen bleiben muß. So viel uncultivirte Landstriche, als in Neapel, giebt es kaum in irgend einem anderen Lande der Welt, und doch ist überall Segen und Ueberfluß, wohin die Bevölkerung nur greifen will, und der Reichthum der Ernten ermüdet den Faulen, dem seine Genüsse fast über den Kopf wachsen. Die Abhänge der Gebirge, auf denen der Olivenbaum bis zum höchsten Gipfel hinauf prächtig gedeiht, würden mit einer wahren Wundercultur bis

in die Ebene herab blühen, wenn man den Anbau in Terrassenform, wie er in Piemont so erfolgreich geschieht, nur mit einiger Anstrengung hätte versuchen wollen. Man giebt sich hier nicht einmal die Mühe, die von den herrlichsten Trauben schweren Weinstöcke an den Bäumen aufzuspannen, sondern man läßt die prachtvollen Reben, unbekümmert um ihre Pflege, an der Erde herumliegen, denn in diesem Alles überwachsenden Tumult von Genüssen wird die Nachlässigkeit und Sorglosigkeit um den Genuß wieder zu einem ganz neuen Lebensreiz.

Der Leichtsinn und der Genuß mitten im Genuß, welcher der eigentliche Character der Italiener ist, kann leicht ein günstiges Element werden, den Geist zu beflügeln, und die Schwere des materiellen Daseins zu überwinden. Die glänzende Begabung des neapolitanischen Volkes für Poesie und Gesang, worin der Neapolitaner alle anderen Italiener weit übertrifft, hängt damit auf das Wunderbarste zusammen. Es ist hier nur von dem Talent selbst die Rede, und von einem blühenden und begeisterten Sinn für das Schöne, der alle Volksklassen in Neapel fast gleichmäßig durchdringt. Aber zur Ausbildung einer höheren Kunstpoesie fehlt es dem Neapolitaner an einer gewissen Gediegenheit

des Naturells, obwohl er in seinen Unterrichts-Anstalten sogar planmäßig darauf ausgeht, Poeten zu erzeugen, und die Poetik selbst in den Klosterschulen einen Gegenstand des Unterrichts bildet. Aber die eigentliche Form für die poetische Begabung der Neapolitaner ist die Improvisation, die in den niedrigsten Kreisen oft den bewundernswürdigsten Aufschwung nimmt. Diese Improvisationen entwickeln sich oft in der ungezwungensten Weise auf den Straßen und vor den Hausthüren, wo die unscheinbarsten Leute Abends plötzlich einen Zuhörerkreis um sich versammeln, und demselben in einem unabreißbaren Redefluß und in den tönendsten Versen alles Mögliche auf Bestellung vortragen, wobei ihre Mienen und Gebärden oft die größte theatralische Heftigkeit und die hinreißendste Naturwahrheit ausdrücken. Die Leistungen dieser Improvisationen können oft noch neben den höheren Kunst-Improvisatoren, an denen Neapel von jeher und bis in die neueste Zeit hinein so reich war, eine eigenthümliche Geltung in Anspruch nehmen. Es ist aber die poetische Volksproductivität selbst, die sich überhaupt in dieser Improvisation ergießt, und ein begabtes Naturell aufzeigt, das sich nur zu schütteln und in Bewegung zu setzen braucht, um auf die naivste Weise jedem Inhalt einen dichterischen

Schwung und einen farbenreich schillernden Ausdruck geben zu können.

Auf dieser elastischen Grundlage des Volksnaturells scheint sich viel leichter als anderswo eine allgemeinere wissenschaftliche Bildung zu entwickeln. Man bemerkt dies in Neapel schon auf den Straßen, besonders wenn man die unaufhörlich pulsirende Straße Toledo hinabgeht, wo in dem oft unentwirrbaren Getümmel auch die vielen wandernden Antiquare, die fast an jeder Straßen-Ecke mit einem Kram von Büchern und Flugschriften sich aufgestellt haben, unsere Aufmerksamkeit und Verwunderung fesseln. Unter der Regierung der Ferdinande und einer unzählbaren Legion von Priestern doch so viele Bücher zu Jedermanns Gebrauch auf den Straßen feilgeboten zu sehen, hatten wir wahrlich nicht erwartet. Man kann in Neapel bei weitem besser und leichter Bücher kaufen, als in Rom, wo die geistliche Hand sich mit der größten Strenge und Genauigkeit über diese gefährliche Waare breitet und das Publikum möglichst schon von dem Anblick eines Buches entwöhnen möchte. Fast sind es nur Gebetbücher, und die erlaubten Unterrichtsbücher, namentlich der Jesuiten, untermengt mit einigen Romanen von Paul de Kock, oder einem versprengten Exemplar von Geßner's Idyllen

was man in den Antiquarläden in Rom und bei den kleinen Bücherkrämern auf den Straßen bemerkt. Aber in Neapel fanden wir auf diesen Stellen eine bei weitem reichere und freiere Auswahl, die uns schon deshalb in die höchste Verwunderung setzte, weil wir nicht geglaubt, daß irgend ein Buch, welches, nach der patriarchalischen Ansicht einer väterlichen Tyrannen-Regierung, doch mehr oder weniger ein gefährliches Schießgewehr für Kinder ist, hier offen anzutreffen sein würde. Noch mehr steigerte sich unser Erstaunen, als wir uns in die deutsche Buchhandlung des Herrn Albert Decken begaben, eines Landsmannes, der ein sehr schwunghaftes Geschäft mit deutscher Literatur auf dem Largo reale betreibt. Wir fanden bei ihm sehr viele Werke deutscher Wissenschaft vorräthig, die in Neapel nicht nur ganz unbehindert verkauft werden, sondern auch einen beträchtlichen Absatz finden sollen. Von den Werken des Königsberger Philosophen, Immanuel Kant, in der Ausgabe von Rosenkranz, verkaufte der Buchhändler binnen Kurzem acht Exemplare, sechs Exemplare von des großen Begriffsphilosophen Hegel gesammelten Werken, und nicht etwa an Fremde, sondern an das einheimische Publikum. Es giebt überhaupt in Neapel, mehr als in Rom, Leute, die bedeutende Studien

treiben, besonders in der höheren Gesellschaft, in der auch die Damen sich häufig sehr wissenschaftlich beschäftigen. In der Stadt des Papstes, in der die Priesterregierung die Wissenschaft als ihren ärgsten Feind bekämpfen muß, haben die höheren Stände längst aufgehört, eine Ehre der Aristokratie in der wissenschaftlichen Beschäftigung zu suchen, wie es sonst zu den glänzendsten Vorzügen des italienischen Adels gehörte. Der römische Nobile hält sich jetzt mit jeder Bildung für abgefunden, wenn er es nur wenigstens dazu gebracht hat, eine erträgliche Gemälde-Gallerie zu besitzen, was ihm ebenso zum Stolz gereicht, als dem deutschen Junker seine Pferde und Hunde. Man sieht in Neapel, daß in einem absoluten Tyrannenstaat Bildung und Wissenschaft immer noch besser und freier gedeihen können, als in einem Priesterstaat, der sich selbst umstürzen und abschaffen würde, sobald er die Schlange der Erkenntniß in seinem Paradies nähren wollte. Dieser gegen Geist und Bildung gerichtete Charakter des heutigen Rom ist wesentlich ein Werk Pius IX., der selbst ein gebildeter und geistig begabter Mann war, aber vor so vielen bedeutenden und großen Vorgängern, welche die Glorie der Kirche mit einem strebsamen und unterrichteten Geist zu verei-

nigen wußten, kläglich in den Schatten der Geschichte zurücktreten mußte. Charaktere, wie Pius, die nach allen Seiten hin organisirt sind, machen gewöhnlich an ihrer eigenen Vielseitigkeit Banquerott, indem sie, nirgend consequent, zuletzt immer aus der Freiheit in die Reaction, aus der Bildung in die tiefste Geistesfinsterniß sich retten müssen. Und dieses Wahrzeichen seiner eigenen Schwäche und Perfidie hat Pius dem heutigen Rom, der Kirche, dem Clerus und der Gesellschaft in allen Beziehungen aufgedrückt.

Da scheint es ein ganz anderes Leben in einer wirklichen, vollständigen, weltlichen Tyrannei zu sein. König Ferdinand II. von Neapel war zwar, wie man weiß, durchaus kein Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften, und auch sein Nachfolger, der jetzige Inhaber seines Throns, Franz II., hat bis jetzt keine darauf hindeutenden Spuren an den Tag gelegt. Besonders gegen die bildenden Künste, die überhaupt in Neapel keine große Aufmunterung fanden, zeigte Ferdinand II. eher eine Abneigung, als daß er sie jemals hätte fördern wollen. Die Plastik ist ein zu offenherziges Princip für den Geist eines Tyrannen.

Man sagte dem König Ferdinand sogar nach, daß er niemals auf dem Museum gewesen sei, obwohl die

großen Besitzthümer desselben zu den bedeutendsten Kunstschätzen Italiens zählen. Es würde sich dadurch bestätigen, was oft von ihm behauptet worden, daß er ein Mann ohne alle Bildung gewesen, und was sollte ein bloßer Gewaltherrscher auch mit der Bildung anfangen, welche ihm die Rohheit seines königlichen Handwerks bald verleiden müßte. Indeß, wie wir aus gutunterrichteter Quelle entnehmen, hatte König Ferdinand II. bald nach seinem Regierungsantritt, wo überhaupt einige freisinnige Schatten über seinen Weg liefen, auch die Kunst sich vorstellen lassen, um ihre Bekanntschaft zu machen. Er soll damals in der That einen zweistündigen Spaziergang durch alle Räume des Museo Borbonico unternommen haben, und da er einmal hier war, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, alle Winkel zu durchstöbern und selbst einige entlegene Cabinets in Augenschein zu nehmen. Dort sah er auch einige seit langer Zeit zurückgestellte Bilder, die aus den Sälen der Gallerie entfernt zu sein schienen und in Staub und Vergessenheit umherlagen. Dem König fiel das auf, er befahl diese Gemälde aufzuheben, und die zitternden Custoden zeigten ihm zwei ausgezeichnete Arbeiten von Micco Spadaro, die man aus politischen Gründen und Bedenken schon unter den früheren Regierungen

bei Seite gestellt und aus dem Museum selbst verbannt hatte. Der König betrachtete sich diese Bilder genau, und sie trugen im höchsten Grade seinen Beifall davon. Zwar war das eine das lebensgetreue Portrait des berüchtigten Masaniello, und das andere stellte mit demselben Pinsel des neapolitanischen Meisters die entsetzlichsten, den Masaniello verherrlichenden Blutscenen der Revolution von 1647 dar. Nachdem der König sich diese bisher verstoßenen Gemälde längere Zeit mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtet hatte, befahl er, denselben sofort wieder den Platz zu geben, den sie früher in dem Gemäldesaal des Museo Borbonico innegehabt hätten.

So wurden diese merkwürdigen Bilder, vielleicht aus einer augenblicklichen Laune des Königs, vielleicht weil der Genius der Kunst plötzlich die Tyrannenseele mit einem milden Lichtschimmer berührte, wieder in ihre alten Rechte eingesetzt. Man deutete dies damals auf den Freisinn der neuen Regierung, worin man sich natürlich bald getäuscht sah. Die Bilder von Micco Spadaro (Domenico Gargiulo), in denen wir zugleich die besten Arbeiten der neapolitanischen Malerschule vor uns haben, sind gewissermaßen Meisterstücke der revolutionnairen und volksthümlichen Malerei, wenn auch ohne

die hohe und verstandesvolle Technik, womit die neuere französische Malerei Gegenstände dieser Art oft zu dem glänzendsten und wahrhaft künstlerischen Effect herausgearbeitet hat. Das Portrait des Masaniello von Micco Spadaro ist zwar etwas geschmiert, aber es herrscht doch darin eine unnachahmlich schöne und frische Auffassung, die den König Ferdinand, der das gemeine Volk mehr als den Adel und den gespreizten Bürger liebte, angesprochen zu haben schien. Man sieht auf diesem in halber Figur gehaltenen Bilde den freiheitsbegeisterten Fischer aus Amalfi, wie er eben ganz behaglich aus einer kleinen Pfeife raucht, und diese schmeckt ihm offenbar so gut, daß sein verschmitztes lächelndes Angesicht bei weitem mehr an diesen Genuß als an das Gelingen des Aufstandes zu denken scheint. Das zweite begnadigte Bild von Micco Spadaro ist jenes wunderbare Tableau, das die Revolutionsscenen des Jahres 1647 auf dem Platz des Mercato in Neapel in der erstaunlichsten Mannigfaltigkeit der Gruppen und Trachten darstellt. Auf diesem fast großartigen Gemälde, welches in zwei Theile zerfällt, erscheint Masaniello zuerst im Kostüm der Lazzaroni, einer Tracht, die immer viel Gnade vor den Augen der neapolitanischen Könige gefunden, die aber diesmal freilich den Helden des Auf-

standes der neapolitanischen Volksviertel kleidete. Masaniello trägt das Crucifix in seiner Hand, und hält in der Mitte der ihn umdrängenden Volkshaufen eine zur Empörung aufrufende Rede. Auch erblickt man das Piedestal einer umgestürzten Statue, welche den damaligen Vicekönig von Neapel, den Herzog von Arcos, gegen welchen der Aufstand gerichtet war, darstellt. An diesem Piedestal hängen in doppelter Reihe die abgeschlagenen Köpfe der Vornehmen, deren Opfer die Revolution bereits verlangt hat. Hier und da sieht man auch Schaffotte und Räder aufgeschlagen, die eben in voller Arbeit begriffen sind, und die Schlachtopfer des Adels bedienen wollen, welche eine rasende Volksmasse, unter Mißhandlungen und Beschimpfungen aller Art, zur Richtstatt herbeischleppt. Die Gewaltthätigkeiten und Massacres, welche in den im Hintergrunde verstreuten Gruppen das wahnsinnig tobende Volk ausführt, füllen das Gemälde mit dampfendem Blut und Mord über alle Gränzen hinaus. Auf dem andern Theil des Bildes sieht man aber den Masaniello im vollen Triumph des Revolutionshelden wiedererscheinen; er hat sich auf ein großes weißes Roß geschwungen, einen prächtigen Renner, der ihn mit sichtlichem Stolz trägt. Jetzt erblickt man den Masaniello

in einem schönen reichen Kleide, das mit Gold und Silber gallonnirt ist, den Kopf geziert mit einer Toque von carmoisinfarbenem Sammet, überragt von einem weißen Federbusch; auf seiner offenen Brust trägt er ein Portrait der heiligen Jungfrau, das an einer goldenen Kette aufgehangen ist, wie man es bei den unteren Volksklassen in Neapel sehr häufig sieht. Unzählige Volksmassen drängen sich um ihn auf seinem Wege, und man grüßt ihn mit den feierlichsten Zurufungen und Ehrentiteln.

Dies Revolutionsbild ist mit so viel Naturwahrheit und dramatischem Ausdruck gemalt, daß seine Beschauung auch den größten Feind aller Volksaufstände fesseln kann. Diese beiden Bilder hängen jetzt wieder mit einem dritten des Micco Spadaro, das nach Niederwerfung der Revolution den triumphirenden Einzug Don Juan's von Oesterreich in Neapel darstellt, in dem ersten Saal des Museo Borbonico.

Das Museo Borbonico, das so viele hohe Meisterwerke der Kunst in sich schließt, hat auch noch eine besondere, seit zehn Jahren abgezweigte Sammlung, die unter dem Namen des Cabinetto riservato besteht und alle Gegenstände des Museums in sich aufnehmen mußte, in denen die Gebilde der Ueppigkeit antiker

Kunst zu herausfordernd für das größere Publikum erschienen waren. Auch bei dieser Gelegenheit bewies König Ferdinand II., daß sein Verhältniß zur Kunst nicht ganz so barbarisch war, als es ihm nachgesagt wurde. Denn die Anstößigkeit gewisser Bildwerke von wunderbarer Schönheit war zuerst durch den Papst Pius IX. ausgeklügelt worden, der, als er sich im Jahre 1849 in Neapel und Portici aufhielt, auch das Museo Borbonico gesehen hatte, und über mehrere seinem Sittlichkeitsgefühl anstößige Statuen sich nachdrücklich beim König beschwerte. Ferdinand, der seinem heiligen Gastfreund gern etwas zu Gefallen thun wollte, und doch mit dem geäußerten Bedenken nicht recht übereinstimmte, wußte sich anfangs gar nicht zu helfen. Pius IX., der die nackten Engel in der Peterskirche in Rom schon durch Blechhemden um die Hüften unschädlich gemacht hatte, glaubte auch dem König von Neapel im Interesse seines Seelenheils, wenn nicht eine ähnliche Procedur, so doch eine Verbannung gewisser Götter und Göttinnen aus dem Reich des Sichtbaren empfehlen zu müssen. Er muthete dem König in der That nichts Geringeres zu, als die große Marmorgruppe des Satyriskos und des jungen Faun, den bacchischen Sarkophag, auf dem sehr schöne über-

müthig quellende Glieder in den aufgeregtesten Stellungen sich durcheinander wickeln, und fast sämmtliche Venusstatuen, die bis dahin in dem Museum eine besondere Halle der Venus gebildet hatten, zu verbannen. Unter diesen herrlichen Liebesgöttinnen, die der Papst gänzlich brach legen wollte, befand sich auch die berühmte Venus Kallipygos, die Liebesgöttin mit dem schönen Hintertheil, die dem berühmten Bildhauer Cleomenes oder der Zeit desselben zugeschrieben wird. Pius hatte diesen Anblick unbeschreiblicher Reize nicht ertragen können, und es schien durchaus nicht in seiner Natur zu liegen, statt der vorwärts gehenden Freiheitsgöttin, mit der er zu nichts hatte kommen können, mit jener Venus Kallipygos sich zu trösten, die als rückwärts gekehrte und von hinten zur Geltung kommende Göttin, mit ihren an dieser Stelle so wunderbaren Schönheitslinien, dem Princip der Reaction zu entsprechen schien. Den König Ferdinand jammerte es, daß gerade diese Theile in die Acht erklärt werden sollten, aber er willigte ein, diese Ueppigkeiten des alten Olymp in einem besonderen und reservirten Cabinet aufstellen zu lassen, zu dem der Eintritt erschwert ward, aber doch gegen eine besondere Erlaubniß vom Minister des Innern oder dem Director und für einige Piaster er-

langt werden konnte. In der letzten Zeit seiner Regierung, in welcher der Einfluß der Beichtväter täglich bei ihm stieg, wurde es freilich nicht mehr möglich, seinen ehemaligen Schützling, die Venus Kallipygos, in ihrem Cabinet zu besuchen, während man diese Venus auf dem Capitol in Rom jetzt sogar schon für einen französischen Franc besuchen kann, denn Papst Pius war niemals consequent gewesen. —

Auch die Philosophie mag König Ferdinand persönlich keineswegs geliebt haben, denn sie paßte nicht zu seinen sonstigen Verrichtungen, und seine geistlichen Umgebungen hatten gewiß bei Zeiten dafür gesorgt, daß ihm eine Wissenschaft, die weder der Kirche noch der Polizei gehorchte, als ein Auswurf der Hölle darstellig gemacht wurde. Eine Anekdote aus dem Leben des Königs ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch. Als der jetzige König von Sachsen, damals Prinz Johann, der als Philalethes die göttliche Komödie des Dante übersetzt hat, in Italien reiste und auch in Neapel einen kurzen Aufenthalt genommen hatte, wurde er auch von dem König Ferdinand II. von Neapel in einer großen Audienz empfangen und dem Könige vorgestellt. Zur Verwunderung Aller sprach aber Ferdinand kein einziges Wort mit dem geistreichen und liebens=

würdigen deutschen Fürsten, nachher aber sagte er mit einem sehr gewichtigen Ernst zu seiner Umgebung: „Dies ist Einer von jenen philosophischen Prinzen, mit denen wir uns nicht einzulassen haben." Wahrscheinlich hatten die Beichtväter Ferdinands Bedenken getragen, den Uebersetzer des Dante in eine genauere Berührung mit Seiner allerkatholischsten Majestät treten zu sehen, denn Dante gilt bei dem italienischen Clerus noch immer für einen ewiger Verdammniß angehörenden Hochverräther, dem man schwerlich zutraut, daß er seitdem den Weg vom Fegfeuer zum Paradiese selber glücklich zurückgelegt haben werde.

Aber wo es seine Person nicht berührte, oder er dieselbe gänzlich unbetheiligt glaubte, hielt sich König Ferdinand wenig veranlaßt, der Literatur und den Wissenschaften große Schwierigkeiten im Lande zu machen. Zuweilen kam er sich sogar wie der alte Dänenkönig Kanut vor, der sich an das Meer setzte und seine Füße in die brausenden Wellen hinausstreckte, in der wahrhaft königlichen Ueberzeugung, daß die Woge nicht einmal seine Zehen zu netzen wagen würde. Zu Anfang seiner Regierung nahm er sogar der Geistlichkeit die ausschließliche Gewalt in Censursachen, und ließ für Bücher von einem kleineren Umfange auch von der

Polizei die Druckerlaubniß geben. Er trotzte auf die Natur der königlichen Gewalt selbst, wie jeder gute Despot, und erst allmählig gelang es den Priestern, ihm Furcht einzuflößen, und die Furcht vollendet erst den Despoten, indem sie ihm Alles, was aus dem freien und selbstständigen Gedanken entspringt, als seinen Feind erscheinen läßt.

Auf den neapolitanischen Unterrichtsanstalten ist jedoch, mit Ausnahme gewisser Lehrgegenstände, die den katholischen Kirchenglauben und die darauf begründete Weltanschauung berühren, ein verhältnißmäßig ziemlich weit ausgreifender Bildungsplan nicht zu verkennen. Dagegen ist die Astronomie noch immer beim Jugendunterricht verpönt, und wir hörten von jungen Deutschen, die sich in Neapel auf einem Erziehungs-Institut befanden, daß sie von dem die Anstalt beaufsichtigenden Geistlichen durchaus nicht die Erlaubniß hatten erhalten können, Privatstunden in der Astronomie bei einem hiesigen Professor zu nehmen. Die Lehre Galilei's und Kepler's, durch welche einst die ganze Welt auf einen andern Standpunkt gezogen wurde, ist in Italien noch immer nicht zu einer officiellen Anerkennung gelangt. Officiell glaubt man hier immer noch, daß sich die Sonne um die Erde drehe, und es wird beim

Jugendunterricht, wenn man diesen bei Kirche und Regierung mißbeliebten Gegenstand überhaupt einmal berühren muß, wenigstens als etwas sehr Problematisches hingestellt, daß es noch Meinungen der entgegengesetzten Art gebe; gewiß wird aber zugleich mit dem tiefsten Ernst hinzugefügt, wie darüber noch keineswegs endgültig entschieden worden sei, und auch wohl schwerlich jemals darüber bestimmte Klarheit herrschen werde.

In Rom sahen wir kürzlich noch die Zimmer Galilei's, in denen er einst im Vatican, im dritten Stockwerk, wohnte, und wo jetzt der Pater Theiner, einst ein guter Schlesier, nachdem er zum päpstlichen Archivar gemacht worden, sein Quartier genommen. Hier, wo einst einem neuen Sonnensystem nachgedacht wurde, giebt jetzt der Oratorianermönch Theiner die Acten des Tridentinischen Concils, jene trügerischen Grundsatzungen des alten Kirchenthums, aus dem geheimen päpstlichen Archiv heraus, und man traut ihm zu, daß er diese historischen Actenstücke, an denen noch immer Vieles hängt, bedeutend verfälscht haben wird, wie dies dem so gutmüthig aussehenden Schlesier, der freilich seine nachherige Carrière unter den Jesuiten gemacht, auch bei den von ihm veröffentlichten, auf Albrecht von Brandenburg bezüglichen, Documenten nachgewiesen worden ist.

Man wird sich deshalb nicht wundern können, wenn man vernimmt, daß die Commission für den öffentlichen Unterricht (giunta dell' istruzione publica), welche in Neapel die Oberaufsicht über alle Bildungsanstalten führt, fast gänzlich, und jedenfalls dem überwiegendsten Theile nach, aus Geistlichen besteht, die sonach bei allen wissenschaftlichen Instituten, der Universität, den Seminarien, dem Lyceum, wie bei der Volksschule und dem Privatunterricht, das priesterliche Bedürfniß und den Standpunkt der Kirche als alleinige und ausschließliche Norm geltend machen. Es versteht sich, daß unter diesen Händen absichtlich nur die tiefste Unwissenheit genährt und ausgestreut werden kann, denn die Könige und Priester von Neapel haben sich stets nur durch eine sorgfältige Abschließung gegen die gebildete und wissende Welt halten zu können geglaubt. Demgemäß sind auch hier die Elementarschulen wie die höheren Unterrichtsanstalten auf der niedrigsten und dürftigsten Stufe, obwohl doch immer, vielleicht aus dem lebendigen Volksnaturell heraus, Manches durchdringt und emporkommt, was selbst die geistliche und polizeiliche Zügelung nicht ganz niederzuhalten vermag. Wenn früher in Neapel, wie fast in allen Staaten Italiens, kein Schulzwang herrschte, und Jeder seine Kinder unter-

richten oder ununterrichtet lassen konnte, wie ihm beliebte, so sind doch auch in den letzten Jahrzehnten bessere Einflüsse auf den Volksunterricht hervorgegangen, und die Zahl derer, die im Königreich Neapel weder lesen noch schreiben können, und die früher wohl drei Viertheile der ganzen Bevölkerung betrug, dürfte sich jetzt, nach sachkundigen Mittheilungen, sehr verringert haben. Dazu haben die Bemühungen ausgezeichneter Neapolitaner Vieles beigetragen, und das Werk von Sabatini, das ein vollständiges System des öffentlichen Unterrichts aufzustellen sucht*), so wie der von dem gelehrten Erzbischof Mazzetti in Neapel ausgearbeitete Schulplan**), geben bedeutende Fingerzeige auf künftige bessere Bildungszustände des Sicilianischen Königreichs, indem sie Ideen ausstreuen, die in Rom, unter dem unmittelbaren Einfluß der päpstlichen Curie, weder gefaßt noch verbreitet werden konnten. Früher herrschte der seltsame Gebrauch, daß man nur den Schulunterricht der Knaben begünstigte, und den Unterricht der Mädchen höchstens

*) Sabatini Riflessioni concernenti un sistema d'istruzione publica collegato cò principii della legislazione e della politica. Napoli 1840.

**) Progetto di reforma pel regolamento della publica istruzione di Mazzetti. Napoli 1841.

auf das Lesen ausdehnte, den Schreibunterricht aber möglichst ganz verbannte. Es stützte sich dies auf die seltsame Befürchtung, die in Italien vielleicht nicht ganz ohne Anhalt ist, daß nämlich die Mädchen, welche geläufig schreiben können, durch den dann unvermeidlichen Liebesbrief bei weitem leichter der Gefahr ausgesetzt sein würden, in das Netz von Liebesintriguen zu fallen. Obwohl seitdem eine Art von Zwang für den Besuch der Gemeindeschulen eingeführt worden, so soll doch noch immer das eigenthümliche Resultat beobachtet werden, daß die weibliche Jugend in bei weitem geringerer Anzahl, als die männliche, in der Volksschule erscheint, um auch nur an dem nothwendigsten Unterricht Theil zu nehmen. Die Statistiker würden nun auch in ihren Tabellen nachzuweisen haben, wie weit sich die Liebesintriguen dadurch in Italien verringerten.

Die höheren Unterrichtsanstalten unterliegen nicht minder dem beschränkten Horizont, den die nationale Bildung in Italien überhaupt über sich gebreitet hat, und den die Italiener mit Leichtigkeit und mit der siegreichsten Entwickelung von sich abstreifen werden, sobald sie nur einmal, dem frischen Rufe der neuen Zeit folgend, zu einer selbstständigen und freien Constituirung

ihrer politischen Nationalität wieder gelangt sein werden. An der Universität in Neapel lehrten stets sehr ausgezeichnete Männer, die fast alle Disciplinen mit großer Umsicht und bis zu den Grenzen, die hier überhaupt dem Wissen gesteckt werden, vortragen. Diese Professoren würden jedenfalls noch mehr leisten, wenn sie nicht wegen ihrer schlechten Besoldungen genöthigt wären, ihre Zeit auf die Ertheilung von Privatunterricht zu verwenden. Am meisten gedeihen hier, wie überhaupt in Italien, die Mathematik und die Naturwissenschaften, wofür der italienische Geist eine ganz eigenthümliche Begabung besitzt, die ihn von jeher zu glänzenden Leistungen auf diesem Gebiet berufen hat. Dasselbe ist hinsichtlich der Rechtswissenschaft der Fall, die, obwohl die Gerechtigkeitspflege im Lande die schlechteste und mangelhafteste von der Welt ist, doch vorzugsweise die besten Köpfe anlockt, sich ihr zu widmen, weil auf der dadurch eröffneten Bahn allein die Gelegenheit gegeben wird, zu ehrenvollen und besonders einträglichen Stellen zu gelangen. Neben der Universität giebt es in Neapel noch eine besondere Privatschule der Jurisprudenz, die sehr besucht und blühend ist, und auf welcher das Recht in seinem ganzen Umfange getrieben wird.

Auch die Philosophie wird an der Universität zu Neapel gelehrt, obwohl die Geistlichkeit, die in dieser Wissenschaft immer nur den gefallenen Engel erblicken kann, sich alle Mühe giebt, daraus nur einen todten Formelkram von Metaphysik und Scholastik zurecht machen zu lassen. Aber es giebt bei den Neapolitanern einen gewissen Instinct für Philosophie, der sich unter andern Verhältnissen gewiß einmal siegreich Bahn brechen wird. Namentlich grenzt das Ansehen, welches der deutsche Philosoph Kant von jeher in Neapel besaß, fast an das Wunderbare, und es dünkte uns ein viel größeres Mirakel zu sein, wie das des heiligen Januarius, daß der Mann der Kritik der reinen Vernunft, über den in Deutschland seitdem schon ganze Berge von neuen Systemen gepackt sind, in Neapel noch jetzt einen großen Einfluß auf alle Denklustigen übt, und immer wieder mit neuen Commentaren versehen wird, unter denen der des Professor Baron Pasquale Galuppi von Tropea, der vorzugsweise für einen kantischen Philosophen gilt, noch immer eine gewisse Berühmtheit behauptet. Die Priester wissen aber dem philosophischen Geist Riegel vorzuschieben, auch wo sie gar nicht unmittelbar dagegen einzuschreiten scheinen. Sie haben in der Studiencommission die Verordnung durchgesetzt, daß Jeder,

der einen akademischen Grad erlangen will, erst nachweisen muß, daß er die Kirche besucht und zur heiligen Messe gegangen ist. Dies heißt, den Kantianer unterminiren, denn ein Philosoph, der erst Zeugnisse über seinen Meßbesuch beibringen muß, hat sich schon halb selbst vernichtet, und um die selbstbewußte Glorie seiner Denkkraft ist es geschehen.

Daß das schöne Neapel ein Boden ist, auf dem nicht nur die seltensten Genüsse aller Art gedeihen, sondern auch die italienischen Studien eine neue Heimath finden würden, sobald nur der Stern Italiens von Neuem aufgeht, wird auch durch mancherlei Einrichtungen bestätigt, die man hier, wie nirgend anderswo, im Interesse der Wissenschaft getroffen sieht. Auf der öffentlichen Bibliothek in Neapel, die einen sehr bedeutenden und reichen Theil des Museo Borbonico bildet, ist sogar ein besonderes Lesezimmer für Blinde eingerichtet. Wenn dies auch nur darin besteht, daß hier ein besonderer Raum eingerichtet ist, in dem blinde Personen sich aus den verabfolgten Büchern vorlesen und selbst Notate besorgen lassen können, so liegt doch darin eine zarte und fast rührende Sorgfalt für Unglückliche dieser Art und für ihre geistigen Bedürfnisse, wie wir ihr in keinem andern Lande der Welt jemals

begegnet sind. Man erkennt damit zugleich das Lesen und die Studien als ein Lebensbedürfniß an, das Jedem wie ein Menschenrecht gewährt werden muß: eine interessante Kehrseite gegen das lesefeindliche Wirken der Priester, und zugleich die beste Inschrift für eine große Bibliothek, der keine höhere Ehre geschehen könnte, als wenn sie auf ihrem Frontispiz die Inschrift führte: „Hier lesen selbst die Blinden." —

Die vielen vortrefflichen Geisteseigenschaften, welche die Neapolitaner unzweifelhaft besitzen, haben freilich auch nicht gehindert, daß auf der anderen Seite der düsterste Aberglauben nicht blos die unteren Volksschichten beherrscht, sondern bis in die höheren und höchsten Kreise der Gesellschaft vorgedrungen ist. Es giebt namentlich einen wahrhaft nationalen Aberglauben in Neapel, von dem alle Individuen und Stände, gebildete wie ungebildete, gleichmäßig beherrscht, und man kann wohl sagen, besessen sind, und in dem eine schreckliche Nachtseite des neapolitanischen Lebens und Charakters sich oft auf die bizarrste Weise abdrückt. Es ist dies der allgemein verbreitete Glauben, daß es Menschen giebt, die einen bösen Blick haben, und wenn derselbe auf einen ihnen Begegnenden fällt, damit einen unwiderstehlichen Einfluß auf seine Person und sein

Schicksal ausüben, ihm jedenfalls aber Ungemach und Widerwärtigkeiten aller Art durch ihr schreckliches Anblicken zufügen.

Dieser Aberglauben, der sehr tief in das Leben des Neapolitaners übergreift, konnte gerade in Neapel sehr leicht entstehen und sich ausbilden. Man sieht in der That in Neapel sehr viele Menschen, denen man das, was man einen bösen Blick nennt (malocchio), wohl zutrauen darf. Diese oft so bizarr gezeichneten Gesichter, mit einem schrecklichen psychologischen Ausdruck, der durch das Hinzutreten einer gewissen Laune in den Mienen oft nur noch greller markirt wird, scheinen oft alle Elemente zu verrathen, die dazu gehören, um ein jettatore, ein Schleuderer solcher bösen Blicke zu sein, die Jedem, den sie treffen, unvermeidliches Unglück bringen. Das verbreitete Sprüchwort, daß in Neapel Teufel ein Paradies bewohnen, sieht man auf jeder Straße durch alle diese seltsamen und grotesken Gestalten bestätigt, bei denen man sich oft eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren kann, und die häufig so sehr mit einem diabolischen Zug gezeichnet sind, daß man leicht in jedem Individuum einen Jettatore vermuthen könnte, und wohl thut, sich gegen jede Person ohne Unterschied

der in diesem Falle üblichen und wirksamen Abwehrmittel zu bedienen.

Diese Mittel bestehen vornehmlich in dem Tragen von Hörnchen (corne), die in diesem Betracht eine besondere Specialität von Neapel bilden und in verschiedenster Verwendung bei der Toilette und aus den verschiedensten Stoffen angelegt werden. Bei allen Ständen in Neapel findet man es gleicherweise verbreitet, daß sie sich mit einem solchen Gegenzauber bewaffnen, an dessen Kraft, die bösen Blicke zu bannen, Niemand zweifelt. Die feinere Art des Symbols ist eine Hand, an der zwei Finger herausgestreckt sind, so daß eine Figur von Stierhörnern entsteht. Die vornehmeren und eleganteren Leute tragen diesen Talisman aus Gold, Schildpatt, Korallen oder Lava in irgend einer Weise an sich, während die Leute aus dem Volke ein bloßes Hörnchen von Knochen oder auch von Korallen bei sich tragen. Der Gebrauch dieses Talismans ist so alt, als der Aberglaube des bösen Blickes selbst, der, schon in den Zeiten des frühesten Alterthums wurzelnd, noch heutzutage in Neapel alle Vorstellungen beherrscht. Schon bei den Begräbnissen der heiligen Stiere in Aegypten, wo man die Hörner aus der Erde heraussehen ließ, um dadurch die bösen

Geister zu bannen, und die Stelle zu heiligen, diente diese geheimnißvolle Wirksamkeit, welche die Hörner ausüben, als anerkanntes Symbol. Es ist dies einer von den vielen Anklängen an die Zeit des Alterthums, die sich auch in Neapel, wie in ganz Italien, in den Gewohnheiten und Anschauungen des Lebens erhalten haben und mit denselben sich unaufhörlich forterzeugen.

In dieser Art, den vermeintlichen bösen Blick eines Menschen von sich abzuwehren, geniren sich auch die feinsten und gebildetsten Neapolitaner in der Gesellschaft gar nicht. Sie strecken Jedem, der ihnen in dieser Beziehung nicht recht richtig vorkommt, die Hand mit hörnerartig emporragenden beiden Fingern entgegen, und man hat nicht das geringste Recht, sich über diese etwas anzügliche Symbolik beleidigt zu fühlen. Nicht leicht vergißt ein Neapolitaner sein Hörnchen, wenn er in eine Gesellschaft oder auf die Straße sich begiebt, und hat er den Talisman einmal zu Hause gelassen, und es nähert sich irgend ein fremdartiges oder fascinirendes Gesicht (denn fascino ist der eigentlich gebildete Ausdruck für diese Verzauberung), so greift gewiß die Frau, die ihn begleitet, dem Manne mit dem höchsten Eifer in die Tasche und macht ihm darin das Zeichen des Hornes zu jeder nöthigen Abwehr.

Es soll nicht so leicht sein, einen Jettatore gleich bei der ersten Begegnung herauszuerkennen, denn hinter jeder Physiognomie kann ein so gefährliches Individuum stecken, und die Charaktermerkmale, die man an ihm ausgefunden haben will, sollen nicht immer zutreffend sein. Gewöhnlich ist ein Jettatore, den die Natur zu diesem schrecklichen Einfluß bestimmt hat, ein sehr magerer und blasser Mann, mit einer schnabelförmig gebogenen Geiernase, und großen funkelnden Augen, welche an die Kröte erinnern, der man die Eigenschaft des bösen Blickes schon in der Naturgeschichte beigelegt hat. Gewöhnlich aber trägt er, um diese Augen zu verbergen, eine weiße oder eine grüne Brille, doch sind die mit einer grünen Brille bei weitem die gefährlichsten, und haben einen noch viel schlimmeren Einfluß, als die mit einer weißen. Wenn man einem solchen Mann auf der Straße begegnet, so ist das Unglück schon fertig, ist man zuerst von ihm gesehen und von seinem Blick getroffen worden. Hat man ihn aber glücklicher Weise zuerst gesehen, und hat man sich noch so rasch ermannen können, um ihm entweder das Hörnchen am Uhrgehänge entgegenzuhalten, oder wenigstens die eigene Hand in der Form des Talismans gegen ihn auszustrecken, so mag noch Alles gut gehen,

und der böse Einfluß des Jettatore ist gebannt. Aber hat dies nicht mehr gelingen wollen, so ist durchaus nicht zu helfen, und irgend etwas Schlimmes wird gewiß in kurzer Zeit geschehen.

Es charakterisirt die ganze Teufelei des neapolitanischen Volkes, daß es, ungeachtet seiner kirchlichen Gläubigkeit, doch gerade, unter allen Gestalten der Gesellschaft, am meisten den Mönch und den Priester im Verdacht der Jettatura hat, und es stets für eine sehr schlimme Vorbedeutung hält, einem solchen, namentlich wenn man irgend etwas vornehmen will, zu begegnen. Welche beißende Ironie gegen die Kirche, die hier nicht blos das gemeine Volk, sondern jeder Gebildete, aus allen Ständen, ausübt. Der Priester und der Mönch, die den Segen der Kirche austheilen, sollen zugleich diejenigen sein, in deren Personen vorzugsweise ein böser und unheilbringender Zauber steckt. In einer Gesellschaft, in der ein Geistlicher sich befindet, pflegen sich alle möglichen Unglücksfälle zu ereignen, das Essen ist verdorben, die Lampen gehen sämmtlich im Salon aus, oder sie fallen vom Tisch herunter und zerbrechen, und wenn die Wirthin, lange gebeten von den sie bewundernden Gästen, endlich an's Klavier tritt, um ihre zauberische Stimme hören zu lassen, so detonirt sie

gewiß diesen Abend ganz gewaltig, und ihre Stimme schlägt mehrmals auf das Fürchterlichste um, so daß ihr endlich nichts übrig bleibt, als recht verdrießlich vom Klavier zurückzutreten. Die Gesellschaft aber giebt ihr nur einen um so enthusiastischeren Beifall zu erkennen, denn man weiß es ja, daß nur die Gegenwart des Priesters an diesem Abend den Quell der Harmonie bei der schönen Signora so verunreinigt und verstopft hat.

Ebenso ergeht es dem Jäger, der Morgens in frischem Muth auf die Jagd geht und unterwegs einem Geistlichen begegnet, der ihm eine glückliche Jagd wünscht. Nun sind an sich schon alle guten Wünsche und alles Lob, die aus dem Munde einer nicht ganz unverdächtigen Person kommen, im Stande, vollkommen in ihr Gegentheil umzuschlagen und das Mißlingen aller guten Pläne und Absichten hervorzurufen. So wird der Jäger ganz gewiß keinen einzigen Hasen an diesem Tage schießen, wo ihm ein Mönch die gute Jagd gewünscht hat.

Kein Schiffscapitain wird zur Abfahrt die Segel lichten, wenn er irgend einen schwarzen Punkt, in dem sich allenfalls die Gestalt eines Abbé vermuthen ließe, auf der Rhede bemerkt. Vorsichtig legt er noch einmal

das Fernrohr an, um diese Stelle zu untersuchen, und ist es in der That ein Priester, so wendet er sich gewiß mit einem wahren Schreckensausdruck zu der übrigen Schiffsgesellschaft hin, und beschwört sie, die Abfahrt bis zum nächsten Morgen verschieben zu dürfen. Es werden Beispiele erzählt, daß in Fällen, wo ihm dies von den Passagieren verweigert worden, die Reise sehr unglücklich wurde, und große Stürme hereinbrachen, die das Schiff fast zertrümmert und Allen das Leben gekostet hätten.

Noch merkwürdiger scheint es, daß man auch im Kirchenstaat selbst, in dem die Segnungen der Priesterherrschaft wurzeln und über die Person des Geistlichen eigentlich alle und jede Weihe ausgegossen sein sollte, diesem Aberglauben von Seiten des Volkes huldigt. Der Römer geht aber noch viel weiter darin, als der Neapolitaner, denn er hegt den sehr verfänglichen Glauben, daß man dem Mönch, dessen bösem Blick oder dessen gefährlichen Glückwünschen man begegnet, nur unversehens einen Schlag, sei es auch nur einen ganz leichten gegen die Kapuze, geben dürfe, um die Fascination, die er ausüben könnte, zu verhindern. So zersetzt der Aberglauben auch wieder Alles, was der Glauben sonst zu viel gethan, mit einer unab-

weislichen Kraft, und bringt das Verhältniß zwischen Volk und Priester wieder zu einer Art von Ausgleichung.

Das Volk führt in Neapel auch denselben Schlag gegen die Aristokratie, und nimmt selbst Prinzen und Herzöge, vielleicht sogar einige Mitglieder der königlichen Familie, nicht von dem Verdacht aus, den bösen Blick zu haben und anderen Menschen blos durch den Malocchio Schlimmes zuzufügen. So giebt es eine neapolitanische Herzogsfamilie, von der allgemein behauptet wird, daß eines ihrer Mitglieder immer erblich ein Jettatore ist und vermöge dieses Malocchio überall, wo es hinkommt, im Kleinen wie im Großen schlimme Wirkungen hervorruft. Man meidet es auf das Aengstlichste, einem Prinzen aus dieser Familie zu begegnen, und wo er, ohne daß man es hat ändern können, in einer Gesellschaft erscheint, verunglückt gewiß Alles, was nur irgend unternommen werden mag. Schon bei seinem Eintritt in den Salon ereignet sich ein Unglück, denn in demselben Augenblick wirft der Lakai ein Plateau voll der kostbarsten Gläser und Tassen auf die Erde nieder, und die Dame des Hauses erschreckt sich so heftig darüber, daß sie einer Ohnmacht nahe ist. Unternimmt die Gesellschaft einen Spaziergang durch den Garten, und ist es der heiterste Juniabend, der

in Neapel selten seinen paradiesischen Charakter verläugnet, so verdunkelt sich doch plötzlich der Himmel, sobald der Prinz an der Spitze der Gesellschaft erscheint, und unter fürchterlichem Donnern und Blitzen stürzt ein Wolkenbruch hernieder, der Alles überschwemmt. Damen und Herren werden durchnäßt, noch ehe sie das Haus wieder erreicht haben. Als man wieder in den Salon zurückgekehrt ist, und der Prinz eben einen bewundernden Ausruf ertönen läßt, welcher dem prachtvollen Lüstre gilt, der am Plafond strahlt, hört man in demselben Augenblick ein entsetzliches Krachen und einen von allen Anwesenden ausgestoßenen Schrei. Der Kronleuchter ist nämlich auf die Erde herabgefallen und dort in tausend Stücke zerborsten. Die liebenswürdige Wirthin kann es indeß doch nicht länger aushalten, der Ball soll beginnen, und sie entflieht in das äußerste Zimmer ihrer Wohnung, wo sie, heulend und schreiend, sich verschanzt und verbarricadirt und Niemanden mehr zu sich läßt.

Die Jettatura ist in der neapolitanischen Gesellschaft ein Ding, auf das sich Jedermann gefaßt macht, und dem, da nichts davor schützt, Jettatore zu sein, und Leute jeden Standes und jeden Alters mit dem Malocchio behaftet sein können, alle nur möglichen Vor-

kehrungen in jedem Gesellschaftszimmer entgegengestellt werden. Im Salon sieht man fast auf jedem Spiegeltisch, auf jedem Schrank Hörnchen aufgestellt, die als Nippsachen verarbeitet, oder in irgend einer schönen und kostbaren Einfassung aufgestellt, das Zimmer, das ganze Haus gegen die Jettatura irgend eines Menschen schützen. Selbst zum Fenster hinaus hängt man solche Hörner, denn wenn Jemand von der Straße aus das Haus mit einem bösen Blick ansehen könnte, so würden die Verwünschungen gegen dasselbe dadurch gehemmt werden. Auch durch das ganze gewerbliche Leben gehen die Hörnchen als Talisman, um den bösen Einfluß von dem Geschäft abzuwehren. In jedem Magazin sieht man ein Hörnchen über dem Ladentisch, und besonders auch über den Gewichten angebracht, denn ein mit der Jettatura behafteter Kunde könnte den Kaufmann leicht so verwirren, daß er ihm nach einem zu großen Gewicht die Waare zuwiegt. Viele Gewerbtreibende nehmen zu ihrem Schutz das Material, das ihnen in ihrem Beruf am nächsten liegt. Die Jäger nehmen Hirschhörner, die Fischer Scheeren von Meerkrebsen, um sie als Amulet gegen die Jettatura zu gebrauchen. Ein Reisender, W. von Lüdemann, erzählt, daß er sogar das Haus des Polizeichefs, als

er demselben einen Besuch machte, in allen seinen Theilen mit Hörnchen ausgeputzt gefunden habe. Denn, bemerkte ihm der Polizei-Präsident nicht sehr verbindlich, ich habe hier mit so vielen und verschiedenartigen Fremden zu verkehren, daß mir leicht ein Mensch mit einem bösen Blick in's Haus kommen kann.

Die Jettatura ist nicht nur ein bis in die frühesten Zeiten des Alterthums hinaufreichender Begriff, sondern sie hat zugleich ihre allgemein menschliche Entstehung, die sich in jedem Lande unaufhörlich wiederholen muß, und in Neapel nur mit der grellen Eigenthümlichkeit dieser Bevölkerung sich färbt und fortbildet. In der That ist hier Alles so sehr auf Jettatura abgesehen, und das Walten dieses düstern Zaubers liegt so sehr im Charakter der Einwohner, in den wechselnden Einflüssen der Natur und Landschaft, in den hitzigen und ungestümen Wandelungen des Klima's und des Meeres, daß auch jeder Fremde, der zuerst bei seiner Ankunft in Neapel den Aberglauben aller dieser Leute belächelt und benaserümpft, bald auch diesen herrschenden Vorstellungen sich unterwirft, welche der gemeinste und vornehmste Neapolitaner hier gleichmäßig hegen. Wer erst einige Zeit in Neapel ist, kann bald nicht mehr ohne einige Hörnchen fertig werden, die er auf irgend eine

Weise an seiner Toilette oder auch an einem Fingerring anzubringen gewußt hat. Denn unter den Neapolitanern leben und nicht an den bösen Blick glauben, wird auf die Länge der Zeit ein Ding der Unmöglichkeit.

Das Mißtrauen, aus dem überhaupt die menschliche Gesellschaft in ihrem heutigen Civilisationszustande zusammengesetzt ist, läßt diesen Aberglauben leicht sich begründen. Jeder kann für den Andern so leicht zum Teufel werden, und für Jeden giebt es Einen, dessen Augen den Einfluß des bösen Blickes auf ihn haben. Diese Sache ist so räthselhaft und unbegreiflich, daß nur räthselhafte und unbegreifliche Mittel dagegen angewandt werden können. In allen Theilen der Welt sind solche Vorstellungen verbreitet; überall unterlassen es die Spieler, zu pointiren, wenn sich eine Persönlichkeit mit unheimlichen und zweifelhaften Mienen in ihrer Nähe befindet. In Deutschland giebt es unzählige Menschen, die auf ihrem Wege umkehren oder jedes Geschäft unverrichtet lassen, wenn ihnen beim Ausgange ein altes Weib begegnet. Nur ist man anderswo noch nicht so pfiffig geworden, wie in Neapel, wo man in dem Anlegen von Hörnchen ein Amulet gefunden hat, das jedesmal unbedingt hilft und dem Jettatore in der That jedes Opfer streitig machen soll.

Der kindische Charakter der Neapolitaner hilft ihnen auch ebenso leicht, als sie überall Gespenster sehen und fürchten, dieselben zu bannen und für sich unschädlich zu machen. Der neapolitanische Volkscharakter ist in der That die seltsamste Zusammensetzung, die es geben kann. Diabolische und idyllische, stürmische und zarte, poetische und thierisch rohe Elemente liegen hier dicht bei einander und paaren sich zu einem höchst pikanten und oft sehr komischen Lebensbilde. Dazu giebt es so viel Züge von Gutmüthigkeit, kindlicher Heiterkeit und einer zierlichen, gefälligen Manier, sich bei gewissen Gelegenheiten darzustellen, daß man der Liebenswürdigkeit des Volksnaturells oft schwer widerstehen kann. Man braucht nur auf den Markt zu gehen und die äußerst zierliche und symmetrische Anordnung der Feigenkörbe zu betrachten, die in Neapel von den Landleuten zum Verkauf geführt werden, um ein Bild von der heiteren Stimmung und Form zu haben, in die sich unter den Händen des Neapolitaners leicht Alles kleidet. Wenn dies Volk nicht von seiner Regierung und seinen Priestern stets auf die unbegreiflichste Weise vernachlässigt und in die Verwilderung hineingezogen worden wäre, so würden seine Zustände vielleicht die glücklichsten und am meisten harmonischen

in ganz Italien sein, und namentlich die römischen an Zuverlässigkeit, Sittlichkeit und innerem Gehalt weit übertreffen.

Ueberall aber, wo man in Neapel häßliche Verzerrungen des Volksgeistes in Sitten und Gewohnheiten sieht, sind gewiß die Priester dabei betheiligt, oder das Beispiel des Königs und der Regierung wirkt dazu mit, widerwärtige und unmoralische Bilder zu zeichnen. So wird das Lotteriewesen, dem in Neapel auf die abscheulichste Weise gefröhnt wird, zu einer wahren Hauptsache des neapolitanischen Lebens gemacht. Alle Straßen sind dann mit Lotteriebuden bedeckt, in denen die Loose, welche die besten und glücklichsten Nummern enthalten sollen, prächtig in Farben colorirt ausgestellt werden, und mit den wunderbarsten Inschriften über den Buden die Vorübergehenden anlocken. „Hier ist die wahre Sorte zu haben" (ecco la vera sorte) heißt es mit einer gewaltig großen goldenen Schrift über jener Bude, und die dortige läßt sogar den sentimentalen Stoßseufzer: Non mi lasciate (Mich lasset ja nicht!) auf einer großen Fahne flattern, die über die ganze Straße herüberreicht. In großen Schaaren gewahrt man die Priester, welche an diesen Buden mit lächelnden und listigen Blicken vorüberschleichen und

die ausgestellten Nummern mit einem Sachverstande, der ihnen in der That eigenthümlich zu sein scheint, prüfen und überlegen. Bald sieht man sie aber auch ebenso eifrig kaufen, und sich für die bevorstehende Ziehung versorgen, denn die Priester, die zum Theil ewige Armuth geschworen haben, und auf die Glücksgüter dieser Welt gar nicht angewiesen sind, werden doch stets als die eifrigsten Bewerber um die Gunst der Glücksgöttin erblickt. Die meisten Loose fallen in ihre Hände, und einen großen Theil lassen der König und der ganze Hof durch ihre Agenten aufkaufen. Das Volk stürzt diesen Autoritäten in gewaltsamem Drange nach, und die Lazzaroni schlagen sich blutig um die letzten Loose, welche die Priester und der König noch übrig gelassen haben.

Wenn man den Neapolitaner in seiner schönsten und würdigsten Entfaltung sehen will, muß man die Gerichtssitzungen in Neapel besuchen, wo man ein nationales Advocaten-Talent zu bemerken Gelegenheit hat, das oft den höchsten Aufschwung der Beredsamkeit und Mimik nimmt, und in der praktischen und taktvollen Zergliederung eines Rechtsfalles das Bewunderswürdigste leistet. Die Neapolitaner wenden sich nicht nur aus Ehrgeiz der Jurisprudenz zu, sondern sie sind auch

geborene Advocaten, die mit männlichem Ernst und großer Würde eine ungemeine und drastische Klarheit der Auseinandersetzung zu vereinigen wissen. Das Musterbild Niccolini's, der einst als hochgestellter Jurist, als Poet und Kunstkenner glänzte, hat besonders in Neapel viele Nacheiferer auf dieser Bahn erweckt, und eine Schule von Juristen und Advokaten eröffnet, in denen Recht, Poesie und Bildung zu dem würdigsten Charaktertypus ineinander geflossen sind.

Ein merkwürdiger Umstand ist dabei, daß in Neapel, wo es so ausgezeichnete Juristen giebt, davon kein heilsamer Einfluß auf die öffentlichen Rechtszustände des Landes übergegangen ist, sondern dieselben fast ebenso verderbt, trügerisch und unsicher sind, als es im Kirchenstaat und in anderen Theilen Italiens nur irgend der Fall ist. Es ist eine Eigenschaft aller tyrannischen Staaten, daß die Polizei, die der eigentliche Ausfluß solcher Regierungen ist, immer das Recht selbst zu verderben weiß, und bald das Unrecht an der Spitze und inmitten aller Verhältnisse begründet. Den musterhaft ausgebildeten und vertretenen Rechtszuständen steht auch in Neapel, wie in dem übrigen Italien, ein vollkommen organisirtes Räuberwesen gegenüber, das sich mit einer selbstständigen Macht und wie im eigenen Recht entfaltet,

und bei dem Regierung und Polizei nicht selten die Rolle des Mitschuldigen oder des stillen Associé übernommen haben. Viele eclatante Fälle dieser Art gehören zu dem Merkwürdigsten, was je in der Welt geschehen, denn daß eine ordentliche und gesetzlich feststehende Regierung es für ihre Sache halten kann, bei Verbrechen gegen Eigenthum und Leben ihre Hand im Spiele zu haben, den Löwenantheil eines Diebstahls zu nehmen, und mit Räubern Verbindungen und Verträge einzugehen, das sollte man für schlechterdings unmöglich halten, wenn man überhaupt ein sittliches Element verlangt, um ein Gouvernement für wirklich constituirt anzusehen. Es sind aber alle italienischen Behörden ohne Ausnahme mehr oder weniger ein solches Verhältniß zu dem Verbrechen und zu den Verbrechern eingegangen, wobei die größte Offenheit, wie die päpstlichen Behörden und die neapolitanische Regierung sie zu beweisen pflegen, nur für einen Vorzug zu rechnen ist.

Ein wunderbares Licht auf den Verfall aller sittlichen und politischen Zustände in Neapel, die stets am meisten von oben her bedroht waren, wirft der große Diamanten-Diebstahl, der sich gegen das Ende der Regierung Ferdinands II. hier ereignete. Es waren einer der ersten aristokratischen Familien des Landes ihre

sämmtlichen Diamanten gestohlen worden, die auf den Werth von dreimalhunderttausend Thalern veranschlagt wurden. Dieser Diebstahl erregte eine um so größere Sensation in Neapel, als es in der hohen Gesellschaft ziemlich laut geflüstert wurde und Jedermann sich davon überzeugt hielt, daß die Regierung diesem ungeheuren Diebstahl keineswegs fremd war, sondern ihn heimlich unterstützt, jedenfalls aber veranlaßt hatte. Der König wollte damals alle großen Familien des Landes zwingen, ihre Diamanten auf der Bank niederzulegen, wobei der unausgesprochene Hintergedanke ohne Zweifel der war, daß er an dem Tage, wo die Revolution ausbräche, alle diese Schätze auf einmal mit um so größerer Leichtigkeit bei seiner Rettung mit sich nehmen könnte. Die Aristokratie hütete sich wohl, in diese Falle zu gehen, aber der König hoffte einige Wirkung zu erzielen, indem er ihnen die Unsicherheit ihres Eigenthums in ihren eigenen Schlössern zu demonstriren suchte.

Die Unsicherheit der Straßen Neapels gleicht fast denen in Rom, und bei Mord- und Raub-Anfällen, denen man bei Nachtzeit in Neapel auf jede Weise ausgesetzt ist, hat ein Fremder weder auf den Schutz der einheimischen Bevölkerung noch der Polizei zu rechnen. Selbst wenn in der Nähe einer noch volkreichen

Straße ein Verbrechen ausgeführt worden, ziehen sich meist alle Vorübergehenden zurück, um nicht als Zeugen zu erscheinen, und in dieser Angelegenheit vor das Tribunal citirt zu werden. Am schlimmsten ist es freilich, wenn das Herankommen der Sicherheitspolizei abgewartet wird. Denn die Schaarwachen nehmen ohne Unterschied Alle mit, welche sie bei dieser Gelegenheit auf dem Platze finden, und die Banditen, alle Zeugen und der, an dem das Verbrechen begangen worden, müssen ihnen sogleich in das Gefängniß folgen. In der letzten Zeit, unter der neuen Regierung Franz II., begann es in den abgelegenen Straßen Neapels wieder von Raubanfällen aller Art zu wimmeln. Die Regierung hat deshalb eine Menge von Polizeisoldaten beordert, die zur Abendzeit und bei Nacht sich in den vielen engen Gäßchen, und an wenig bevölkerten Gegenden der Stadt aufstellen müssen, um die Räuber, Mörder und Banditen zu verscheuchen. Dies ist die Residenz des Königs von Neapel, in der Keiner dem Andern vertrauen und sich ihm hingeben darf, und in der freilich die erste Sünde von der Regierung ausgeht, woraus aber alle anderen Sünden folgen, und zuletzt der König der Figaro aller Barbiere ist, der Alle

foppt, benachtheiligt, übervortheilt und seinen Gewinn aus ihnen herausschlägt.

Da die Regierung eine solche ist, der alle sittlichen Grundlagen zu ihrer Kräftigung abgehen, so machen ihr auch große Räuber, die ihr in einer gewissen Eigenmacht gegenüberstehen, sehr viel zu schaffen, und es wird ihr schwer, derselben Herr zu werden. So ist es ihr mit dem bekannten Räuberhauptmann Parameno ergangen, der jetzt ganz friedlich auf Ischia lebt, früher aber eine große Sorge der Regierung war, und alle Landstraßen und Häuser im ganzen Königreich beunruhigte, denn Parameno leitete nicht nur viele große und verwegene Diebstähle, sondern er hat auch vielen namhaften Personen eigenhändig den Kopf abgeschlagen. Es war der neapolitanischen Regierung niemals gelungen, ihn einzufangen, oder seiner mit Gewalt habhaft zu werden, und es blieb ihr einem solchen Mann gegenüber nichts Anderes übrig, als sich mit ihm zu arrangiren, was sie nicht anders zu machen wußte, als daß sie den Parameno mit einem Gehalt von 45 neapolitanischen Ducati monatlich pensionirte und ihm seinen Sitz auf der schönen Zauberinsel Ischia anwies. Der fürchterliche Räuber lebt seitdem dort als Rentier, und bildet den Gegenstand einer gewissen

unheimlichen Aufmerksamkeit bei seinen Nachbaren, unter denen er wohnt. Die liebenswürdigen Leute von Ischia verkehren natürlich schon aus Furcht mit ihm und halten den Herrn Nachbar in Ehren, aus dem doch leicht der pensionnirte Wolf wieder gegen sie hervorbrechen könnte. Aber die italienischen Bevölkerungen, in denen stets eine gewisse Hochachtung vor dem Räuberhandwerk lebte, thun gewiß Alles, um ihm eine ausgezeichnete Stelle in ihrer Gesellschaft zu überlassen, denn ein Mann, der für eine erbärmliche Pension von 45 Ducati monatlich das interessante und einträgliche Räuberhandwerk im Stich lassen kann, muß doch ein sehr zur Tugend geneigter Ehrenmann sein.

In Neapel ist der Unterschied zwischen ehrlichen Leuten und Räubern überhaupt nicht so scharf und fest zu ziehen, als in andern civilisirten Ländern Europa's. Es herrscht in dem Verkehr zwischen beiden oft eine gewisse Gemüthlichkeit, die man nicht ohne Bewunderung betrachten kann, wenn man zu Zeiten in den Straßen von Neapel einem Trupp von Galeerensclaven begegnet, die, ein Pfeifchen im Munde und ganz behaglich rauchend, in Begleitung ihrer Sergeants spazieren gehen, und mit vergnügten Gesichtern die Almosen einsammeln, die ihnen von den Vorübergehenden

zugeworfen werden. Haben sie, was nicht schwer zu halten scheint, einige Carlini zusammengebracht, so wird vor einem der Volkscafés Halt gemacht, und die Galeerensclaven bewirthen ihre Aufseher, und einige Freunde der Straße, die sich ihnen zugesellt haben, mit einem höchst splendiden Café oder mit dem herrlichsten Eiswasser (Acquajuolo), über dem Citronen oder Orangen in Fülle ausgedrückt sind. Eine unendliche Lustigkeit entwickelt sich dann unter dieser Schaar, und die Verbrecher toben mit den Tugendhaften und mit den Sicherheitswächtern um die Wette ihren Humor aus. Der lärmende Zug erstreckt sich oft viele Straßen weit, denn sind nach Berichtigung der Zeche noch einige Grani übrig geblieben, so hält man wieder beim nächsten Maccaroni-Koch still und leert mit den Fingern einige Schüsseln dieser delicaten Volksspeise, der kein Neapolitaner zu widerstehen vermag. Warum sollten auch in diesem wunderlichen und barocken Lebensgetümmel nicht Verbrecher und Tugendhafte, Gefangene und Schergen ganz gemüthlich und gleichberechtigt mit einander verkehren? Der Verbrecher selbst ist nur darin im Nachtheil, daß man ihm das Kostüm des Uebelthäters angezogen hat, aber dies hindert ihn keinen Augenblick an seiner guten sorglosen Laune,

noch bringt es ihn um die Achtung seines ehemaligen Kameraden, des schelmischen Biedermanns, der dann erst Aussicht hat, unzerrissene Beinkleider zu bekommen, wenn man ihn auch eines Tages in die ihm nicht entgehende Tracht eines Galeerensklaven wird hinüberschlüpfen lassen. Diese neapolitanische Lumpenwirthschaft ist ohne Gleichen, es ist ein unaufhörlicher, ausgelassener Carneval, in dem alle Interessen, Ehren und Würden sich auf den Kopf stellen, durch die Gewalt der Frazze sich alle Unterschiede ausgleichen, und man nur zu singen, zu trällern, Grimassen zu schneiden oder müßig im Schatten einer Gosse oder eines mit Orangenschaalen bestreuten Schmutzwinkels zu liegen braucht, um sich als Herrn von Neapel und von der ganzen Welt, und als unumschränkten Beherrscher im Reiche aller Lust und aller Genüsse zu empfinden.

Dieser Strom von Tollheit und Unverschämtheit, in den man oft auf den Straßen Neapels mitten hineinrudert, ist für den Fremden in der Regel ebenso ergötzlich als beschwerlich. Man darf aber nicht mit übler Laune kommen, sondern muß herzlich aufgelegt sein, jede Fopperei, jede närrische Zudringlichkeit, jeden Versuch, uns als dummen Teufel zu behandeln und zu prellen, als einen humoristischen Charakterzug, nicht

aber als einen speciell gegen uns selbst gerichteten Angriff zu betrachten. Zu Aerger und Verstimmung scheint doch zuweilen einige Ursache sich darbieten zu wollen, denn schon wie die Fiacres den Fremden einzufangen suchen, erscheint vielen als eine unangenehme Zudringlichkeit. Zwei bis drei Fiacres machen gewöhnlich Jagd auf uns, wenn sie uns aus unserem Gasthofe auf der Santa Lucia herauskommen und den Weg nach der Toledostraße hin einschlagen sehen. Sie biegen erst aus der Reihe der übrigen Fuhrwerke heraus und folgen uns emsig, indem sie bald langsam neben uns herfahren, bald uns um einige Schritte voraus sind, immer erwartend, daß wir sie rufen und bei ihnen einsteigen sollen. Die Kutscher sehen sich mit einer fast sentimentalen Kopfhaltung nach uns um, und scheinen uns inbrünstig zu locken, und selbst die Pferde gehen, uns zu Gefallen, koketter als sonst, auch sie glauben uns durch ihr lustiges und strammes Aussehen doch noch zum Einsteigen bewegen zu können. Zuweilen gesellte sich auch noch ein dritter und vierter Fiacre hinzu, und wir waren völlig von Fuhrwerken umfahren und in die Mitte genommen, die mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit neben und hinter uns hin und her lenkten und uns umbogen. Sobald sie aber unsere

Abneigung hinlänglich erkannt hatten, heut nicht zu fahren, sondern uns dem Heil unserer Füße zu überlassen, stoben sie alle blitzschnell und mit einem lauten und tobenden Gelächter auseinander. Sie schimpften aber zugleich ohne alle Scheu über die einfältigen stranieri, welche eine ihnen so bequem dargebotene Gelegenheit nicht benutzten.

Die neapolitanischen Fiacrekutscher sind sonst Leute, welche sich, wie die Lazzaroni, zu civilisiren anfangen, und auf diesen Weg führt sie sogar die Polizei, welche so eben erst eine Verordnung erlassen hat, die es allen diesen Kutschern zur Pflicht macht, sich nicht anders als im Frack mit ihren Einspännern auf der Straße sehen zu lassen. Die neue Regierung des jungen Königs Franz II. faßt die Reformen, nach denen man in ganz Neapel sich sehnt, zuerst von dieser greifbaren Seite bei den schmutzigen Rockschößen der Fiacrekutscher an, aber es scheint auch diesen Reformen nur sehr langsam und zögernd entsprochen zu werden. Man sieht hier noch immer dieselben zerlumpten Fiacrelenker wie früher, aber dafür sind sie auch hinsichtlich der großen Billigkeit ihrer Fahrpreise die Alten geblieben.

Bei Allem aber, was man in Neapel von uns will,

fordert und bittet, dieselbe Unverschämtheit, derselbe Trotz, mit dem selbst jeder Bettler unbestreitbare Rechte geltend zu machen scheint. Denn selbst jedes Almosen wird von den uns überall umdrängenden Bettlerschaaren mit einem hitzigen Ungestüm eingefordert, als wenn dieser Bettler eigentlich nur unser Gläubiger wäre, und jede Gabe, die man, oft weil man in der That gar nicht anders kann, verabreicht hat, führt nur immer neue Bettler herbei, die mit verdoppelter Wuth hervorschießen, und uns ihre ekelhaftesten Gebrechen zum Anfühlen hinreichen, um sich für noch hülfsbedürftiger zu erklären, als ihr Vordermann, der etwas bekommen hat. Die wahrhaft diabolischen Gesichter dieser Leute, die beim ersten Anblick oft nur ganz harmlose Puppenspielteufel zu sein scheinen, könnten vielleicht ergötzen, wenn sie nicht zugleich für den, der diese räthselhaften und erstaunlichen Frazzen näher und genauer anblickt, etwas Furchterregendes hätten und ihn wähnen ließen, daß er es plötzlich mit allen Dämonen der Hölle zu thun bekommen habe. Man ist aber immer zwischen Lachlust und Entsetzen getheilt, wo man sich mit der grenzenlosen Unverschämtheit und Ehrlosigkeit der niederen Klassen Neapels begegnet. Zuweilen wirkt die Ueberraschung komisch, wenn plötzlich Trinkgelder für angeblich

geleistete Dienste gefordert werden, von Personen, die man niemals gesehen und denen man gar keine Gelegenheit dazu gegeben haben kann. Die Forderung wird aber mit solcher Bestimmtheit und Heftigkeit geltend gemacht, Bitten, Betheuerungen und Flüche wechseln, und der Unbekannte gebärdet sich theils so sehr beschädigt und übervortheilt, theils geräth er mit seinen Ausdrücken und Gebärden in eine so rasende Aufregung, daß man sich zuletzt gern entschließt, ihn lieber zu belohnen, als sein Schuldner zu bleiben. Eben so nahe liegt aber auch, daß bei solchen Gelegenheiten die widerwärtigsten Straßenscenen entstehen, zu deren Mittelpunkt sich der Fremde gemacht sieht, und ein ganzer Haufe von Gaunern fährt tobend und verwünschend auf ihn ein, wenn er nicht sogleich seine Börse zieht, um zu zahlen. Was ihm aber auch geschehen mag, auf den Schutz der Polizei wird er am wenigsten rechnen dürfen, und vielmehr kann er jedesmal froh sein, wenn ihn die neapolitanische Polizei nicht zu retten unternimmt. Denn das Princip dieses Gouvernements geht eigentlich dahin, dem Fremden den Aufenthalt in Neapel so schwer und widerwärtig als irgend möglich zu machen. Da man den Angehörigen anderer Staaten den Eintritt nicht verweigern kann, ohne dadurch eine

schlimme Gegenseitigkeit hervorzurufen, welche zuletzt jeden Neapolitaner von dem Besuch anderer Länder ausschließen müßte, so ist man von oben her wenigstens zufrieden, wenn Neapel den Fremden gar nicht gefällt, und demselben darin so viel Unannehmlichkeiten, ja Gefahren, als möglich bereitet werden. Ein tyrannischer Musterstaat muß sich auch abgeschlossen halten, damit keine fremden Anschauungen in seinen eigenthümlichen Organismus eindringen, denn nur wenn er fest und unberührt in sich selbst bleibt, mitten in seiner eigensten und innersten Verderbniß, glaubt er sich eine selbstständige Dauer versprechen zu können. Die neapolitanische Polizei forscht daher nicht leicht einer Mordthat nach, und wäre sie unter den auffallendsten und beunruhigendsten Umständen vollbracht worden, sobald es sich um nichts Anderes als um das Leben eines Fremden dabei handelt.

Wenn man in Neapel, inmitten des tollsten Straßengetümmels, sich der Zudringlichkeit der Bettler und Gauner nicht zu entledigen vermag, sondern, je mehr man sie mit Worten abweist, nur um so unablässigere und frechere Schaaren hinter sich herzieht, so lernt man bald aus Noth den eigenthümlichen Kunstgriff, dessen es hier wie in ganz Italien bedarf, um solche Gestalten

zu bannen und aus seinen Wegen zu scheuchen. Das Geheimniß besteht darin, nicht mit derartigen Leuten zu sprechen, sondern sich lediglich auf den Gebrauch der Gebärdensprache mit ihnen zurückzuziehen. Es giebt dabei eine nationale Pantomime, die niemals ihres Zieles verfehlt, denn wenn man den Kopf stolz und abweisend in die Höhe wirft, und sich zu gleicher Zeit mit der Hand unter dem Kinn emporfährt, so ist dies die stärkste Verneinung, die man nur auszudrücken vermag. Mit Worten ist jedenfalls in Italien keine entschiedenere Verneinung geltend zu machen, gegen Worte lassen sich noch Betheuerungen und Vorstellungen aller Art denken, aber wer mit dieser höchst drastischen Mimik spricht, giebt damit zu erkennen, daß es ihm auf's Aeußerste Ernst ist, und kein Bettler wagt auch nur um einen Schritt weiter zu folgen, wenn man ihm diese Grimasse mit allem darin liegenden Ausdruck geboten hat. Es gehört freilich die ungeheure Begabung des Italieners für die Mimik dazu, um mit diesem Zeichen so wirkungsvoll und überwältigend zu sprechen. Der Italiener, und namentlich der Neapolitaner, übt sich den ganzen Tag im Gesichterschneiden und Ziehen und Strecken aller seiner Glieder; seine unaufhörlichen elektrischen Hand- und Fingerbewegungen, die mehr

oder weniger dramatische Stellung, in der er sich jeden Augenblick befindet, sein beständiges Singen, Schreien, Lachen und Raisonniren, machen ihn zu einem der beweglichsten und ausdrucksvollsten Wesen der Natur, und geben ihm eine hinreißende Naturmimik, wie sie ihm kein Schauspieler so leicht nachzumachen vermag.

Es ist seltsam, daß die antiken Lebensmanieren auch hier noch mitspielen. Jene Verneinung, welche durch die Gebärde so stark in's Gewicht fällt, ist eine wesentlich antike, denn die Alten gaben es stets durch das Fahren des Kopfes in die Höhe zu erkennen, wenn sie sich mit einer Sache nicht einverstehen wollten. Eine moderne Zuthat scheint es zu sein, wenn diese Negation dadurch verstärkt wird, daß man sich mit einwärts gekrümmten Fingern von unten nach auswärts über das Kinn fährt, was entweder nur einmal geschieht, oder auch mit größerem Nachdruck zum zweiten Mal wiederholt wird. Im Besitz solcher Mimik ist nur der Einheimische, und der Gauner zieht sich um so leichter davor zurück, weil er dann irre wird und nicht mehr glaubt, daß er es mit einem Fremden zu thun habe.

Die antiken Manieren der heutigen Italiener sieht man besonders in Rom und Neapel auf die blühendste Weise fortleben. So hat sich auch noch der eigenthüm-

liche Gruß erhalten, den man besonders zu einer noch in der Ferne befindlichen Person gebraucht, indem man, was besonders die Neapolitaner mit großer Anmuth ausführen, die Hand blos gegen sich selbst, gegen Gesicht und Hals hin, bewegt. Die Art dieses Grußes wurde bei den Alten ohne Zweifel durch den Gebrauch der Toga bedingt, und hat sich auch ohne dieselbe mit einer großen Anmuth forterhalten, die mit der graciösen Leichtigkeit zugleich Charakter und Würde ausdrückt. Viele andere solcher Zeichen, die sich auf Gewohnheiten und Anklänge aus der antiken Lebenszeit zurückführen lassen, umspinnen den Neapolitaner gewissermaßen vom Kopf bis zur Zehe, oder er erzeugt dieselben, ein pantomimischer Dämon, unaufhörlich neu aus sich selbst und aus jeder Veranlassung, die seine Leidenschaften, seine Bedürfnisse, seine Habsucht in Bewegung setzt. Der eigentliche Zauberstab, dessen er sich dabei bedient, sind seine Hände. Das Spiel zwischen Daumen und Zeigefinger, wie er dieselben ausstreckt oder ineinanderhängt, oder auch nach dem Gesicht und dem Munde führt, schließen oft eine ganze Welt von Begriffen und Absichten in sich. Aber man muß vollkommen eingeschult sein in diesem System, um sowohl die heitere und freundliche, als auch die unangenehme und belei-

digende Bedeutung dieser auf Alles anbeißenden Mienen und Gebärden zu verstehen. Die Schimpfworte, welche man in Neapel blos durch die Mimik davontragen kann, sind unzählige. Der Neapolitaner nennt Jeden, den er dieser Ehrentitel für würdig hält, Schelm, Spitzbube, Esel, Dummkopf, und er braucht dazu keinen weiteren Aufwand von Zeichen, als daß er sich mit dem Zeigefinger den Augenwinkel herunterfährt, oder daß er sich am Hals unter sein eigenes Hemde greift, oder mit einem unvergleichlichen Mienenspiel sich den Daumen an's Ohr legt und davon seine Hand in größter Ausdehnung der Finger wie ein recht großes Eselsohr abstehen läßt. Man kann sich von dieser Symbolik verspottet, verachtet und verwünscht sehen, ohne daß man sie zur Rechenschaft ziehen dürfte, und blos für Geld, womit man beim Neapolitaner Alles vermag, kann man in einem Augenblick jedes Zeichen in das entgegengesetzte verwandeln. Für einige Grani klappt dann die ganze Maschinerie wieder um, und spielt sich in ganz anderen Läufen und Kunstgriffen ab.

Eine Stadt wie Neapel, die jedenfalls die geräuschvollste unter allen europäischen Hauptstädten ist, muß die Ausbildung der Gebärden- und Grimassensprache sehr begünstigen. Der Neapolitaner macht bei Allem,

was er treibt, einen ganz unvernünftigen Höllenlärm; bei allen Gelegenheiten schreit er, als wenn er am Spieße stäke, und er darf sich nur mit einigen seiner Kameraden im besten Sinne unterhalten, so scheint es ein Scandal zu sein, bei dem das Leben auf dem Spiele steht. Zwei oder drei Fische, die sich ein alter verwitterter Marinaro am Hafen eingefangen, und die er in einem Topfscherben vor sich auf der Straße stehen hat, genügen, um ihn diese geringe Waare so unaufhörlich und so fürchterlich ausschreien zu lassen, daß die ganze Straße herunter Niemand mehr etwas Anderes hört, und der mörderliche Kaufmann wie der böse Feind hinter der ganzen Bevölkerung her zu toben scheint. Um sich unter dem Lärm der neapolitanischen Straßen etwas sagen zu können, ist die keines Lautes bedürfende Gebärdensprache schon fast eine Nothwendigkeit. Man denke sich einen Neapolitaner, einen geborenen Schreiteufel, der vor Lebendigkeit fast platzt, und dieser Mann ist in der Lage, daß er einem Kameraden, mit dem er zu thun hat, oder einem Fremden, der ihm eben für eine geleistete Commission zu wenig Trinkgeld gab, einige sehr dringende und unaufschiebbare Vorstellungen zu machen hat. Der rasende Straßenlärm um ihn her ist aber so groß, daß er, selbst wenn er sich zerreißen

wollte, sich doch nicht auf der Stelle hörbar zu machen vermöchte. Er müßte in diesem Moment zu Grunde gehen, wenn nicht Gebärden und Grimassen vorhanden wären, durch welche er sich hinlänglich verständlich und geltend machen kann. Welcher Ausrufer, welcher rasselnde Wagen, welcher singende und lachende Lazzarone kann ihn aber wohl hindern, mit Daumen, Zeigefinger, Augenbrauen, der Fläche seiner Hände, oder der geballten Faust zu sprechen? Der Neapolitaner müßte oft den glücklichsten Moment verpassen, wenn er nicht verstände, mit Zeichen zu reden und mit seinen stummen Gebärden Alles, ohne Unterschied Alles zu sagen.

Die Armuth und Noth der unteren Klassen in Neapel ist aber fast ebenso groß und schneidend, wie der nationale Galgenhumor, den sie mit ihren grotesken Gestalten und Gebärden ausüben. Das Elend dieser Bevölkerung ist das schreiendste, das man in einer großen Hauptstadt sehen kann, und es wird durch eigenthümliche Elemente erhöht, die sich unaufhörlich in seine Mitte hineinsetzen und das Proletariat täglich mehren. Dies sind die vielen unehelichen Kinder der Geistlichen, die in Neapel gewöhnlich muli genannt werden, und diesen allgemeinen, eigentlich schimpfwörtlichen Ausdruck, der von Kindern einer gewissen fehlerhaften Abstammung

gebraucht wird, vorzugsweise auf diejenigen Sprößlinge anwenden lassen, welche den Geistlichen bei ihren geheimen und segensvollen Berührungen mit der Bevölkerung unversehens entschlüpft sind. Es entsteht dadurch eine sehr hülflose Klasse von Menschen, die von ihren Angehörigen stets verleugnet und in dem tiefsten Schmutz der Gesellschaft umhergestoßen werden. Diese Unglücklichen sagen selbst: siamo muli, wenn sie, bleiche Schattenbilder des Elends, mit gerungenen Händen um eine Gabe flehen, und zur rechten Einschärfung ihres Elends diesen unendlich pittoresken Ausdruck gebrauchen.

V.

Die neue Schreckenswirthschaft in Neapel und die neapolitanische Politik.

König Ferdinand II., der Lazzaroni-König, hatte an der ekelhaftesten Krankheit, die ihn fast bei lebendigem Leibe in Eiter und Geschwüren sich auflösen ließ, das Zeitliche gesegnet. Das Gelüste, allein zu regieren, das nur im Verhältniß zur Kirche einige gute Folgen hatte, verdarb bald die wenigen guten Eigenschaften, mit denen er noch zur Regierung gekommen war. Von jedem Antheil an seiner Regierung, von jedem Verständniß für die eigentlichen Absichten und letzten Zwecke derselben, hielt er aber nicht nur sein Volk, das er stets haßte und fürchtete, sondern gleichmäßig auch seinen ältesten Sohn, den er nicht liebte, entfernt.

Unter diesen beständig zurückstoßenden und verdumpfenden Einflüssen war der junge König Franz II., der am 22. Mai 1859 auf dem Thron Neapels folgte,

nicht wie ein berechtigter Kronprinz, sondern wie ein Ueberlästiger, den man am liebsten verborgen gehalten hätte, erzogen worden. Man ließ ihn so wenig als möglich vor dem Volke sehen. Fast nie erschien er zu Pferde, im stattlichen prinzlichen Aufzuge, von einem Adjutanten begleitet, wie es dem Thronfolger Neapels zugekommen wäre. Ebenso wenig durfte er zu Fuß in den lustigen Straßen Neapels und in der Umgegend umherschweifen, wie es seine anderen Brüder, die Prinzen aus der zweiten Ehe des Königs mit der Oesterreicherin Maria Theresia, so häufig thaten, daß sie, nächst den Priestern, unter die größten Pflastertreter und Straßen-Aventuriers von Neapel gerechnet werden konnten.

Man schien den jungen Kronprinzen nach einem überlegten Plan nicht wie den Sohn eines Königs, sondern wie den Novizen eines Mönchsklosters erziehen zu wollen. Die Königin war von Anfang an die Haupttriebfeder dieses Erziehungs-Systems gewesen, und soll stets den Plan gehabt haben, ihren Stiefsohn von der Thronfolge auszuschließen und dagegen ihren eigenen erstgeborenen Sohn, den Grafen von Trani, zugleich mit der österreichischen Politik auf den Thron Neapels zu setzen. Gewissen englischen Blättern zufolge, die freilich nach der Parole Louis Napoleons zu

arbeiten pflegen, hat dieser Plan bei der Königin von Neapel bestanden und sie soll denselben noch am Sterbebett König Ferdinand's II., zu verwirklichen gestrebt haben. Aber alle diese Absichten scheiterten an den Verhältnissen, an denen jeder Widerstand, die rechtmäßige Thronfolge zu verändern, sich brach.

Der junge König Franz II. hatte schon als Herzog von Calabrien, obwohl unscheinbar hinträumend und wie ein Unberechtigter in den Hintergrund geschoben, eine starke und angesehene Partei hinter sich, zu welcher der ganze unzufriedene Adel des Landes gehörte. Die Aristokratie, gegen welche König Ferdinand II. stets eine sichtliche Abneigung gezeigt hatte, war durch diese gegenseitig gewordene Antipathie in die politische Opposition hineingetrieben worden, und hatte ihr Programm auf die Wiederherstellung der vom Könige schmählich zu Grunde gerichteten Constitution von 1848 gerichtet. Die aristokratische Partei war in Neapel zugleich die constitutionnelle geworden; es war auch das in jeder Aristokratie, namentlich aber in der italienischen, stecken gebliebene Souverainetätsgelüste, das sich in dem constitutionnellen Regiment am besten befriedigen zu können glaubte. Einige ehrgeizige und einflußreiche Advocaten waren die leitenden Chefs dieser Partei geworden, die

ihre Hoffnungen an den jungen Herzog von Calabrien angelehnt und jedenfalls schon lange geheime Anknüpfungen an ihn versucht hatten. Man sah ihn für die Brücke an, um durch ihn wieder zur Constitution zu gelangen. Man wollte ihn zur Gewalt bringen, und darauf eine Regierungsveränderung gründen, durch welche die unerträglich gewordene Lage des Landes sich nun entscheiden würde. Es sollte durch den mächtig und mit allen Mitteln arbeitenden Einfluß dieser Partei die Situation so gedrängt werden, daß der König, in eine unhaltbare Lage verwickelt, sich endlich zur Abdankung von seiner Krone zu Gunsten seines Thronerben entschließen würde. Die unheilvolle Richtung, welche die innere und äußere Politik König Ferdinand's genommen, seine schweren Verwickelungen mit den europäischen Großmächten, besonders mit England und Frankreich, die aus verschiedenen Anlässen dem neapolitanischen König schon fast das Messer an die Kehle gesetzt und eine Reform seiner zum Scandal gewordenen Regierung unter beleidigenden Drohungen ihm abverlangt hatten, Alles dies war nicht geschehen, ohne daß jene Oppositionspartei mit ihren weitreichenden Einflüssen und Verbindungen darauf gewirkt hätte.

Diese Partei hatte ohne Zweifel ihre geheimen Ver-

bindungen mit dem Auslande kräftig zu benutzen und einzusetzen verstanden, um die auswärtigen Verlegenheiten der neapolitanischen Politik auf's Aeußerste zu steigern und ihren Schimpf so zu mehren, daß daraus im Innern die längst erstrebte Katastrophe eintreten sollte. Wenn einst die Geschichte Neapels in diesem Zeitraum aus ächten und unverfälschten Quellen zu schöpfen sein wird, so dürfte sich zeigen, daß die englisch-französischen Einwirkungen schon dicht am Thron Ferdinands II. standen und bis in die Mitte seiner Königsgemächer hinein durch mehrere bedeutende Persönlichkeiten seines Hofes vertreten waren. Der Kampf zwischen den Westmächten und Oesterreich in Italien hatte eigentlich in Neapel zuerst begonnen, und war lange vorher, ehe er auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino ausgefochten wurde, in den geheimen Parteibewegungen, die den König in seinem eigenen Schlosse umsponnen hielten, hervorgetreten.

König Ferdinand II. war das wesentlichste Werkzeug der österreichischen Politik in Italien gewesen. Sein Regiment in Neapel und die Herrschaft Oesterreichs in Italien standen auf denselben Säulen, und es war eigentlich von Hause aus beabsichtigt, daß sie miteinander stehen und fallen sollten. Durch die Con-

vention vom 29. April 1815, welche Oesterreich und die Regierung beider Sicilien miteinander abgeschlossen, hatte Oesterreich seine Herrschaft über Italien eigentlich in Neapel angetreten. Damals saß Ferdinand I. auf dem Thron Neapels. Es war dies ein Allianzvertrag zwischen beiden Mächten, der eigentlich zu dem Zweck abgeschlossen worden: „Den Friedenszustand und die innere und äußere Ruhe des Königreichs beider Sicilien und Italiens im Allgemeinen zu befestigen." Ein geheimer Artikel aber zu diesem Vertrage bestimmt: „daß Se. Majestät der König beider Sicilien keinerlei Aenderungen zulassen werde, die entweder mit den monarchischen Institutionen oder mit den von dem Kaiser von Oesterreich für das Innere seiner italienischen Provinzen angenommenen Grundsätzen unvereinbar wären."

Die österreichische Machtherrschaft suchte sich hier schon auf ganz gleichmäßigen Schwingen, und um so sicherer, über Italien auszustrecken. Wie Oesterreich in der Lombardei sein Regiment gesichert hatte, wie es auf Florenz mit allem Gewicht seiner Bayonnette und seiner Prinzipien sich niedergelassen, und mit Parma und Modena Verträge abgeschlossen, welche diese italienischen Staaten nur noch als kaiserlich königliche Filial-Institute bestehen ließen, so hatte es sich auch schon

seit 1815 tief und fest in den Staatsorganismus Neapels eingeklemmt und legte hier einen seiner Haupthebel, um die Geschicke Italiens einst ganz in seine Hand zu bekommen. Diese Politik, die bis in den heutigen Tag hinein die bedeutendsten Folgen gehabt, war von Kaiser Franz I. und Metternich mit weitberechneter Voraussicht gesponnen worden. Kaiser Franz und Metternich waren deshalb im Jahre 1819 selbst nach Neapel gereist, um zu sehen, ob Alles gut wäre, und Metternich war bei dieser Gelegenheit vom König Ferdinand zum Herzog von Portella mit reicher Schenkung ernannt worden. Neapel schien bestimmt, die Herrschaft Oesterreichs in Italien vorzugsweise zu tragen und in die Mitte der Nation hinüberzuführen, und nur der Tod König Ferdinand's II. im Mai 1859 konnte Ursache gewesen sein, daß Neapel, ohne sich weder um Oesterreich noch um den Papst zu kümmern, zuerst ganz und gar in neutraler Zurückgezogenheit die Anfänge des neuen italienischen Nationaldrama's beobachtete.

Es schien also in der That, als ob die Partei, welche in dem jungen Thronerben eine neue politische Aera Neapels gegeben glaubte, sich nicht getäuscht hätte. König Franz II. hatte als Kronprinz weder österreichische noch römische Sympathieen in sich empfangen können.

Das österreichische Element war ihm durch seine Stiefmutter, die Königin Maria Theresia, schon frühe als eine Schranke seiner eigenen persönlichen Entwickelung entgegengehalten worden, und den Clerus sah er mit seinem Einfluß stets zwischen ihm und seinem Vater stehen, das übele Verhältniß, das der Kronprinz am Hofe seines Vaters hatte, eher verschlimmernd, als zum Guten vermittelnd. Franz hatte zum Mönch erzogen werden sollen, aber nicht um seiner religiösen und kirchlichen Anlagen willen, sondern um ihn der Regierung abzugewinnen und in der Kirche verschwinden zu lassen. Schon dadurch erschien ihm die Kirche in einem trüben und zweideutigen Licht. Als zwölfjähriger Knabe hatte er den vor der Revolution fliehenden Papst gesehen, der, niedergeworfen und gedemüthigt von den Ereignissen, angstvoll und geächtet, im Königreich Neapel seine Zuflucht gefunden hatte. Dieses schwankende Bild der päpstlichen Herrlichkeit hatte dem jungen Prinzen keine großen Erinnerungen hinterlassen, und man konnte ihn, der so oft freisinnige und unabhängige Aeußerungen gethan, nicht zu denen zählen, welche Neapel wieder unter die Botmäßigkeit des römischen Stuhls stellen möchten, von der es sich schon frühe losgerungen.

Wer hätte freilich die Gesinnung des Prinzen bis

in ihre innersten Gründe hinein erforschen können. Er hatte das verschlossene und zurückhaltende Wesen aller durch den Zwang äußerer Umstände unterdrückten Persönlichkeiten, aber in einer stillen und zart besaiteten Natur schien er mehr zu verbergen, als er äußerlich ankündigte. In einem oppositionnellen Anschein stand er schon deshalb, weil König und Königin ihn auf sich selbst zurückgewiesen hatten. Auch die große Hingebung, mit welcher der Kronprinz an seinem Lehrer hing, einem alten fünfundachtzigjährigen Abate, schien für die Freisinnigkeit des jungen Franz d'Assis zu sprechen. Denn dieser Lehrer, der einer der aufgeklärtesten Mitglieder des neapolitanischen Clerus war, hatte ohne Zweifel im freiheitlichen Sinne das Gemüth des Prinzen an sich gezogen und dasselbe für eine bessere Zeit zu bilden gestrebt. Dafür sank er einst mitten in der Lehrstunde, an der Seite seines Zöglings, nieder, und hauchte, über den Arbeitstisch gelehnt, an dem er so viel Gutes lehrte, unter räthselhaften Zuckungen sein Leben aus. Seine geheimnißvolle Todesart soll nie erforscht worden sein. Der Verlust dieses alten Lehrers mag auf den Kronprinzen einen sehr schweren Eindruck gemacht haben. Er stand jetzt wirklich unter allen seinen Umgebungen allein und einsam da. Der alte Lehrer war

sein Trost, seine Familie, seine Geliebte, sein Alles gewesen. Vielleicht brachte dies einen Ruck in seinem Gemüth hervor, der nicht zu berechnen war. Seine Verschlossenheit blieb für alle Parteien undurchdringlich, aber daß er noch am Todestage seines Vaters den reactionnairen und österreichisch-päpstlichen Bestrebungen der Königin abgewandt war, konnte man daraus ersehen, daß die Königin noch die letzten Stunden Ferdinand's II. dazu benutzte, um von ihm ein Decret zur Ausschließung dieses Thronfolgers zu erwirken, wozu aber Ferdinand, selbst unter dem Beistand aller seiner Beichtväter, sich nicht entschließen konnte.

So war Franz II., unter den freudigen Erwartungen aller derer, die auf einen neuen Umschwung der Verhältnisse oder wenigstens auf Reformen in der Verwaltung hofften, auf den Thron Neapels gekommen, und der Antritt seiner Regierung charakterisirte sich sogleich dadurch, daß er die diplomatische Mißstellung, in der sich Neapel so lange nach Außen hin befunden, ruhen ließ und ein besseres Verhältniß namentlich zu England und Frankreich anzustreben schien. Unter Ferdinand II. hatte Neapel sich so isolirt, wie nur ein Tyrannenstaat sich zu isoliren vermag, der am liebsten einsam auf der ganzen Welt bliebe. Unter den modernen

Staaten aber ist die Isolirung immer zugleich ein Angriff, und England und Frankreich hatten die Haltung Neapels nicht nur als einen Angriff auf die Civilisation, was eine der wohlfeilsten Redensarten der heutigen Politik ist, sondern auch als eine Feindseligkeit gegen sie selbst, aufgefaßt. Es war schon so weit gekommen, daß der Golf von Neapel sich fast unter der Aufsicht eines englischen Kriegsschiffes befand. Die englische Regierung benutzte dazu mit einer gewissen Sophisterei die Bestimmung der neapolitanischen Regierung, daß fremde Kriegsschiffe, die neu ankommen, immer einige Zeit in der Bucht vor Anker liegen können. Jenes englische Kriegsschiff mußte daher beständig zwischen Malta und Neapel hin- und hersegeln, so daß es in Neapel immer für ein neu angekommenes Fahrzeug gelten konnte. Dadurch hatte es aber die Bedeutung eines Wachtschiffes für die neapolitanischen Verhältnisse bekommen, und es schien bereit zu stehen für den möglicher Weise jeden Augenblick eintretenden Fall, daß der längst beschlossene gewaltsame Druck auf die neapolitanische Regierung ausgeübt werden sollte.

Eine große Consequenz, die fast an Ehrlichkeit gränzte, hatte man dem König Ferdinand nicht absprechen können. Unbekümmert um alle diplomatischen Stellungen der

Mächte, und um die Prinzipien der ganzen Welt, regierte er sein Königreich, als wenn es oben im Monde läge und dort in seiner eigenen Schwerkraft unantastbar hinge. Wie er mit Frankreich und England, als dem Hort der neuen west-europäischen Cultur, gebrochen hatte, und wie er aus demselben Grunde auch gegen Piemont, als den neumodischen Eroberungsstaat, den liberalen Träger einer neuen nationalen Constituirung Italiens, sich feindlich aufstellte, so war er auch allen Anforderungen und Anerbietungen Rußlands mit derselben Offenheit gegenüber getreten. Als das russische Cabinet, in seinem räthselhaften Umhertasten an den Küsten Italiens, bei dem König von Neapel die Erlaubniß nachsuchte, auch in Brindisi, einem verfallenen Ort am adriatischen Meere in der neapolitanischen Provinz Terra di Otranto, wo es wieder einen versandeten Hafen ausspionirt hatte, eine Kohlenstation errichten zu dürfen, soll Ferdinand II. dem mit den Unterhandlungen beauftragten russischen Gesandten ganz offen und freimüthig Folgendes geantwortet haben: „Meine Verehrung und Freundschaft für den Kaiser Alexander ist nicht minder aufrichtig, als sie für den Kaiser Nicolaus war; was jedoch die jetzige Politik anbetrifft, so haben sich dabei bedeutende Unterschiede

ergeben. Eine Regierung, welche einem Staat, wie Piemont, den Hof macht, und gleichzeitig Neapel die Hand reichen kann, ist jetzt in ihren Tendenzen und Absichten eine gänzlich unklare. Beides läßt sich nicht vereinigen; eine Schiffsstation in Villafranca und eine Schiffsstation in Brindisi sind zwei im Princip und in den Voraussetzungen ganz verschiedene Dinge. Die Niederlassung Rußlands in Villafranca muß die Aufnahme Rußlands in Brindisi hindern."

So ließ sich Ferdinand II. gegen Rußland vernehmen, und obwohl er in einer gewissen Zeit, in seiner von Frankreich und England bedrohten Stellung, vielleicht Vortheile durch ein kluges Einvernehmen mit Rußland hätte erzielen können, so ließ er sich durch eine Reflexion dieser Art nicht bestimmen, sondern verfolgte mit einer merkwürdigen Unerschrockenheit den Weg, Neapel zu isoliren und es mitsammt seiner öden egoistischen Politik und seinen Maccaroni und allen seinen Herrlichkeiten unerreichbar oben in den Wolken zu betten.

Als sein Sohn Franz II., ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, die Zügel dieser verhaßten Regierung in die Hand nahm, schien es einen Augenblick, als ob diese frische unbefleckte Jugend auf einem Thron,

der so viele Verbrecher und Uebelthäter gesehen, schon die Kraft einer Erneuerung und Veredelung ausüben wollte. Die politische Luft Neapels schien plötzlich reiner und heiterer geworden, man hielt den jungen König fast allgemein für einen Freund liberaler Reformen, man traute ihm die Absicht zu, eine neue constitutionnelle Verfassung für das Königreich der Sicilien zu geben. Auch ein freierer und besserer Verkehr mit den andern Nationen schien sich plötzlich wieder angebahnt zu haben. Seit langer Zeit hatte man nicht wieder so viel Franzosen und Engländer in Neapel gesehen, als in der ersten Zeit nach dem Regierungsantritt Franz II. Besonders waren es sehr viele vornehme, dem Hofe Louis Napoleons nahe stehende und ihm vertraute Persönlichkeiten, die sich plötzlich um den neuen König von Neapel zu sammeln begannen, und, wie es schien, ein neues freundschaftliches Verhältniß zwischen Frankreich und Neapel anzubahnen suchten. Der französische Gesandte in Rom, Herzog Grammont, und der Commandirende der französischen Occupationstruppen, General Goyon, erschienen zu wiederholten Malen an dem Hofe des jungen Monarchen in Neapel, und hatten intime Aufträge, die sie mit dem größten Eifer verfolgten.

Es verbreitete sich damals das in jenem Moment ungemein bedeutungsvolle Gerücht, daß Frankreich in sehr freundliche Beziehungen zur neapolitanischen Politik einzutreten anfange, und daß die letztere bald einen Umschlag erfahren werde, der den Abschluß eines bestimmten freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Frankreich und Neapel in nahe Aussicht treten lasse. Die, wie man vermuthete, guten constitutionnellen Gesinnungen des Königs Franz konnten es nicht sein, welche den Kaiser Louis Napoleon so sehr angelockt hatten, obwohl es ihm unter Umständen auf Kleinigkeiten solcher Art auch nicht angekommen wäre. Aber als der Krieg von 1859 seine größeren Dimensionen auf der italienischen Halbinsel anzunehmen begann und seinen ungeheuren Resultaten sich entgegendrängte, mußte die große Entscheidungskraft ins Gewicht fallen, welche Neapel in dieser Situation in seinen Händen hielt. Wenn es sich bald um die Existenz des Kirchenstaats in seinem bisherigen Länderbesitz, und vielleicht um die Existenz des Papstthums selbst handelte, so war allerdings kein anderer italienischer Staat so geeignet, wie Neapel, um durch eine rasche und zutreffende Heeresaufstellung einen Ausschlag zu Gunsten des Papstes und seiner bedrohten Provinzen hervorzurufen und die italienische

Frage einer Lösung im Interesse des Papstes und Oesterreichs entgegenzuführen. Es wäre daher von der größten Bedeutung gewesen, wenn Neapel, ungeachtet seiner eingewurzelten Abneigung gegen den Emporkömmling Piemont, für den französischen Plan eines freien Italiens hätte gewonnen werden können!

Zu Anfang schien es in der That, als ob der junge König Franz ganz geneigt gewesen wäre, sein Ohr den Franzosen und den Agenten Louis Napoleons zu leihen. Auf die Verwendung einflußreicher Personen, die an seinen Hof gekommen waren, entschloß er sich sogar zu Etwas, das ihn einen großen Kampf mit sich selbst gekostet haben soll. Er gab die politischen Gefangenen frei, die noch aus der Zeit des revolutionairen Obersten Pisacane in den Kerkern Neapels saßen, und über welche die amnestirende Hand seines Vaters noch hinweggegangen war. Daß Louis Napoleon sich durch seine Agenten gerade für diese Gefangenen verwenden ließ, konnte in einem sehr weiten Sinne gedeutet werden, denn seitdem das Programm des Kaisers der Franzosen sich über Italien zu entladen angefangen, waren die alten Führer und Kämpfer der italienischen Revolution überall wieder aus ihren Verstecken hervorgestiegen, und waren ohne

Bedenken in Reih' und Glied des neuen Kampfes eingeordnet worden. Louis Napoleon glaubte die italienische Frage nicht ohne Wiederanknüpfung an die früheren italienischen Revolutionen und deren Namen und Helden lösen zu können, und wie er in der Lombardei und Mittel-Italien den Händen Mazzini's und Garibaldi's die Organisation gewisser unberechnenbarer Volksschichten überlassen hatte, so glaubte er ohne Zweifel auch im südlichen Italien durch die Schaar Pisacane's einen neuen Saamen der Revolution ausstreuen zu können. Pisacane, dessen „politisches Testament" kürzlich unter seinen Papieren in Genua aufgefunden wurde*), und sein revolutionaires Vermächtniß an seine Zeitgenossen enthielt, war ein Revolutionnair von ungeheurer Tragweite; gleichgültig gegen alle Staatsformen und Verfassungen, wollte er nur den auf die Revolution und die Association gegründeten Socialismus, durch den er das Ziel, die Einheit Italiens, einzig und allein für erreichbar hielt. Die Kerker Neapels schlossen seit lange einige der bedeutendsten Anhänger und Zöglinge Pisacane's in sich, und die Rückkehr dieser allergefährlichsten Soldaten der Revo-

---

*) Mitgetheilt im Journal des Débats. Juli 1859.

lution in die Mitte des Lebens schien ein Wagstück, wenn man nicht geradezu beabsichtigte, durch die Revolutionnirung Neapels, die in dem „politischen Testament" des Obersten Pisacane den eigentlichen Knotenpunct seiner Theorie bildete, das letzte und entscheidende Stadium der italienischen Frage herbeizuführen.

König Franz II. war orientirt genug über die Lage der Dinge in Italien, als daß er nicht einen angestrebten Wendepunct dieser Art sogleich hätte begreifen sollen. Aber so sehr schien ihm zu Anfang an einem guten Einvernehmen mit Frankreich gelegen, daß er endlich, nach langem Widerstreben, jenen Anforderungen nachgab, und sehr gefährliche Leute frei in das Land entließ. Vielleicht dachte er durch eine treue und ehrliche Verfassung, welche die Constitutionnellen von ihm erwarteten, dem Lande jeden ferneren Impuls zu einer Revolution am besten benehmen zu können. Aber die unberechnenbaren Fortschritte der französisch-piemontesischen Waffen in Italien und der abenteuerliche Friedensschluß von Villafranca, wodurch die italienische Revolution eine neue Stellung zur Nation erhielt und das bedeutendste Element bei der neuen Constituirung Italiens wurde, schienen plötzlich einen unwiderstehlichen Einfluß auf sein Gemüth hervorgebracht zu haben,

oder die Camarilla hatte jenen Moment geschickt ersehen, um dem jungen Monarchen Furcht einzuflößen und seines schwankenden Gemüths sich zu bemächtigen. Jedenfalls ist seit dem Friedensschluß von Villafranca, der die alten Gesetze in der Staatenexistenz Italiens veränderte und die Nation auf sich selbst zu stellen anfing, der verhängnißvolle Umschlag in dem König von Neapel erfolgt, und die Ereignisse begannen ihn gegen seine eigene Neigung fortzureißen. Es stand im Cabinet des Königs fest, daß Neapel, wenn ein Congreß zur Entscheidung über die Geschicke Italiens zu Stande gekommen wäre, nimmermehr seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in eine italienische Conföderation erklären würde, die zuerst als ein lächerlicher Schatten durch die Gedanken Louis Napoleons geflogen war. Darüber mochte sich der junge König wohl klar geworden sein, und darin befand er sich jedenfalls schon mit der verwitweten Königin Mutter und der Camarilla, an deren Spitze diese energische und entschlossene Frau stand, in einiger Uebereinstimmung. Aber ungeachtet der peinigenden Unsicherheit, in welche König Franz gerathen war, sträubte er sich doch noch immer, das eigentliche Programm der Camarilla zu dem seinigen zu machen. Denn die Königin Mutter, die mit großer Consequenz

ihr unter der vorigen Regierung eingeleitetes System fortführte, verlangte nichts Geringeres, als eine Intervention Neapels zu Gunsten des Papstes. Mit der bedeutenden Geistesüberlegenheit, mit der sie dem um Vieles schwächeren und bereits geängstigten König gegenübertrat, bestürmte sie ihn, ein neapolitanisches Heer in den Kirchenstaat einrücken zu lassen, um dem so bedrohten heiligen Vater Schutz und Sicherheit zu bringen, und ihn aus den Händen der Revolution und aus dem über sein Haupt geworfenen Netz der diplomatischen Intrigue zu befreien.

Die Königin Maria Theresia, eine Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl von Oesterreich, verdankte ohne Zweifel ihren großen und außerordentlichen Geistesgaben den politischen Einfluß, welchen sie schon unter Ferdinand II. auf die Regierung und die Dinge in Neapel zu behaupten wußte. Obwohl unter ihrem heftigen Widerstand Franz II. auf den Thron Neapels gelangt war, so schien sie doch, der Macht ihrer Person vertrauend, es von vorn herein nicht aufgegeben zu haben, auch den ehemals von ihr Verfolgten, sobald die Gewalt in seine Hände übergegangen war, nunmehr ihrem Einfluß und ihren Absichten zu beugen. Der König wurde zu diesem Zweck in einem System von In=

triguen und Beeinflussungen eingesponnen, denen er bei seiner großen Jugend, bei seinem unschlüssigen und scheuen Charakter, und bei seinem Mangel an Menschenkenntniß, indem ihn seine Erziehung zu einem Fremdling in der Welt gemacht, unmöglich lange widerstehen konnte. Bald schien es sogar, als ob er schon ein gehorsames Werkzeug der Camarilla seiner Stiefmutter geworden wäre.

Die Königin hatte seit dem Tode ihres Gemahls einen engen Kreis von Parteigängern um sich gebildet, welche die Politik der Reaction nach allen Seiten hin vertraten, und ihren eigentlichen Schwerpunct nach Rom hin hatten, in dessen Schooß sie gewissermaßen das reuige Neapel, das der Abhängigkeit von Rom selbst unter seinen frömmsten Königen widerstrebt hatte, zurückführen wollten. Diese österreichisch-päpstliche Partei, deren Seele die verwittwete Königin von Neapel ist, zählt besonders drei Männer zu ihren Führern und Werkzeugen, welche in kirchlicher, politischer und militairischer Hinsicht eine äußerste reactionnaire Politik, wie sie kaum unter Ferdinand II. bestanden hatte, zu begründen und durchzuführen suchen.

In diesem verhängnißvollen Triumvirat nimmt der ehrwürdige Monsignore Hallo gewissermaßen die

erste Stelle ein. Dieser fromme Prälat, ein wahrhaft mönchischer Charakter, der sich den Staat nicht anders als nach der Ordnung eines Klosters regiert und verwaltet denken kann, war dem Herzen der verwittweten Königin seit langer Zeit besonders theuer. Der Monsignore Hallo war der Beichtvater, der Freund, der Gesellschafter und Rathgeber der Königin Marie Therese. Sie ließ sich in allen Stücken von ihm rathen, und er rieth der Königin nur das, was sie selbst wollte und was ihrem Sinn angemessen war. Jetzt mußte es darauf ankommen, den Stuhl des heiligen Petri in Rom und das zu ihm gehörende unveräußerliche Patrimonium zu schützen, zu bewahren und gegen die Pläne der Gottlosen, welche Frankreich und Piemont in's Werk setzten, siegreich zu behaupten. Die Intervention wurde daher das Stichwort der neuen Politik, welche aus den intimen Berathungen und Gebeten der Königin mit dem Monsignore Hallo hervorging: Intervention mit allen Streitkräften Neapels, wodurch die italienische Frage sowohl in sich selbst als auch den europäischen Mächten gegenüber allerdings eine andere Wendung gewinnen würde, welche auch auf die inneren Zustände Neapels wesentlich zurückwirken und dieselben im Geiste der Reaction verfestigen müßte.

Der Militair dieser Camarilla ist der Oberst Latour, ein alter bramarbasirender Haudegen, der zugleich eine Art von komischer Figur im Kreise der Camarilla zu bilden scheint. Alle Franzosen zu Paaren zu treiben, oder in der großen Gallerie des Vatican Kopf für Kopf aufzuhängen, soll seine Lieblingsredensart sein, aber wenn er zu arg flucht und wettert, werden ihm auch von der Königin und Monsignore Hallo fromme Buß-übungen zudictirt, die der alte Herr dann mit großer Gewissenhaftigkeit ableistet. Denn er ist nicht nur ein tüchtiger Corporal, sondern auch ein gehorsamer Sohn der Kirche, der jeder frommen Ordre pünktlich gehorcht. Der Oberst Latour bildet mit seiner Person und seinem Einfluß auf die Truppen das eigentliche Militair-Cabinet der Königin Mutter, wodurch das Cabinet des Königs und die in demselben gefaßten Beschlüsse nicht selten gekreuzt und in ihrer Ausführung gehindert werden sollen. Ein getreues Organ dieses heimlichen Militair-Cabinets soll der General Pianelli sein, der jetzt an der Spitze der activen Armee steht und durch den Einfluß der Königin zum Commando der Gränztruppen, welche gegen den Kirchenstaat hin sich aufstellen mußten, ernannt wurde. Diese Militairpersonen, über welche der Wille der Königin unbedingt gebieten kann, stehen

zugleich in einer Art von romantischer und ritterlicher Huldigung zur Person der Königin, die nicht minder als ihr energischer Geist, auf alle ihr Nahestehenden mit einem gewissen Zauber wirkt. Denn Maria Theresia, die erst in ihrem einundvierzigsten Jahre sich befindet, ist zugleich eine sehr bedeutende Persönlichkeit, die viel Eindruck macht und darum als Haupt der Camarilla um so weitergreifende Wirkungen verbreitet.

Das dritte Glied in dem Trifolium der heutigen neapolitanischen Camarilla ist Herr Ferdinand Troja, der schon in der letzten Zeit der Regierung Ferdinands II. Ministerpräsident war, und auch in dem heutigen Cabinet Franz II., das unter Filangieri zusammentrat, ein Portefeuille bekleidet. Er gilt für einen gewandten und intellectuellen Staatsmann, den eigentlichen politischen Kopf der Camarilla, und wäre auch zu brauchen, wenn die Reaction noch in die Lage kommen könnte, eine Verfassung zu machen, wozu Troja schon seit einiger Zeit ein von ihm ausgearbeitetes Schema, das freilich sehr nach dem Katechismus schmecken soll, in der Tasche mit sich herumträgt. Es versteht sich, daß auch Ferdinand Troja ein sehr päpstlich gesinnter Mann ist und über die Leiden des heiligen Vaters bittere Thränen vergießt.

Gefährlich wirkte dieser Staatsmann in der heutigen Situation Neapels besonders auch dadurch, daß er in seiner Person den geheimen Zusammenhang darstellt, welchen die Camarilla mit dem Ministerium gewonnen. Mehr oder weniger scheinen alle Minister, welche in diesem Augenblick das Cabinet des Königs bilden, einer genauen und planmäßigen Verzweigung mit der Camarilla der Königin zu unterliegen, und es ist kein Zweifel, daß dabei manche Komödie gespielt wird, um die Blicke des jungen Königs zu verwirren, und ihn glauben zu machen, daß er sich in der Umgebung von Männern befinde, die ihm ihren Rath ganz unabhängig und blos im Interesse der Sache ertheilen. Namentlich will die liberale Partei dem (seitdem abgetretenen) Ministerpräsidenten General Filangieri, der schon unter Ferdinand II. das entsetzliche Cabinet bildete, beimessen, daß er stets ein falsches Spiel mit dem König getrieben, und nichts als ein vorgeschobener Strohmann und ein gehorsames Instrument der Camarilla gewesen sei, in deren Absichten er den König oft hineinführte, ohne daß dieser es merkte. Dagegen waren Troja und Murena*) stets die eigentlichen Führer des Wider-

*) Murena, früher Finanzminister, dann eine Zeit lang

standes gegen die Volkswünsche. Sie sind die Begründer des neuen Schreckenssystems, das in Neapel, unter einem jungen, noch unschuldigen König, und zum Theil wider Wissen und Willen desselben, aufgerichtet worden ist, und das jetzt den Terrorismus unter Ferdinand II. an Niederträchtigkeiten und Schrecklichkeiten aller Art fast überragt.

Dieser neue Terrorismus in Neapel, der dem König über den Kopf weggenommen worden ist, und in den man ihn auch allmählig mit seinen Leidenschaften und seiner Furcht hineinzuziehen sucht, geht aus der polizeilichen Musterwirthschaft hervor, welche die Camarilla der Königin in ihrem geheimen Zusammenwirken mit dem Ministerium eingerichtet hat. Dies System verrieth sich zuerst in den massenhaften Verhaftungen, die bei Tag und Nacht in Neapel vorgenommen werden und keine andere Ursache und keinen andern Zweck hatten, als ein räthselhaftes Entsetzen durch die Bevölkerung zu jagen. Um die ganze Hauptstadt durch den Schrecken zu lähmen und in die Bande einer unheim-

---

Professor an der Universität zu Neapel, dann zum Präsidenten des Zollausschusses und Vicepräsidenten der Consulta mit den Ehren und Einkünften eines Minister-Staatssecretairs ernannt.

lichen Angst zu schlagen, hat sich zu den Polizei-Dämonen, die überall geschäftig umherfliegen, noch das System der Denuncianten in einer fürchterlichen Ausdehnung gesellt. Keine Familie, keine Gesellschaft ist mehr vor ihren eigenen Mitgliedern sicher. Ueberall sind Spione und Denuncianten, die theils für Sold, theils um sich die Gunst der Machthaber zu erwerben, Alles, was sie sehen und nicht sehen, der in geheimen Regionen bestehenden Inquisition verrathen. In dieser Raserei der Schreckensherrschaft, welche sich plötzlich wieder auf ganz Neapel herabgelassen hat, traut Niemand dem besten Freunde mehr, den Kindern ist man beigekommen, um gegen ihre Eltern Etwas auszusagen, die Bedienten und Mägde treten als Angeber und Zeugen gegen ihre Herrschaften auf. Die vornehmsten Leute dienen diesem allverbreiteten Angeber-System, das in dem heutigen Neapel eine Höhe und eine Ausdehnung erreicht hat, wie kaum in den entartetsten Zeiten des alten Rom und unter den schmachvollsten und verderbtesten Zuständen der Imperatoren. Prinzen und Herzöge hält man für verdächtig, Spione zu sein, denn kein Mensch ist in dieser Lage der Dinge sicher, und darum giebt sich Jeder zu Allem her. Wenn der Herzog sich nicht besondere Verdienste bei der Cama-

rilla zu erwerben versteht, so stehen sein Leben, sein Vermögen, seine Freiheit ebenso leicht auf dem Spiel, als es dem unbedeutendsten Mann des Staates geschehen kann. Die Verhaftungen in gewissen Stadtvierteln, namentlich in den vornehmeren, und besonders in der Chiaja, sollen an manchen Abenden gegen hundert Personen auf einmal betroffen haben. Selbst die vornehmste Equipage, und wenn sie blos Damen aus dem Theater nach Hause führte, ist nicht sicher davor, plötzlich angehalten, und auf das Genaueste durchsucht zu werden. Die darin befindlichen Personen werden dann, gleichviel bei welcher Witterung, genöthigt, auszusteigen, und müssen sich auf offener Straße die beleidigendsten Untersuchungen ihrer Kleidungsstücke gefallen lassen. Nicht als ob bestimmte Verdachtsgründe gegen diese Personen vorlägen, geschieht dies Alles, sondern es ist in der Regel nur eine Polizei-Komödie, die eben des lieben Schreckens wegen gespielt wird. Eine Bevölkerung, der man das Gefühl der allgemeinen Unsicherheit wie ein alle Säfte durchdringendes Gift eingeflößt hat, wird zuletzt in sich selbst gebannt dastehen, und keine selbstständige Bewegung mehr zu machen im Stande sein. Seit einiger Zeit werden auch viele Priester verhaftet, die der Camarilla dadurch anstößig

und verdächtig geworden sind, daß sie sich, ungeachtet des ihnen von oben herab ertheilten Winkes, nicht entschließen konnten, auf ihren Kanzeln für die Intervention einzutreten und das Einrücken der neapolitanischen Truppen in den Kirchenstaat als eine heilige Pflicht Neapels zu predigen. Diese Priester, deren es in der That in der letzten Zeit mehrere in Neapel gegeben, haben sich dadurch einer Hinneigung zu Frankreich und Sardinien verdächtig gemacht, aber man begreift nicht, wie die Camarilla, welche in der unbedingten Autorität der Kirche ihr einziges Princip sieht, es unternehmen will, diese unabhängig gesinnten Priester zu strafen.

Fast ebenso schlimme Brutalitäten, als gegen die Neapolitaner selbst, werden seit einiger Zeit auch wieder gegen die Fremden geübt, und namentlich gegen die Engländer, die zu verletzen man sonst Seitens der neapolitanischen Regierung eine besondere Scheu trug. Bei dem brittischen Consulat und beim Ministerium in London ergingen darüber seit einiger Zeit die mannigfachsten Beschwerden. Einem Engländer waren seine sämmtlichen Briefe, die er in Neapel auf die Post gab, aufgebrochen und zuletzt ganz zurückbehalten worden. Er nahm deshalb einen eigenen Boten in seinen Dienst und sandte durch diesen

seine Briefe zu einem Bekannten, der auf dem französischen Dampfer Pausilippe abreiste, und der die Briefe unterwegs in den Briefkasten, welchen die Post auf jedem Dampfschiff hat, werfen sollte. „Aber auf dem Wege nach dem Hafen“ — heißt es in der von dem Engländer eingegebenen Beschwerdeschrift *) — „und gegenüber der Wache wurde mein Bote von einem Menschen angepackt, der sehr gut gekleidet war und einen langen Schnurrbart trug, und in befehlendem Tone ihm zurief: Du hast einen Brief von einem Engländer — gleich her damit! Der Mensch, der ohne Zweifel von der Polizei war, da kein Anderer es gewagt haben würde, am hellen Tage und vor den Augen einer zahlreichen Wachtmannschaft einen so empörenden Act zu begehen, durchsuchte meinen Boten ohne weitere Umstände, bemächtigte sich des Briefes, den er bei sich hatte, schlug ihn mit seinem Stock zu Boden, trat ihn mit den Füßen, und ließ ihn auf dem Pflaster in einem solchen Zustande liegen, daß ich ihm einen Aderlaß geben lassen mußte.“ Bald darauf wurde aber auch der unglückliche Bote des Engländers in das Gefängniß geworfen.

Nicht minder werden die Franzosen, die in Neapel verweilen, jetzt häufig Gegenstand der übelsten Behand-

*) Abgedruckt in den englischen Blättern.

lung, und die Anfechtung, die sie erleiden, kann mehr oder weniger den Intentionen einer gewissen Regierungspartei beigemessen werden. Wie wenig die Behörden dabei auf Abhülfe bedacht sind, zeigte sich bei einem kürzlich hier verhandelten Processe, der dadurch entstand, weil ein Franzose durch einen neapolitanischen Soldaten, einen Capitain der Infanterie, getödtet worden. Der Proceß wurde zwar, da das Ereigniß zu großes Aufsehen erregte, bei den neapolitanischen Gerichten aufgenommen, aber mit einer so außerordentlich zögernden Langsamkeit instruirt, daß darüber fast die rechte Zeit verging, um die Thatsache noch genau ermitteln und feststellen zu können. Man sah dabei die Absicht der Behörden durch, die Sache allmählig verschwinden zu lassen. Seitdem sind mehrere Male Franzosen bei hellem Tage von neapolitanischen Soldaten angefallen und mehr oder weniger schlimm mißhandelt worden. Die Camarilla soll dafür zum Theil Belohnungen ausgesetzt haben, denn dem König Verlegenheiten zu erwecken, ihn mit allen auswärtigen Mächten zu entzweien, und ihm besonders Verwickelungen mit England und Frankreich auf den Hals zu werfen, lag in dem System der Camarilla, und sollte die neue Stellung begründen, in welche man Neapel hinüber zu führen gedenkt. —

Durch einen Polizei-Terrorismus der schrecklichsten Art glaubten die Königin und ihr Triumvirat Neapel zu einer neuen päpstlichen Politik und zu Zuständen, wie sie der österreichischen Prinzessin als die günstigsten für die innere und äußere Sicherheit des Staates erschienen, am besten reif machen zu können. Dem jungen König selbst war schwerlich ganz geheuer zu Muthe bei der Richtung, in der er sich fortgetrieben sah, und bei der steigernden Verwilderung, die ihn in seiner Hauptstadt zu umgeben anfing. Es war darauf abgesehn, in der Hauptstadt eine geängstigte und schreckensvolle Stimmung hervorzurufen, als ob sich jeden Augenblick das Entsetzlichste ereignen könnte. Patrouillen durchziehen fortwährend die Stadt, als wenn der Belagerungszustand darin herrschte. Man sieht nichts geschehen, aber das größte Uebel ist immer das, wenn man Alles für möglich halten muß.

Seit einiger Zeit ist auch der römische Polizeichef Graf Dandini nach Neapel gekommen, und soll bei der Camarilla eine sehr ausgezeichnete Aufnahme gefunden, ja sogar bei der neuen Handhabung der neapolitanischen Zustände in der angestrebten Richtung seinen Rath ertheilt haben. Graf Dandini de Silva war der Erfinder des neuen römischen Polizeisystems, welches die

Spionage im Innern der Häuser und der Familien entfesselte, und besonders aus den Dienstboten eine vollkommen organisirte Schaar von Angebern im Dienste der Polizei bildete. *) In Rom hatte er von seiner Stelle zurücktreten müssen, und man gab ihm dort den Signor Pasqualoni zum Nachfolger in der Oberleitung der Polizei. Graf Dandini war auf seiner Stelle, obwohl er Ungeheures auf derselben gewirkt, nicht mehr zu halten, denn er war plötzlich ein zu nachsichtiger Polizeimann, aber gegen keinen andern Verbrecher, als gegen sich selbst, geworden. Der edle Graf hatte einen Kassen-Defect von 30,000 Scudi gemacht. Man konnte und wollte ihn zu keiner Untersuchung ziehen, denn Dandini de Silva hatte stets für den treuesten Diener des Papstes gegolten, und man vergaß ihm die Dienste nicht, welche er der Hierarchie namentlich im Jahre 1850 geleistet. Man ließ ihn daher ohne die geringste Schwierigkeit abreisen, aber die letzte Amtshandlung, die Dandini vornehmen durfte, war die, daß er sich seinen Paß nach Neapel ausstellte. Hier konnte ihn Troja so vortrefflich bei der Einrichtung des neuen Schreckenssystems brauchen, daß man den Römer vielleicht gern in den neapolitanischen Staats-

*) Vrgl. „Italienische Zustände." Band III.

dienst berufen hätte. Aber Graf Dandini de Silva erbat sich nichts, als die Erlaubniß, sich im Neapolitanischen ankaufen zu dürfen, was dem verdienten Manne natürlich mit Vergnügen gewährt wurde. Er hatte große Summen aus Rom mitgebracht und sehnte sich mit denselben jetzt nach einer ländlichen Zurückgezogenheit.*)

Das Schreckenssystem, welches in diesem Augenblick wieder seine düsteren Schwingen über Neapel ausgebreitet hat, scheint aber nicht blos die Maske zu sein, welche sich die Reaction vorgesteckt hat. Es fällt nicht minder in die Augen, daß seit der Zeit, wo die Annexion Mittel-Italiens an Piemont den päpstlichen Stuhl zu einem Isolirschemel zu machen anfing, und Pius IX. die Hülferufe um seine bedrohte weltliche Souverainetät an die ganze katholische Christenheit aus-

*) Diese sollte indeß dem Grafen Dandini de Silva nicht zu Theil werden, denn der heilige Vater berief ihn vor Kurzem wieder nach Rom in seine frühere amtliche Stellung zurück. Pius IX. glaubte unter den neuen und unberechnenbaren Verhältnissen, denen Papst, Rom und Kirchenstaat entgegengeben, doch den alten polizeilichen Schreckensmann nicht länger entbehren zu können: ein Beweis, daß er und Cardinal Antonelli mit Sicherheit annehmen, es werde in der nächsten Zeit für einen Dandini de Silva recht viel Arbeit bei ihnen geben.

sandte, auch eine große militairische Bewegung und Thätigkeit in Neapel erwachte. Große Rüstungen wurden begonnen, und auch hier schien die Königin Mutter die Seele einer neuen planmäßigen Wirksamkeit zu sein. Vielleicht kam auch hierzu die eigentliche Ordre aus dem österreichischen Cabinet. Aber König Franz II. scheint selbst nicht ganz ohne Fähigkeiten und Anlagen zum Militair zu sein, und diese Richtung ist vielleicht die einzige, in der er sich bedeutend hervorthun dürfte. Er entschloß sich daher ohne Zweifel sehr gern dazu, als ihm von seinen Rathgebern und Leitern vorstellig gemacht wurde, daß die Situation es erfordere, sich mit dem Armeewesen Neapels eifrig zu beschäftigen und eine neue stärkere Entwickelung der Heereskräfte vorzunehmen.

Das neapolitanische Heer hatte schon unter den früheren Königen große Vorzüge gehabt, und bestand aus außerordentlich schönen, disciplinirten und auf's vortrefflichste geschulten Regimentern, wie man sie, mit Ausnahme des militairischen Eroberungsstaats Piemont, sonst in keinem anderen italienischen Lande antreffen konnte. Die neapolitanische Armee, die in ihrer Stärke und Ausbildung unter allen Situationen einen sehr bedeutenden Ausschlag geben kann, würde, wenn sie

in einer bestimmten Richtung und unter einer energischen Führung entwickelt und verwendet wird, die größten Angelegenheiten entscheiden helfen. Ferdinand II., der eigentlich ein sehr kriegerischer Fürst war, konnte sie früher mit einigem Fug dem Kaiser von Rußland als Avant=Garde einer Coalition gegen Frankreich anbieten.

Die neapolitanische Armee litt freilich von jeher an einem besonderen Uebel in sich selbst, das ihre Wirksamkeit gegen den Feind sehr beeinträchtigen mußte, und dies Uebel liegt in ihrer Composition. Die verschiedenen Theile, aus denen dieser Organismus besteht, waren sich nämlich unter einander von jeher so entgegengesetzt und feindselig gestimmt, daß ihre wirksame Vereinigung zu einem Ganzen auch dem größten Feldherrn schwer werden müßte. Der Haß der verschiedenen Truppentheile gegen einander war in dieser Armee von jeher so groß, daß in ihren eigenen Gliedern immer nur mit größter Mühe Eintracht und Zusammenwirken erhalten werden konnte. Es sind in dieser Armee lauter verschiedenartige Elemente neben einander gestellt, die sich niemals zu einer einheitlichen Masse haben verschmelzen wollen, und die jeden Augenblick lieber gegen sich selbst losgehen möchten, als gegen den ihnen gegenüberstehenden gemeinsamen Feind.

Die neapolitanische Armee besteht aus Schweizern, Garden, der sicilianischen Legion, den Linientruppen und der Gensdarmerie, die sich zum Theil schon ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten wegen unter einander hassen und widerstreben, und zum Theil auch, wie die Schweizer und die Garden, Privilegien vor den übrigen genießen, die beständige Eifersucht auf der einen, und Ueberhebung auf der anderen Seite hervorrufen. Am höchsten stehen in dem neapolitanischen Heereswesen die Schweizer, die als die Leibwache tyrannischer Regierungen das traurige Vorrecht genießen, in solchen Staaten besonders geehrt zu werden, und die in Neapel nicht nur einen höheren Sold als die übrigen Truppen, sondern auch das Privilegium haben, in der Stadt den Säbel tragen zu dürfen. Es charakterisirt den neapolitanischen Thron, daß die Garde, welche sonst in jeder Heeres-Organisation den eigentlichen Kern darstellt, neben den Schweizern, den eigentlichen Königswächtern, nur die zweite Rolle spielt, obwohl die Vortheile und Privilegien zwischen beiden Truppen ziemlich gleich getheilt sind. Die Eifersucht zwischen Garde und Schweizern ist aber nichtsdestoweniger stets auf das Höchste entbrannt und kann nie besänftigt werden, weil die Garde jedenfalls nicht die erste und ausschließ-

liche Geltung hat, welche sie sonst in einem königlichen Heer beansprucht. Zugleich wirkt der Nationalitätenhaß, der auch die anderen Truppenkörper gegen die Schweizer beständig erbittert, wozu noch die eigenthümliche Stellung der sicilianischen Legion hinzukommt, die als ein drittes, sich durchaus nicht assimilirendes Element zwischen Schweizern und Garden in der Mitte steht, und denselben die Privilegien beneidet, die ihr selbst nicht gewährt worden sind. Aus demselben Grunde stehen die Linientruppen allen übrigen Körpern der Armee feindlich gegenüber, denn auch die Linie fühlt sich zurückgesetzt gegen Schweizer und Garden, und die sicilianische Legion ist der Linie schon deshalb zuwider, weil Neapolitaner und Sicilianer noch niemals freundlich und einträchtig neben einander gestanden haben. Rechnet man dazu den neapolitanischen Charakter selbst, so begreift man die inneren Mißstände einer Armee, die so großen Schwierigkeiten unterliegen muß, sich einheitlich gegen den Feind zu schlagen, weil ihre einzelnen Theile sich lieber unter einander zerfleischen möchten und stets auf den geeigneten Moment dazu lauern.

Um die sonst unleugbaren Streitkräfte einer solchen Truppe wirksam zu machen, würde eine große und

wahrhaft kriegerische Persönlichkeit an ihrer Spitze erforderlich sein, unter dessen hinreißenden, thatkräftigen Geist diese sich widerstreitenden Massen sich in eine einheitliche Composition fügen müßten. Aber schon Ferdinand I. und Ferdinand II. trieben das Armeewesen nur als eine persönliche Liebhaberei, und behandelten es als eine Ankleidepuppe, wie so viele andere Fürsten, die schon etwas Nennenswerthes für das Vaterland gethan zu haben glauben, wenn sie ihre Soldaten aus- und anziehen und eine neue Litze an den Uniformen zu erfinden wissen. So erfand auch Ferdinand II., nach langen militairischen Studien, einen neuen Czakot, der bei der neapolitanischen Armee eingeführt wurde, und brachte den Schnitt der Uniformen zu einer größeren Vollendung.

König Franz II. setzte, wie sein Vater Ferdinand, die Completirung der Cadres der Armee fort, und strebte unmittelbar nach seinem Regierungsantritt darnach, dem neapolitanischen Heere, das schon unter Ferdinand II. mehr als sechszigtausend Mann stark wurde, eine noch größere Ausdehnung zu geben. Er befahl sogleich eine neue Aushebung von 12,000 Mann, und erließ energische Befehle an die Provinzialbehörden, die er mit Absetzung bedrohte, falls sie an dem festgesetzten Tage

ihr volles Contingent nicht gestellt haben würden. Man mußte glauben, daß es ihm Ernst damit sei, eine große kriegerische Wendung in der italienischen Frage hervorzurufen, und bald konnte man nicht mehr daran zweifeln, daß der junge König entweder durch sein eigenes Gefühl oder durch die unablässigen klugen Bemühungen seiner Stiefmutter dazu getrieben, sein Schwert für den leidenden und bedrängten Papst in die Waagschale legen werde. Seine Truppenstärke so hoch wie möglich zu bringen, schien ihm einzig und allein am Herzen zu liegen. In einer Zeit, wo die Männer alle kleiner werden und das erforderliche Militairmaaß nur noch ausnahmsweise erreichen, ließ er auch dies Maaß um einige Centimetres herabsetzen, was ihm aus der kurzen neapolitanischen Bevölkerung sehr viele neue Recruten zuführen mußte. Auch die Loskaufungssumme vom Militairdienst ließ er um hundert Ducati erhöhen. Dies war gewiß eine weise Regierungsmaßregel, denn zu gleicher Zeit kamen dadurch mehr Soldaten in die Armee, und mehr Geld in die Staatskasse, was die Situation nach beiden Seiten hin erforderte. Dann vermehrte er die Cavallerie um ein zweites reitendes Jägerregiment; das erste, das mit gezogenen Büchsen und gezogenen Pistolen bewaffnet ist, hatte sich früher

in Sicilien als eine sehr zweckmäßige und wirksame Truppe bewährt. Seinen Stiefbruder, den Prinzen Alphons Grafen von Caserta, ernannte er, auf Betrieb der Königin Mutter, und um derselben einen rechten Gefallen zu thun, zum Chef der reitenden Artillerie.

Bei aller dieser militairischen Energie, zu welcher sich der König emporschwang, schien er doch keineswegs aller Theile seines Heeres gleichmäßig sicher zu sein. Die Partei, die ihn noch immer für eine liberale Staatsentwickelung gewinnen zu können glaubt, bezeichnete es laut als einen Fehler, daß der König darein gewilligt, eine Truppenmasse unter den Befehlen des Generals Pianelli an der Grenze, zwei Schritte von der Romagna, zu entfalten. Man traute diesen Truppen in Neapel nicht, da man sie vorzugsweise von dem Geist der Camarilla getrieben wußte, und es für möglich hielt, daß sie mit derselben Bereitwilligkeit auch gegen Neapel marschiren würden, wenn der König eine Stellung einnehmen sollte, die der energisch ihre Zwecke verfolgenden Königin Mutter nicht gefiel. Der durch künstliche Aufreizungen unterhaltene Mißmuth, der ohne Zweifel in der Armee herrschte, hatte vornehmlich die Garden ergriffen, die auch einen Theil der Aufstellung

an den Gränzen des Kirchenstaats bildeten und für die Partei der Königin leidenschaftlich entbrannt waren. Der König hatte auch hier schon mit Strenge einzugreifen begonnen. Mehrere Officiere hatte er nach den Inseln deportiren lassen, und viele höhere Militairs sitzen bereits auf dem Fort Sant Elmo eingekerkert, wo sie der Bestimmung entgegensehen, welche der König mit ihnen treffen wird. Es ist dies eine beispiellose Situation, welche den Schreckenszuständen, die jetzt wieder in Neapel herrschen, den unheimlichsten und zweifelhaftesten Hintergrund giebt. Auch das Wort von einer bevorstehenden Abdankung des Königs fällt von Zeit zu Zeit immer wieder, man weiß kaum woher es kommt, in diese dunkle verworrene Lage der Dinge hinein. Die Stellung des Königs scheint so schwierig und unabsehbar zu sein, daß er den Ausweg aus den ihm aufgebürdeten Verwickelungen vielleicht nicht mehr anders wird suchen können, als durch eine scheinbar freiwillige Abdankung. Damit würde aber das Signal zu einer neuen Revolution in Neapel gegeben sein, in der die inneren Elemente dieses Staates, die in einer unerhörten Spannung gegen einander aufgerichtet stehen, früher oder später einmal wieder losbrechen müssen. Diese Revolution würde aber um so furchtbarer sein,

da die Entsittlichung des neapolitanischen Volkes unter den heutigen Zuständen entsetzlich vorgeschritten ist, und es in den bessern Klassen fast nur noch Spione, in den niedrigeren Schichten fast nur noch einen Pöbel giebt, der Demjenigen zufällt, der ihm die größten materiellen Genüsse garantirt.

Unter diesem geheimnißvollen, eigenthümlichen Treiben und Drängen überfüllen sich die Kerker Neapels, wie es nur in der blühendsten Zeit der neapolitanischen Schreckenswirthschaft unter der vorigen Regierung der Fall gewesen war. Die Zahl der seit zwei Monaten Verhafteten soll sich im ganzen Königreiche auf 5000 Menschen belaufen haben. In Longro hatte man nach dem Frieden von Villafranca gerufen: „Es lebe der König! es lebe der italienische Bund!" Der letztere Ruf war aufrührerisch befunden worden, und 43 begeisterte Patrioten sollten verhaftet werden. Ein Dutzend rettete sich über die Gränze, sechs andere wurden gefaßt und verurtheilt, die Uebrigen hatten sich versteckt. Um sie zu fangen, wurden ihre Frauen und Mütter eingesperrt und nicht eher wieder freigelassen, als bis die Männer sich gestellt hatten. Dies System, Alles zu verhaften, was sich nur irgend dazu eignet, kostet dem Lande bereits bedeutende Summen und sollen

schon seit einigen Monaten dafür auf der Polizei-Präfectur mehr Mittel erfordert worden sein, als unter Ferdinand II. in einem einzigen Jahre für diesen Zweck ausgegeben zu werden pflegten. Mitten unter diesen Gräueln wird nichtsdestoweniger an eine Amnestie gedacht, die der König aus eigenem Antriebe beschlossen haben soll, und die wohl ein Zug seines innerlichst guten Herzens zu sein scheint. Man hat ihm, wie uns versichert wurde, eingeredet, daß die Ertheilung dieser Amnestie einen noch bei weitem glänzenderen Effect im Inlande und Auslande machen würde, wenn die Kerker in diesem Augenblicke hübsch gefüllt wären und er dann einer recht großen Anzahl von Gefangenen verzeihen könnte. So ist neuerdings sogar auf das Conto der Amnestie hin verhaftet worden. Zu Verhaftungen ist aber immer Stoff, da die ungeheuere Liste des schwarzen Buches, worin die sogenannten „Attendibili“ verzeichnet stehen, d. h. solche Leute, die beschuldigt sind, auf Umsturz und Revolution zu warten, nicht so leicht erschöpft werden kann. Wie sollte auch die Zahl der Verdächtigen nicht endlos sein in einem Zustande, in dem Keiner dem Andern trauen kann, und in dem sich Jeder nur auf der Stelle zu erhalten vermag, auf der er den Andern fortgedrängt hat.

Die Zahl der politischen Gefangenen unter Ferdinand II., welchen man den Nero des Katholizismus genannt hat, galt oft für eine übertriebene Angabe, denn sie wurde auf zwanzig bis dreißig Tausend Gefangener berechnet, die aus dem gesammten Königreich beider Sicilien in die schauderhaftesten Kerker abgeliefert wurden. Dies konnte allerdings fast unglaublich erscheinen, und die Angaben, welche Gladstone darüber in seinen beiden berühmten Briefen an Lord Aberdeen mittheilte, sind oft als unmöglich bezweifelt worden. Aber die Fortschritte, welche das Verhaftungssystem unter Franz II. schon in zwei Monaten zurücklegte, lassen den sichern Schluß ziehen, daß diese fürchterlichen Zahlen nur den wirklichen Zustand der Dinge bezeichneten und durch die heutige Wirthschaft leicht zu übertreffen sind. Denn die Fürsten, die eigentlich etwas Besseres wollen, die aber nicht die Kraft und den Charakter haben, es durchzuführen, sehen in der Regel weit schlimmere Folgen ihrer Handlungen, als der Terrorismus des ächten Tyrannen erzielen kann. Die starke Entschlossenheit, das Böse zu thun, richtet nicht so Uebeles an, als die halbliberale Schwäche, die auch noch dadurch verwildert, daß sie, von Anderen gezerrt und getrieben,

die Verantwortung für ihre Handlungen nicht selbst zu tragen glaubt.

So ließ Franz II. unmerklich das ganze Schreckenssystem wieder eintreten, das unter seinem Vater den eigentlichen Charakter der Herrschaft ausgemacht hatte. Dieselben Kerker, die unter Ferdinand II. zum Entsetzen von ganz Europa gedient hatten, hielt auch Franz ohne eine Abänderung ihrer Gräuel für die Schaaren der Unglücklichen offen, die ihm als die richtigen Opfer bezeichnet worden waren. Die Schauder von Procida erneuerten sich unter ihm mit gesteigertem Entsetzen. Die schöne Insel Procida hat zugleich ein Bagno, in welchem Ferdinand II. die politischen Gefangenen in Reih' und Glied mit den Galeerensklaven der fürchterlichsten Art, und zum Theil paarweise zusammengeschlossen mit den fürchterlichsten Verbrechern und Mördern, ihre Kämpfe gegen die unerträgliche Tyrannei abbüßen ließ. In Procida war es, wo damals der schreckliche Aufstand der Staatsgefangenen gemacht wurde, der mit einem beispiellosen Verderben für sie endigte. Ferdinand schickte Soldaten, und ließ Granaten mitten unter die Gefangenen werfen, von denen fünfundsiebenzig dadurch getödtet und zerfleischt wurden. Darunter befanden sich mehrere Kranke, die

in den Lazarethen lagen, und ohne an dem Aufstand Theil genommen zu haben, in ihren Betten von den Granaten zerschmettert wurden. Aehnliche Scenen sollen sich auch neuerdings wiederholt haben, indem ein geringfügiger Ungehorsam mit einer blutigen Niedermetzelung der Gefangenen bestraft wurde. Die Gefängnisse von Neapel haben auch in der Kost, welche den Gefangenen verabreicht wird, unter der heutigen Regierung nichts an ihren Schrecknissen eingebüßt. Die Opfer, welche in diesen oft tief unter der Erde gelegenen Löchern eingesargt sind, sollen zugleich in der bestialischen Unreinlichkeit verkommen, die hier rings um sie her aufgehäuft wird. Eines der entsetzlichsten Gefängnisse ist das auf der zauberischen Insel Ischia, wo der Baron Porcari saß, der angeklagt war, an dem Aufstande in Calabrien Theil genommen zu haben. Der Kerker auf Ischia ist ein unterirdischer und befindet sich 24 Fuß tief unter dem Niveau des Meeres. Hier saß Porcari in einer gänzlich lichtlosen Höhle, die er weder bei Tage noch bei Nacht verlassen durfte, ganz allein, ohne daß er den Besuch irgend eines Freundes empfangen durfte, und nur seiner Gattin wurde es alle vierzehn Tage einmal erlaubt, in sein furchtbares Gefängniß zu ihm einzutreten. Porcari hat neuerdings einen Erben seiner

Qualen in dieser Höhle erhalten, es sitzt dort jetzt ein Sergeant-Major, der entweder ein zu leidenschaftlicher Anhänger des Königs oder eine zu unvorsichtige Creatur der verwittweten Königin und der Camarilla war und jedenfalls nach einer dieser beiden Richtungen hin die Gesinnung der Armee zu bearbeiten und aufzuregen strebte. Daß seine Schuld zweifelhaft ist, liegt im Sinne des Systems, denn noch niemals hat Einer in diesen Gefängnissen gesessen, der nicht entweder ganz unschuldig war, oder einer in den Ursachen zweifelhaften und unaufgehellten Anklage unterlag.

Auch die polizeilichen Schreckensproceduren, nach denen bei Verhaftungen, Haussuchungen und Einbrüchen in das Haus und in die Familie verfahren wurde, waren unter Ferdinand II. nicht schlimmer gewesen, als sie es heutzutage sind. Das eigentliche System besteht darin, daß die Polizei nicht blos denjenigen verhaftet, der sich eines Verbrechens schuldig oder verdächtig gemacht hat, sondern vorzugsweise alle diejenigen, deren Verhaftung sie für nützlich hält. Ein Rundschreiben des Polizeiministers an die Intendanten sprach darüber neulich die unverholensten Grundsätze mit aller Naivetät und Würde aus. Es genügte dann, einen solchen Menschen, der nicht mehr in die Lage der Dinge

hineinpaßte, in ein Gefängniß gelegt zu haben, um alle Schuld, deren man an ihm bedarf, herauszufinden und zu bestätigen. Alle seine Papiere und Briefe sind weggenommen und untersucht, die Verhöre mit ihm finden im geheimen Dunkel des Kerkers ohne Zeugen statt, und da der Gefangene nicht das Recht hat, an ein höheres Gericht zu apelliren oder auch nur einen Advocaten zu Rathe zu ziehen, so sind alle seine Aussagen zu seiner Rechtfertigung gleich Null und der Inquisitor benutzt, was der Gefangene gesagt oder nicht gesagt haben mag, zur Begründung der Anklage und des Strafurtheils in dem Sinne, der ihm von oben her befohlen worden. Auch kommen oft geheime Aussagen der Priester hinzu, um einen Staatsgefangenen sogar mit allem Anschein der Gerechtigkeit verurtheilen zu helfen, denn man hört es überall sagen, daß die neapolitanischen Priester die Geheimnisse des Beichtstuhls verrathen, vielleicht auch verfälschen. Wer aber einmal in neapolitanischen Kerkern sitzt, hört gewiß selbst bald auf, an seine Unschuld zu glauben oder für die Anerkennung derselben sich irgend zu bemühen. Schon die Tracht des Gefangenen, in welche er bei seinem Eintritt in den Kerker gesteckt wird, zeichnet ihn bei aller seiner Unschuld als einen Verdammten,

der aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen worden, und der, wenn er sich mit schaudernden Erstaunen selbst betrachtet, sich kaum noch für geeignet halten kann, jemals wieder in das Leben und den Kreis der Seinigen zurückzukehren. Denn man hat ihn wie einen wahren Teufel angezogen, indem man ihm eine Jacke von grobem rothem Tuch, ein paar rothe, mit breiten schwarzen Streifen durchwirkte Beinkleider und eine rothe Mütze von seltsamer spitzer Form, angelegt hat. Die Beinkleider erscheinen ihrer ganzen Länge nach geknöpft, um des Nachts abgelegt werden zu können, ohne die auf den Gliedern festsitzenden Ketten zu beeinträchtigen. Die Stimmung, welche dies Kostüm den Gefangenen selbst einflößt, soll so fürchterlich sein, daß es mehr dazu beiträgt, als die Folter, um Bekenntnisse jedes Verbrechens, das man nur irgend gestanden sehen will, auf die Lippen der Unglücklichen zu rufen. In diese Tracht hatte Ferdinand II. auch seine Minister stecken lassen, als er sich an ihnen dafür rächen wollte, daß sie ihn zur Ertheilung einer Constitution für sein Königreich getrieben.

Hätte Franz II. auch nur im Gemüth mit dem Schaudersystem seines Vaters aufrichtig gebrochen, und dann die Fähigkeit besessen, seine Freunde und seine

Feinde richtig von einander unterscheiden zu können, so würde er Elemente genug um sich her wahrgenommen haben, auf die er sich zu einer vernünftigen und festen Neugestaltung seines Reichs nachhaltig hätte stützen können. Aber es ist nicht so leicht, Freunde und Feinde in seiner Umgebung zu sondern und richtig zu stellen, denn darin würde sich schon ein kräftiger und sicherer Charakter offenbaren, der dem jungen König freilich nicht gegeben war. Es fehlte bei seinem Regierungsantritt nicht an tüchtigen Männern, die bereit waren, ihm als feste Stützen zur Seite zu treten, und ihn auf dem Wege liberaler Reformen zu geleiten und mit ihrem Leben zu schützen. Ein solcher Mann war der Fürst Cassero, einer der würdigsten Charaktere Neapels, der zwar nicht zu den Constitutionellen im entschiedenen Sinne des Wortes gehörte, aber mit gemäßigten, ehrlichen Grundsätzen und mit vorsichtigen Concessionen an den Zeitgeist, zu denen er den jungen König aufforderte, das beste und sicherste Regiment in Neapel stiften zu können verhieß. Aber Franz ließ die treue und starke Freundeshand, die sich vertrauensvoll in die seinige legen wollte, sogleich wieder fahren; es tröstete ihn bei weitem weniger, einen solchen Freund gefunden zu haben, als es ihn auf der andern Seite ängstigte und beun-

ruhigte, was die verwittwete Königin, die er seine ganze Jugend hindurch fürchten gelernt hatte, und deren Macht sich auch jetzt wieder mit großer Klugheit und Ueberlegenheit ihm gegenüber begründete, unternehmen würde. Die beständige Furcht vor der Königin beherrschte ihn aber zugleich wie mit einem magischen Reiz, und ließ ihn durch die geheimnißvolle Wirkung, die den kleinen Vogel der Schlange gegenüber beherrscht, sich endlich rettungslos, und sich selbst aufgebend, zu ihr wenden.

Wäre Franz II. eine höhere Natur von politischer Schöpferkraft gewesen, so gab es für ihn noch eine ganz andere, ihm eigentlich sehr nahe liegende Aufgabe, nämlich die, sich unmittelbar, sobald er den Thron Neapels bestiegen, an die Spitze der italienischen Nationalbewegung zu stellen, und im Sinne der alten großen Traditionen Neapels die italienische Frage gestaltend in die Hand zu nehmen. Auch dafür würde es ihm nicht an bedeutenden Anknüpfungspunkten gefehlt haben, die schon um ihn her vorlagen, denn in Neapel giebt es auch in der neuesten Zeit wieder eine Partei, die von einem großitalienischen Reich nicht nur im Stillen träumt, sondern eine thatkräftige Begeisterung dafür bereits lauter und lauter hervortreten läßt. Diese

Partei, der es an angesehenen und schwer in's Gewicht fallenden Mitgliedern keineswegs zu fehlen scheint, glaubte ebenso sehr wie die constitutionelle Partei, den König bei seinem Regierungsantritt als den Ihrigen begrüßen zu können. Die großitalienische Partei fand Franz II. in Neapel schon in einer bedeutend vorgeschrittenen Organisation vor, obwohl noch eine große Meinungsverschiedenheit in ihrem Lager herrschte, denn während die Einen sich vor der Hand begnügen wollten, allenfalls auch ein Anhängsel Piemonts zu werden, und sich annectiren zu lassen, meinten die Anderen, Entschiedeneren, daß Neapel der Vorrang gebühre, als leitender und führender Staat an der Spitze eines neuorganisirten Italiens zu stehen. Diese letztere Fraction, unternehmend, begeistert und reich an Mitteln, war jeden Augenblick bereit, den jungen König Franz II. auf ihren Schild zu heben, wenn italienischer Nationalsinn in dem jungen Monarchen zu entzünden gewesen wäre.

Die großitalienische Partei in Neapel stützt ihre Berechtigung, mit der sie auftritt, auf den historischen Beruf, den Neapel durch seine alte Größe, durch sein Ansehen und seine Macht in Italien empfangen und schon vor Jahrhunderten ausgeübt habe. In den geheimen Manifesten dieser Partei wird vornehmlich auf

zwei frühere Beherrscher Neapels hingewiesen, Kaiser Friedrich II. und König Manfred, welche den Gedanken der italienischen Einheit schon frühe von hier aus in die Hand genommen und denselben auch unfehlbar zum Sieg geführt haben würden, wenn nicht die Päpste und die Guelfen verstanden hätten, dies große Werk stets wieder zu vereiteln.

Dieser in Neapel ursprünglich geborne Gedanke der italienischen Einheit wurde hier auch mitten in den Bewegungen des Jahres 1848 durch die geheime Gesellschaft der italienischen Einheit (setta l'unità italiana) wieder aufgenommen, eine Gesellschaft, die, wie dies in neuerer Zeit bei allen revolutionairen Organisationen, namentlich durch Mazzini eingeführt worden, sich in verschiedenen Kreisen oder Zirkeln ineinander aufbaute und sich dann concentrisch ineinander schob, dergestalt, daß die Mitglieder des Vorstandes eines Zirkels zugleich die Präsidenten eines untergeordneten Zirkels waren, und an der Spitze des ganzen Vereins ein großer Rath sich befand, der in letzter Instanz Alles genehmigen mußte und die fürchterlichsten Strafen über die zum blinden Gehorsam verpflichteten Mitglieder verhängen konnte. Der ausgesprochene Zweck dieses Bundes war: Italien von der Tyrannei seiner Fürsten

und von jeder Herrschaft einer fremden Macht zu befreien, und Land und Nation in einer auf sich selbst gestellten Unabhängigkeit neu zu constituiren.

In dieser Gesellschaft waren die Elemente der alten Carbonari und des jungen Italiens zusammengeflossen, denn die Revolution sollte einzig und allein die Grundlage sein, auf der man die Einheit der Nation gewinnen und aufbauen wollte. Die fremden Waffen und die Herrschaftssucht einzelner Fürsten sollten bei diesem aus sich selbst hervorgehenden Nationalwerk gleichmäßig ausgeschlossen bleiben. Mitglied dieser mächtig im Geheimen arbeitenden Gesellschaft war auch Carlo Poerio, ein Mann von unbedingt freien politischen Gesinnungen, der als constitutioneller Minister zu Anfang das größte Vertrauen Ferdinands II. besaß und durch seine großartige Beredsamkeit eine glänzende Stelle in dem neapolitanischen Parlament einnahm. Es ist möglich, daß die geheime Wirksamkeit Poerio's in dem Bunde der italienischen Einheit die hauptsächliche Ursache wurde, weshalb der König ihn eigentlich verdammen ließ. Denn die Freunde der italienischen Einheit wollten zu allererst nichts anderes, als die Revolution in Neapel. In Carlo Poerio war aber schon der Gedanke lebendig geworden, daß die Begebenheiten

in Italien in der Weise getrieben und geleitet werden müßten, um alle italienischen Staaten zuletzt unter einem und demselben Scepter, nämlich unter dem Carl Alberts, einigen zu können. In dieser Form und durch diese Mittel hielt er die Einheit Italiens einzig und allein für ausführbar. Wir wissen nicht, ob dieser Gedanke auch schon in der setta l'unità italiana lebte, aber es fehlt nicht an Zeugnissen dafür, daß der neapolitanische Minister Carlo Poerio schon im Jahre 1851 über diesen Ideen und Plänen erglüht war. Es giebt aber oft kein größeres Verbrechen in der Geschichte, als einen Gedanken zuerst gefaßt oder angeregt zu haben. Poerio wurde zu 24 Jahren Zwangsarbeit in Ketten verurtheilt, und man sagte, daß er auf dem Bagno, wo die unglücklichen Bewohner immer paarweise aneinander geschmiedet werden, auf ausdrücklichen Befehl des Königs Ferdinand, mit seinem Angeber zusammen gekettet wurde, einem gemeinen Verbrecher, auf dessen Zeugniß hin Poerio verurtheilt worden war. Die im Jahre 1858 erfolgte Amnestie Ferdinands war nicht weniger grausam gegen seinen ehemaligen Liebling Poerio, denn sie ließ den kaum noch Lebensfähigen auf ein Schiff packen, um ihn nach Amerika zu deportiren. Der kranke Poerio würde diese Fahrt

nicht überlebt haben, wenn ihn nicht der mitleidige Schiffscapitain an den gastlichen Gestaden Englands ausgesetzt hätte. Von hier blickt der sterbende Mann jetzt nach dem schönen Italien hinüber, wo durch die unwiderstehliche Macht der Ereignisse die Ideen Poerio's, welche er selbst mit seinem persönlichen Verderben büßen mußte, zu Thatsachen geworden sind und allem Anschein nach den neuen von ihm angestrebten Nationalzustand siegreich erzeugen werden.

Neapel ist ohne Zweifel ein wichtiger und vielleicht der wichtigste Punkt zur Entscheidung der italienischen Nationalangelegenheit geblieben. Dies scheint sich auch durch die neueste Haltung der Mazzinisten und ihrer Gesinnungsgenossen zu bestätigen, denn seitdem Mazzini wieder auf seinen alten revolutionnairen Dreifuß in London zurückgekehrt ist, und dort über neue Pläne und Anschläge brütet, ist es besonders der Süden Italiens, den Mazzini jetzt zum ausschließlichen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Thätigkeit gemacht hat. Den italienischen Süden zu revolutioniren und einen umfassenden Volksaufstand in Neapel hervorzurufen, durch den ein neuer Incidenzpunkt in die italienische Nationalbewegung treten müßte, scheint ein neuer Einfall der Mazzinistischen Partei und eine neue

Richtung ihrer Operationen zu sein. Ob jetzt auch die Mazzinisten Neapel zu der Rolle bestimmt haben, welche dem constitutionellen Piemont durch die Allianz mit dem Kaiser der Franzosen garantirt worden, ist noch nicht ganz klar. Mazzini soll freilich neuerdings die Antipathieen aufgegeben haben, die ihn zu Anfang gegen die napoleonische Rettung Italiens beseelten.

Und auch bei den Liberalen in Neapel, die noch immer auf ihre Zukunft hoffen, sollen neuerdings einige Sympathien für den Kaiser Louis Napoleon hervorgetreten sein. Die Liberalen Neapels erklärten sich auch bald für die italienische Conföderation nach napoleonischem Zuschnitt, in der anfangs, nach Beendigung des Krieges von 1859, die beglückende Formel für die Einheit Italiens gefunden wurde. Die liberale Partei in Neapel neigte sich diesem wesenlosen und glücklicher Weise unausführbaren Project um so eifriger zu, als die Camarilla sich mit der leidenschaftlichsten Heftigkeit gegen ein Bundestags-Italien erklärt und den jungen König sofort bestimmt hatte, zugleich im Interesse Oesterreichs und des Papstes, jeden Anschluß daran zu verweigern. Die Liberalen waren aber auch im Interesse des constitutionellen Prinzips der Conföderationsidee zugefallen, denn sie glaubten, daß jeder italienische

Staat eine Repräsentativregierung bei sich werde einführen müssen, wenn das Bundestags-Italien zu seiner Verwirklichung kommen solle. Das constitutionelle Element ist überhaupt an den Neapolitanern nicht so oberflächlich vorübergegangen, als man denken sollte. Vielmehr ist es im Sinne des Volkes vielfach haften geblieben, was man kaum geneigt wäre, bei einer so leidenschaftlichen, zu keiner gründlichen Debatte geeigneten und in jedem Augenblick veränderlichen Bevölkerung anzunehmen, der man schon das parlamentarische Sitzfleisch, die erste Grundlage einer constitutionnellen Regierung, nicht zutrauen möchte.

Schon die erste Constitution von 1820, welche Ferdinand I. in Folge der damaligen Revolution einführte und die nichts Geringeres war, als die spanische Constitution von 1812, welche der geängstigte König beschwören ließ, hinterließ bedeutende Spuren in dem Volksgeiste, und obwohl Ferdinand schon im Jahre 1821 mit Hülfe der österreichischen Waffen sich diese Verfassung wieder vom Halse schaffte, so wirkte sie doch in Neapel mit beständig aufregenden Erinnerungen nach. Die geheime Gesellschaft für die italienische Einheit forderte in ihrer Proclamation vom 1. Mai 1848 vor Allem dazu auf, mit den Waffen in der

Hand die Wiederherstellung der Constitution von 1820 zu fordern. Es giebt in Neapel schon viele politische Leute, die Alles, was ihnen fehlt, und worin sie Heil und Gedeihen zu finden hoffen, mit dem Namen der Constitution zusammenfassen. Es ist dies besonders der Bürgerstand Neapels, in dem schon die Ideen des Tiers-Etat merkwürdig Wurzel geschlagen haben. Dieser Stand, dem in den constitutionnellen Sympathien nur noch ein Theil der Aristokratie sich zugesellte, war es vornehmlich, von dem Ferdinand II., als Verfassungsgeber die Stadt durchreitend, den größten Dankesjubel empfing. Seitdem ist der Ruf: „es lebe die Verfassung!" auf den Lippen des neapolitanischen Bürgers geblieben, und bricht von Zeit zu Zeit von Neuem hervor, namentlich in der neuesten Zeit wieder, wo bei vielen Gelegenheiten, wenn sich König Franz II. öffentlich sehen ließ, ihn dieser Ruf, in den verschiedensten Tonarten, bald heimlich seufzend und grollend, bald feurig aufflammend und auffordernd, empfing.

Auf der anderen Seite haben sich die Hoffnungen der Camarilla, die den König täglich fester umstrickt hält, auch noch durch das Einverständniß mit Oesterreich, das seitdem bestimmter und thatsächlicher hervorgetreten, gehoben. Es war eine natürliche Wendung

der Situation, daß Oesterreich, um die verlorne Herrschaft in Italien wieder zu gewinnen, den einzigen Stützpunkt, den es dazu möglicher Weise noch in Neapel besaß, benutzen würde. Das neapolitanische Heer, das allen Einflüssen der Camarilla zu gehorchen schien, war das geeignete Instrument auch für Oesterreich, um mit dessen Kräften gegen Mittel-Italien zu operiren und der österreichischen Macht ihr Terrain in Italien wieder erobern zu helfen. Die österreichische Prinzessin, welche in Neapel eigentlich an der Spitze der Regierung steht, konnte am wirksamsten die Hand dazu bieten, ein geheimes Verhältniß zwischen Oesterreich und Neapel auch bis zu dem Punkt zu organisiren, wo die Streitkräfte beider Staaten fast ineinander fließen sollten. Oesterreich begann daher, an der Bildung und Verstärkung des neapolitanischen Heeres sich wesentlich zu betheiligen, und es wurden ganz offen österreichische Werbungen ausgeschrieben, durch welche Soldaten für die neapolitanische Armee eingeliefert werden sollten. Wenn Oesterreich auf diesem entgegengesetzten Ende den Kampf um Italien wieder zu beginnen wüßte, so würde damit der eine Act des großen noch nicht abgeschlossenen Nationaldrama's unter den unabsehbarsten Verwickelungen und in der zweifelhaftesten Constellation

begonnen haben. Es wäre dies ein neuer Brand, um die ganze italienische Halbinsel, und doch vielleicht aussichtslos, in Flammen zu setzen. —

Es fragt sich aber, ob die Camarilla in Neapel ihren Zweck erreichen, oder ob ihr nicht die Volksrevolution im ganzen Königreich zuvorkommen wird, die in Sicilien schon ihre ersten vulcanischen Erhebungen angezeigt hat? —

Zu einem neuen entscheidenden Kampfe mit dem Volke war schon Ferdinand II. vollkommen vorbereitet. Noch kurz vor seinem Ableben hatte er sich mit einer neuen Befestigung von Gaëta beschäftigt. Es ist dies ein altes Fort, das in der Geschichte Neapels früher eine bedeutende Rolle spielte und schon im funfzehnten Jahrhundert von Alphons von Arragonien gegründet wurde. Auch die Ausdehnung der Casernen durch die ganze Stadt, die jetzt fast bis nach Portici hinaus sich erstrecken, wurde von diesem unglücklichen König, der seinem Volke zuletzt noch weniger traute als früher, bewirkt. Auch stiegen gewaltige Militair-Etablissements zu beiden Seiten des Königs-Palastes empor, die unter der neuen Regierung Franz II. einen noch größeren Ausbau und eine verstärkte Bewehrung mit Kanonen erhalten haben.

Neapel steht jetzt jedenfalls thatsächlich vor dem Ausbruch einer Revolution, mehr wie irgend eine andere europäische Hauptstadt in diesem Augenblick. Die Elemente, die sich in diesem Lande gegenüber stehen, sind zu scharfer und zerreibender Natur, als daß hier noch an eine politische und sociale Versöhnung gedacht werden könnte. Nur unter einer fremden, machtvollen Occupation würde es möglich sein, die Zustände noch in einer bestimmten Ordnung aufrecht zu erhalten, aber es würde auch dies nur mit einiger Dauer geschehen können, wenn die bourbonische Dynastie selbst damit beseitigt würde. Diese Dynastie länger zu erhalten, erscheint nur noch dem Pöbel und den Priestern in Neapel der Mühe werth. Das unterste Volk in Neapel will und kennt die politische Freiheit nicht, und es würde Den nicht begreifen, der ihm verspräche, Staat und Gesellschaft zu verbessern und dadurch dem Volke selbst eine glücklichere Existenz zu verschaffen. König und Pöbel aber fühlen sich hier um so mehr auf einander angewiesen, denn Beide haben seit Jahrhunderten im Bunde mit einander gekämpft gegen das Ungeheuer der Feudalität, dem sie Beide zu unterliegen in Gefahr waren, und in diesem Kampfe gegen ihre gemeinsamen Feinde, den Adel, die Bildung, das selbstkräftige Bürger=

thum, haben sie sich kameradschaftlich kennen gelernt und zu Schutz und Trutz einander verbrüdert. Es ist dadurch in Neapel das von Banditen vertheidigte Königthum entstanden, wie man am besten die Situation bezeichnen kann, welche in Neapel zwischen König und Volk unaufhörlich fortgedauert und jede höhere Entwickelung des Landes verhindert hat.

Aus dem Adel und den arbeitskräftig fortschreitenden Bürgerklassen hat sich dagegen der neapolitanische Liberalismus mit steigender Kraft hervorgebildet. Die liberale Partei in Neapel scheint nie ein ganz abgeschlossenes Programm gehabt zu haben, es ist die Partei der Hoffnungen und Wünsche, die ihre ehrliche und kräftige Unterstützung jeder Regierungsform leihen würde, in der es nur nicht ganz so erbärmlich und schändlich hergeht, als bisher unter diesem ungezähmten Absolutismus der Könige von Neapel. Dieser Liberalismus dürfte als Gesinnung leicht die intelligente Majorität des Landes darstellen, obwohl es beim Ausbruch eines entscheidenden Kampfes noch zweifelhaft sein möchte, auf eine wie große materielle Unterstützung die liberale Bewegung zu rechnen haben würde. Der Liberalismus hat in Neapel die schwierige Aufgabe, daß er das Volk von vorn herein für seine Sache aufgeben und es dem

Zufall oder einer Intrigue anheimgeben muß, wodurch das Volk bei eintretender Katastrophe gespalten und in einem mehr oder weniger großen Bruchtheil der Partei des Fortschritts zufallen werde.

Die Unzufriedenheit ist aber besonders in der höheren und gebildeten Gesellschaft in Neapel sehr groß geworden, obwohl die Besorgniß vor den polizeilichen Nachstellungen, in denen auch die heutige Regierung so Beispielloses leistet, jede zu laute und unvorsichtige Aeußerung vermeiden läßt. Das Gefühl der miserablen und unglücklichen Lage des Landes bricht aber nichtsdestoweniger auch in der Gesellschaft durch und läßt die Vorsicht vergessen, die unter der heutigen Regierung Franz II., wo die Polizeibehörde schon jeden erweckten Verdacht für eine Strafbarkeit erklärt hat, noch mehr als unter der seines Vaters geboten ist. Je größer die Vaterlandsliebe namentlich unter den gebildeten Ständen Neapels ist, welche sonst nicht müde werden, die paradiesischen Herrlichkeiten ihres Landes zu rühmen, um so schmerzlicher malt sich in ihren lebhaften Augen das tiefe Bewußtsein, daß sie Alles haben, nur kein Gouvernement, das sie in Ehren regierte, und unter dem sie in sicheren und menschenwürdigen Zuständen leben könnten. In den gebildeten Klassen

Neapels, namentlich aber in seiner ungemein liebenswürdigen Aristokratie, findet man daher einen sehr verbreiteten, ausdrucksvollen Zug der Wehmuth, der unendlich viel sagt, und die nationelle Heiterkeit des Neapolitaners seltsam färbt.

Dieser Liberalismus der höheren und gebildeten Klassen in Neapel ist aber so bescheiden, daß er eigentlich nur langsame und allmählige Reformen verlangt und eine neue Constitution nur im Hintergrunde seiner abwartenden Wünsche steht. Die eigentlich Constitutionellen zeigen sich bei dieser Reformpartei nicht im Vorgrunde, denn sie wissen, daß sie ihr Programm erst wieder durch einen neuen Kampf werden verwirklichen können. Aber das wissen sie noch nicht, wer dann kämpfen wird. Die innere Politik Neapels ist wie die äußere in eine Sackgasse getreten, aus der sie sich nur wieder mit der Gewalt ihrer Arme heraushauen kann.

Diejenigen, welche blos reformiren wollen, sind, wie überall, liebenswürdige und gute Leute, aber wer es schärfer und genauer nimmt, muß ihnen doch sagen, daß sie ihr Wasser nur in das durchlöcherte Faß der Danaiden schöpfen werden. Ein ganz ungesunder und in seinem innersten Organismus zu verdammender

Staatskörper läßt sich nicht mehr reformiren, sondern er gehört zu den Gliedern, die man vollständig abhauen muß, wenn sie uns ärgern, welches eine Lehre ist, durch die das Christenthum selbst eine radicale Politik vorgezeichnet hat. Es giebt auch in der Staatengeschichte ansteckende Körper, denen man durch die Kur hinschleppender Reformen ihr Leben nicht verlängern darf, weil sich sonst ihre abscheuliche Krankheit noch auf andere Staaten übertragen kann. Wenn man ihnen aber eine gesunde Vernichtung angedeihen läßt, handelt man gewiß zu Ehren der Menschheit. Die reactionnaire Partei, die auch in Neapel stark vertreten ist und sehr bedeutende Organe, namentlich eine gefügige und verbreitete Presse und vieles Geld, zu ihrer Verwendung hat, ist darin gewissermaßen immer ehrlicher gewesen, indem sie ihre Todfeinde, die Freiheitsmänner, stets vollständig vernichten, aber nie bei halber Kost noch länger erhalten wollte.

Ende Januar 1860.

VI.

Die Muratisten in Neapel.

Als wir heute unsere Wanderung durch Neapel in der Toledostraße begannen, und zuerst behaglich schlendernd vor einigen Bilderläden stehen blieben, wurden wir an einem der Schaufenster durch ein Portrait angezogen, das wir schon früher in Neapel mehrmals erblickt hatten und dessen häufige Ausstellung uns um so mehr zu befremden anfing, da die in dem Bilde dargestellte Person, ein junger Mann in französischer Offiziers-Uniform, durchaus keine Anziehung auf den Beschauer üben konnte, sondern in einer abschreckenden, düstern, nichts weniger als bedeutenden oder gewinnenden Physiognomie uns gegenüber stand. Da das Portrait keine Unterschrift hatte, so erkundigten wir uns in dem Bilderladen selbst nach dem Inhaber dieses Gesichts, und erfuhren zu unserer nicht geringen Ueberraschung,

daß es der junge Prinz Joachim Murat sei, der in diesem Bilde dargestellt wurde, und der für seine Anhänger, deren es sehr viele in Neapel geben soll, so oft an den Schaufenstern der Kunsthandlungen aushing. Der Mann sagte uns dies mit einem scharfen, bedeutungsvollen Ausdruck, und mit einem eigenthümlichen Accent, der uns auf die Lage der Dinge, wie sie durch jenen Namen bezeichnet wurde, fast dringend aufmerksam machte.

Wenn dies der Prinz Joachim Murat war, so machten wir in ihm die Bekanntschaft des Thronprätendenten Neapels, von dessen Ansprüchen auf die Krone, welche sein berühmter Großvater, der romantische, ritterliche, tolle Joachim Murat getragen, seit einiger Zeit wieder viel die Rede ist. Der Kaiser Louis Napoleon scheint sich diesen Mann, der früher als Offizier in der französischen Armee in Algier focht, in Petto behalten zu haben, um zur rechten Zeit, wenn die ganze Situation es nützlich erscheinen lassen sollte, mit diesem Namen und dieser Person einen eigenthümlichen Druck auf die Verhältnisse in Neapel auszuüben, und der österreichisch-päpstlichen Camarilla gegenüber eine Bewegung, die einen ganz neuen Incidenzpunkt herbeiführen würde, auf die Bahn zu werfen.

Der kleine Prinz Joachim Murat bezeichnet somit das dritte Element, durch das es in Neapel, sobald die Situation reif geworden, und ihren Umschlag erlebt, zu einer entscheidenden Katastrophe gebracht werden könnte. Sollte die Camarilla den österreichisch-päpstlichen Kreuzzug zur Ausführung bringen, und sollte die Volksrevolution, die schon auf den Tag ihrer Erhebung lauert, nicht Widerstandskraft und Mittel genug besitzen, um die österreichische Camarilla mit allen ihren Plänen und Intriguen zu stürzen: so bleiben noch die Muratisten in Neapel übrig, um unter ihrer Fahne eine neue Bewegung hervorzurufen, die, auf französische Hülfe und Unterstützung gebaut, und zuerst mit der Volksrevolution sich vereinigend, über den bourbonischen Thron für immer hinweggreifen und mit dem Namen Murat die Untiefen der italienischen Frage im Interesse Louis Napoleon's schließen sollte.

Der zweite Sohn des Königs Joachim Murat, der Prinz Napoleon Lucien, war der Vater dieses in so große Pläne gehüllten Prinzen Joachim gewesen. Napoleon Lucien hatte zuerst in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sein Glück gesucht, war aber durch die Februar-Revolution von 1848 nach Paris gelockt worden, wo er sich an der politischen Bewe-

gung betheiligte, und man ihn zum Repräsentanten in der constituirenden und legislativen Nationalversammlung wählte. Er war ohne Zweifel eine der geheimen Triebfedern des neuen Napoleonismus und Imperialismus geworden, und wirkte wesentlich dazu mit, daß der Kaiserthron Louis Napoleons in Frankreich aufgerichtet wurde. Louis Napoleon ernannte ihn deshalb auch später zum Senator, und dehnte seine Dankbarkeit, die er für Lucien Murat fühlte, auch auf dessen Sohn Joachim aus, den er die militairische Laufbahn in Algier hatte betreten lassen, und für den er eine besondere persönliche Zuneigung an den Tag legte. Seitdem befand sich der junge Prinz Joachim Murat vorzugsweise im Gefolge des Kaisers und gehörte auch im italienischen Feldzuge von 1859 zu den beständigen persönlichen Umgebungen des Kaisers der Franzosen, neben dem er auch in den Schlachten von Magenta und Solferino focht. Außerdem wurde der junge Prinz Joachim Murat bis in die neueste Zeit hinein zu verschiedenen napoleonischen Commissionen gebraucht, namentlich, wo es sich darum handelte, den Kaiser bei persönlichen Ceremonien im Auslande zu vertreten und bei Hochzeiten oder Beerdigungen in seinem Namen zu erscheinen.

Dagegen soll der Prinz Joachim Murat sehr wenig Lust zu der Rolle bezeigen, die ihm sein Freund und Gönner Louis Napoleon in dem Königreich Neapel aufbehalten hat. Es soll ihm selbst nicht ganz geheuer dabei zu Muthe sein, daß er den Thron seines Großvaters Joachim Murat, der in Neapel fast zu einer phantastischen Mythe geworden, wieder aufrichten und besteigen soll. Er erklärte einst in einem Kreise von Vertrauten, daß er mit einem Abstandsgelde von einer halben Million jährlich sich gern begnügen wolle. Es folgt daraus, daß er die Erneuerung des Murat'schen Throns für ein saures Stück Arbeit ansieht, deren er gern entledigt sein möchte. Die halbe Million ohne Königthum dürfte dem Murat'schen Enkel jedenfalls sicherer sein, als wenn er sie mit dem Königthum verlangte. Aber es wird für ihn in Paris gehandelt, und es besteht eine fertige, vom Kaiser Louis Napoleon gemachte Organisation, an welcher der arme Joachim Murat nichts mehr ändern oder auslassen kann. Die ihn umgebende und drängende Partei hat sogar schon die Stellen seiner künftigen Verwaltung theils an Franzosen, theils an Italiener vertheilt, ohne daß der Prinz etwas dabei zu sagen gehabt hätte, und er wird jedenfalls mehr als Zuschauer denn als Han=

delnder sein künftiges Reich wieder erstehen sehen, sobald Louis Napoleon die Zeit gekommen glaubt, ihm die Thüren desselben wieder aufzuthun.

In Neapel selbst wirkt die Muratistische Partei, die jedenfalls im Geheimen vorhanden ist, einstweilen durch Geldvertheilungen, durch Abfassung und Colportirung von Brandschriften, und durch verschiedenartigen moralischen und socialen Einfluß, der im Volke und in der Gesellschaft durch Leute, die man oft wenig kennt, ausgeübt wird. Aber bis jetzt fließen noch keineswegs reichliche Mittel für diese Angelegenheit, und es soll mit dem Geldvertheilen noch sehr knapp aussehen, was darauf hindeutet, daß der Muratismus im Programm des französischen Kaisers noch nicht sobald in der Reihe der italienischen Operationen folgen wird, es müßte denn der Ausbruch durch neue Thatsachen gezeitigt werden. Für den Muratismus sind einstweilen nur die niedrigsten Volkselemente in Neapel aufgewühlt, der gebildete Neapolitaner nimmt noch sehr wenig Antheil an dieser nur in den schmutzigsten Volksvierteln verbreiteten Bewegung, er spricht davon, daß ihnen nicht abermals ein fremder Abenteurer aufgedrungen werden solle, und ruft den Nationalstolz gegen einen neuen Murat'schen Thron auf. Aber daß

neue Herrschaften besser durch den Pöbel als durch die Gebildeten der Nation aufgebaut werden, hat schon Macchiavelli gelehrt, und Louis Napoleon blieb bei den Manipulationen, die seine Gewaltherrschaft gründeten, durchaus dieser Theorie Macchiavelli's getreu. Die Zeit wird uns unvergeßlich sein, als das neue napoleonische Kaiserthum in Paris gemacht wurde. Es waren fast lauter Bummler und kleine Jungen in blauen Blousen, die wir damals um das Elysée, wo Louis als Präsident der französischen Republik thronte, von Morgens früh bis Abends spät sich umhertreiben sahen. Wenn Louis Napoleon zu Pferde oder zu Wagen das Palais Elysée Bourbon verließ, bildete sich dann der Zug dieser souverainen Straßenjungen vor ihm und hinter ihm, und selbst diese Bande rief noch mit schüchterner und halblauter Stimme die ersten vive l'empereur! durch die Straßen. Es ist dies aber, wie sich gezeigt hat, viel sicherer, als wenn ein neuer Herr zuerst im Kreise der Vornehmen, Reichen und Gebildeten creirt wird. Die letzteren konnten nur aus Angst vor dem Pöbel kaiserlich werden. So scheint Louis Napoleon auch ganz richtig den Muratismus in Neapel berechnet zu haben. Wenn die Lazzaroni im Hafen denselben zuerst ausrufen, so

wird dieser in den Palästen auf der Chiaja schrecklich wiedertönen und dort jeden Widerstand zurückscheuchen, denn nur der Lazzaronikönig kann auf der breitesten und sichersten Grundlage in Neapel herrschen.

Auch würde es jedenfalls einen bedeutenden und günstigen Eindruck auf die neapolitanischen Volksmassen hervorrufen, wenn ein neuer König Neapels aus der Hand Frankreichs ihnen gegeben würde. Denn wie sehr sich auch die Reaction und die Camarilla neuerdings bemüht haben, die Volksstimmung gegen die Franzosen zu hetzen, so ist dies doch keineswegs ursprünglich im Sinne des Neapolitaners gelegen. Schon seit längerer Zeit hoffte das neapolitanische Volk nur auf die Ankunft der Franzosen, um sich am liebsten von ihnen aus den Händen ihres eingeborenen Tyrannen befreit zu sehen.. Der Theil des Volkes, in dem die liberalen Ideen Wurzel geschlagen haben, will durchaus alles Heil des Landes nur von Frankreich erwarten, und wenn die Regierung schlimme Dinge that, so lautete gewiß der erste Stoßseufzer des Neapolitaners: „wenn doch nur die Franzosen bald kämen!“ Als der Conflict zwischen dem König von Neapel und den die Freiheit und Gesittung hier vertretenden Westmächten die äußerste Spitze erreichte und die beiden Gesandt-

schaften Englands und Frankreichs bereits Neapel verlassen hatten, fanden große Volksaufläufe und die lebhaftesten Kundgebungen gerade vor dem Hôtel des französischen Gesandten Statt. Laut wurde die baldige Ankunft der französischen Flotten herbeigesehnt, und man konnte annehmen, daß jedes französische Kriegsschiff, das unter Aufziehung der Tricolore in den Hafen eingelaufen wäre, nicht den geringsten Widerstand seiner Landung gefunden hätte. Die Camarilla wollte sogar eine geheime Verschwörung entdeckt haben, in welcher der Plan bestanden haben soll, Baja, welches an der westlichen Seite des Golfes von Neapel gelegen ist, den Franzosen zu überliefern und ihnen dadurch das Mittel in die Hände zu geben, sich Neapels ohne allen und jeden Widerstand zu bemächtigen. Dieser Plan war jedenfalls sehr praktisch gedacht, denn alle Pulvervorräthe Neapels sind in dem Magazin niedergelegt, welches auf dem Schloß von Baja sich befindet. Man müßte dort um so mehr Herr der Position sein, da den neapolitanischen Truppen dadurch alle Munition abgeschnitten sein würde. Neuerdings ist die Garnison auf Baja, die sonst sehr klein war, bedeutend vermehrt worden. Auch hatte schon Ferdinand II. Baja gegen die Landseite hin befestigen lassen, um den Eintritt zu

erschweren. Es haben sich bei der Regierung wiederholt Befürchtungen geregt, daß ein Volksaufstand es darauf abgesehen haben könnte, sich des leicht zu nehmenden Schlosses auf Baja zu bemächtigen, und von dort die Hauptstadt zu zwingen. Vor einigen Jahren war es sogar vorgekommen, daß ein Mensch aus dem Volke, dessen Verzweigungen niemals ganz klar geworden, es mit einer unerhörten Kühnheit unternahm, dies Schloß von außen her zu unterminiren. Er hatte von der Meeresseite her seine an das Fabelhafte grenzende Arbeit unternommen, und von dort Nachts einen kleinen Weg gegraben, der gerade zu den Pulvermagazinen hinführte. Alles war vorbereitet und fertig, um die Explosion zu Stande zu bringen, als eine Frau, die zu den Theilnehmern des Geheimnisses gehörte, die sich aber in ihrem Gewissen beschwert fühlte, den verderblichen Anschlag verrieth. Seitdem stehen zwei Schildwachen zu den Füßen des Thurmes, den die Meereswelle umspült.

Louis Napoleon hat schwerlich jemals Lust gehabt, sich Neapels auf eigene Rechnung zu bemächtigen, obwohl er, sobald er wollte, nur sehr geringe Schwierigkeiten damit haben würde. Selbst neapolitanische Generäle sollen sich dahin geäußert haben, daß sie sich,

wenn die Franzosen kämen, sogleich mit ihnen einverstehen würden, weil die neapolitanischen Regimenter doch nicht im Stande wären, einer französischen Armee Widerstand zu leisten. Aber die eigentliche Agitation, welche die klaffende Wunde Neapels stets offen erhält, ruht unmittelbar in den Händen des Kaisers der Franzosen, und sie ist vorzugsweise mit dem Namen Murat getauft worden, wenn sich auch noch andere Elemente der revolutionnairen Bewegung mit ihr verbunden haben sollten. Es scheint, daß neuerdings eine Coalition zwischen der demokratischen Partei in Neapel und den Muratisten sich ganz bestimmt abgeschlossen hat, wobei beide Theile sich gegenseitig für ihre Zwecke benutzen wollen. Ihre Uebereinstimmung besteht darin, den Thron der Bourbonen umzustürzen, der nur Unheil und Verwilderung über Neapel gebracht. So weit werden Demokraten und Muratisten zusammengehen, denn die Demokratie scheint für sich allein nicht die Mittel zu einer umfassenden und entscheidenden Unternehmung zu besitzen. Auch ist ihr die Dynastie Murats jedenfalls einstweilen die beste Auskunft, die sie auch für ihre Zwecke ergreifen kann. Von einem Franzosen, und wenn er selbst in der Schule Louis Napoleons abgerichtet worden wäre, wie Joachim Murat, glauben

die Franzosen doch wenigstens Etwas mehr gewinnen zu können, als ihnen unter ihren entsetzlichen Ferdinanden bis dahin möglich gewesen war.

Die Erinnerungen an die Herrschaft Joachim Murat's sind in den niederen Volksklassen in Neapel mehr und mehr aufgefrischt worden, und man konnte dabei Traditionen benutzen, die sich namentlich in dem Arbeiterstande aus dieser Zeit her erhalten haben. Gewisse Handwerker in Neapel pflegen zu sagen: „Zur Zeit des Königs Murat verdienten wir einen Piaster täglich; heutzutage müssen wir froh sein, wenn wir nur fünfundzwanzig Grani haben!" Dies ist hinlänglich, um die nächste Revolution in Neapel mit dem Stichwort: Joachim Murat zu machen.

Der König Joachim Murat besaß in der That sehr viele Eigenschaften, die dazu geeignet waren, gerade die Neapolitaner an ihn zu fesseln. Im Grunde war er der richtige Maccaroni-König für das neapolitanische Volk, und Napoleon bewies auch hier den großen Takt, mit dem er seine Leute kannte und verwendete, indem er ein Naturell dieser Art gerade in Neapel auf den Thron setzte, wo er dem Volkscharakter gewissermaßen wahlverwandt war. Denn Joachim Murat, schwach, kindisch, lustig, thöricht, abenteuerlich, ritterlich und treu-

losen Gemüths, wie er war, hätte gern mit den Neapolitanern die tollsten Possen getrieben, in demselben Augenblick, wo er sie beherrschte und zügelte. Auch spielte Joachim Murat gern Komödie, und statt seiner Räthe empfing er in seinem Cabinet bei weitem lieber die ausgezeichnetsten Künstler des Theaters, von denen er sich berühmte Scenen, den Monolog Hamlets, den er selbst vortrefflich gesprochen haben soll, und die schönsten Tiraden der französischen Dichter vordeclamiren ließ. Indem er sich mit seinem ungeheuren Organ in die Declamation einmischte, entstand dann oft ein solcher Höllenlärm, daß die Leute, welche draußen in seinem Vorzimmer auf eine Audienz warteten, davon auf das Fürchterlichste aufgeregt wurden, und sich als vor etwas Unerhörtem zu ängstigen begannen, bis sich endlich die Thür öffnete und man die ersten Liebhaber und Helden des neapolitanischen Theaters auf stolzem Kothurn und in allem Bewußtsein ihrer unvergleichlichen Würde aus dem Kabinet des Königs herausspaziren sah. Die Neapolitaner amüsirten sich sehr über diese und ähnliche Dinge, und die Lazzaroni, denen ein guter Spaß über Alles geht, hatten ihn mehr in ihr Herz eingeschlossen, als vielleicht irgend einen andern ihrer eingebornen Könige. Dabei war er ein schöner, herr-

licher Mann, den sie nicht ansehen konnten, ohne daß ihnen das Herz im Leibe lachte. Am meisten bewunderten sie seinen prächtigen Kopf, der auf einem Körper von den wunderbarsten und elegantesten Formen saß. Wenn er auf seinem Pferde durch die Straßen Neapels ritt, glaubten die von ihm bezauberten Leute einen Helden aus alten romantischen Zeiten, einen neuen Ritter Bayard, oder einen schönen Prinzen aus irgend einem Feenmärchen zu erblicken, der nach Neapel gekommen sei, um die Männer zu beglücken und allen Frauen die Köpfe zu verdrehen. Dazu sah man ihn von einer Sphäre von Galanterie und Liebenswürdigkeit umflossen, der Niemand widerstehen konnte. Beständig lachte er, wenn er nicht weinte, denn das Letztere begegnete ihm wie einem kleinen Kinde, und so oft ihn irgend etwas quälte oder ängstigte, stürzten ihm auch schon die Thränen aus den Augen. Manche wollten zwar behaupten, daß er mit seinem wallenden Federbusch auf dem Kopf und in seinem gesuchten romantisch-militairischen Kostüm sehr stark dem Arlecchino gleiche, aber die reine Freude, welche die Neapolitaner an ihm hatten, überwog leicht alle anderen Bedenklichkeiten. Dazu sah man ihm an, daß er ein guter Mensch sein mußte, und die Lazzaroni sagten:

Er ist ein guter Vater! und die Frauen fügten hinzu: er ist ein guter Gatte; ach, was muß er für ein zärtlicher Ehemann sein! Und wie reizend wußte er sich zu putzen, der schöne liebenswürdige Mann! Die Neapolitaner lieben es, wenn ihre Könige und Helden sich putzen, und selbst das theatralische Uebermaaß, welches Joachim Murat darin leistete, konnten sie niemals lächerlich finden.

Und das war der Schwager des großen Napoleon, sein tapferer, im Schlagen der Schlachten fast ebenbürtiger Waffengefährte, der aber auf dem Thron Neapels der Sache Napoleons nicht treu blieb, sondern leichtsinnig, treulos und zweideutig wie er war, auf den Sturz Napoleons auch seinen Abfall von ihm gründete und, wenn auch zu seinem eigenen Verderben, heimliche Bündnisse mit den Gegnern des Kaisers, namentlich mit Oesterreich, einging. Joachim Murat verlor aber dadurch keineswegs an den Volkssympathieen in Italien, vielmehr glaubte er sich jetzt auf die Höhen der italienischen Nationalpolitik emporschwingen zu können. Murat hatte im Jahre 1814 durch seinen Abfall von Napoleon die Herrschaft über ganz Italien erlangen zu können geglaubt, oder wenigstens meinte er, den Bau eines großen italienischen Reiches damit beginnen

zu können, daß er einstweilen den Kirchenstaat und Toskana mit der Herrschaft über Neapel vereinte. Er hatte von Neapel aus gewissermaßen die Rolle spielen wollen, welche Piemont später als die seinige in Anspruch nahm, und es ist im Grunde gleich, ob die apenninische Halbinsel vom Norden oder vom Süden aus geeinigt wird. Murat rüstete gewaltig, und verstärkte nicht nur seine Heereskräfte, um den nationalen Unabhängigkeitskampf mit vollem Gewicht zu beginnen, sondern er glaubte auch an die Freiheitsideen der italienischen Völker anknüpfen und die Elemente der nationalen Bewegung im weitesten Umfange entzünden zu müssen. Nicht minder suchte er mit einem sehr richtigen Takt den Carbonarismus für seine Unternehmung heranzuziehn, und machte sich plötzlich zum Schutzherrn der Carbonari, auf deren mächtige Schultern er sein Project stützen wollte, sich zum König von Italien zu machen. Auch darin war die damalige Situation der heutigen ähnlich, was zu beweisen scheint, daß der nationale Einigungskrieg in Italien nicht anders als mit Benutzung der revolutionnairen Elemente, die in diesem Lande tiefer und breiter als anderswo im Volke wurzeln, zu suchen ist. Nichtsdestoweniger glich sein ganzes Kriegsunternehmen für die italienische Einheit

nur einer tollen Aventure, von der ihm seine Gemahlin, die mit einem großen und klugen Herrschertakt begabte Schwester Napoleons, vergeblich abzurathen suchte. Im Frühlingsanfang des Jahres 1815 war Murat wie zu einem Freuden- und Jubelzuge mit zwei Heeren aufgebrochen, und mächtig erschallte seine Stimme durch ganz Italien, daß er die Italiener zur Unabhängigkeit vom fremden Joche rufe. Bald brauste ihm überall die ungeheuere Nationalbegeisterung entgegen, Murat wurde schon als Einheitskönig Italiens gefeiert, die Dichter besangen ihn, an allen Orten Italiens wurden Reden auf ihn gehalten, und jede Stadt gab Feste und Schauspiele zu seinen Ehren. Aber weiter geschah auch nichts aus der Bevölkerung heraus, und die beiden Heere Murat's, von denen er das eine nach Toscana, das andere nach Ancona bestimmte, blieben bei den Bevölkerungen selbst ohne die gehoffte Unterstützung. Aber die Heeressäulen Murat's drangen nichtsdestoweniger gewaltig vor, und obwohl er die heilige Stadt noch unberührt ließ, so war doch die Wirkung, die von ihm ausging, schon so gefährlich, daß die Herrschaft der dreifachen Krone in Italien zu wanken begann, und der Papst Pius VII. sich aus Rom flüchtete.

Murat würde vielleicht doch noch vermocht haben, die Italiener, denen er die Verjagung der Fremden versprochen, und denen er ein großes einheitliches italienisches Reich verkündigt hatte, unter seine Fahnen zu sammeln. Aber das Schutz- und Trutzbündniß, welches Oesterreich und England miteinander abschlossen, setzte allen seinem weiteren Vorschreiten die Gränze, die feindlichen Heere bedrohten ihn im Rücken, und die verhängnißvolle Schlacht, die bei Tolentino im Kirchenstaat geschlagen wurde, löste das Heer Joachim Murat's auf, und entschied seinen Untergang. Joachim mußte wie ein Verlorener auf einem Handelsschiffe in's südliche Frankreich flüchten, und die Provinzen erklärten sich für den Bourbonen Ferdinand.

Es sollen jedoch gerade die Erinnerungen an die italienischen Einheitsbestrebungen Joachim Murat's weder in Neapel noch im übrigen Italien ganz in Vergessenheit gerathen sein. Vielmehr fließt daraus noch eine Tradition in das heutige Italien herüber, welche es vorzüglich ist, die dem neueren Joachim Murat und seiner ihm von Louis Napoleon noch vorbehaltenen Rolle zugutkommen dürfte. Die Nachfolger Joachim Murat's auf der Bahn der italienischen Einheitskönige, wie Carl Albert und Victor Emanuel,

haben zwar größere Thaten und Erfolge aufzuweisen, aber es lebt noch ein Gedächtniß dafür, daß Murat, der die ersten Elemente zu diesem Kampf in dem heutigen Italien sammelte, eigentlich der Ruhm der Initiative in demselben gehört. Sollte daher Louis Napoleon, durch einen möglichen Umschlag der Situation und durch das trügerische Wellenspiel seiner eigenen Politik dazu getrieben, den italienischen Kampf noch an einem anderen Zipfel wieder beginnen lassen wollen, nachdem er des für ihn nicht vortheilhaften Spiels mit Piemont überdrüssig geworden, so würde sich auch der junge Joachim Murat zu einem neuen Einheitskönig insofern eignen, als nicht ganz verächtliche Traditionen für ihn aus der Dynastie Murat auch in dieser Beziehung geltend zu machen wären! Italien würde sich auch von Neapel aus ebenso gut einigen lassen, wie von Piemont aus. Es fragt sich nur, welches Werkzeug sich dabei den Absichten und Erwerbungsgelüsten des heutigen Imperators gefügiger erweisen würde.

VII.

Römerinnen und Neapolitanerinnen.

Die Römerinnen und Neapolitanerinnen, obwohl gegen einander sehr verschieden, stellen den italienischen Frauencharakter auf der bedeutendsten Stufe seiner Entfaltung dar. Das prachtvolle Gebilde römischer Frauenschönheit scheint der höchste und vollendetste Typus des weiblichen Ideals in Italien zu sein, aber während das höchste plastische Gesetz dabei in Erfüllung gegangen, hat die Neapolitanerin, die eine bei weitem geringere Plastik und ein viel unbedeutenderes physisches Naturell besitzt, alle pikanten und scharfen Reize der Nationalität an sich entwickelt, und bereitet den glühendsten und verwirrendsten Zauber der Schönheit, selbst wenn sie bizarr und häßlich zu sein scheint. Die großen Züge, die glänzenden schwarzen Augen, die bogenförmig ausgespannten Augenbrauen, die herrlichen breiten Schul-

tern, verbunden mit der wunderbaren Schlankheit und Enge im Gürtel*), alle diese herrlichen Gaben der Schönheit, welche die Römerin wie eine Königin erscheinen lassen, sind den Neapolitanerinnen nicht eigenthümlich. Die schöne Tochter Neapels eignet sich nicht zu einer so glänzenden Schaustellung ihrer körperlichen Reize, wie sie der Römerin, die ein Kunstwerk von Fleisch und Blut ist, jeden Augenblick natürlich ist, und bei ihr gar keine Koketterie, keine Absichten zu gefallen oder zu siegen, erfordert. Die Italienerin ist überhaupt nicht kokett; sie ist zu natürlich und zu plastisch dazu, und sie überläßt die Koketterie den Frauen der nördlichen Himmelsstriche, die ihre Leidenschaften in ein künstliches Zwielicht zu rücken haben. Die Römerin zeigt sich ohne Bedenken und ohne Reflexion in allem Glanz ihrer Leidenschaften, welche nur ihre natürliche Strahlenkrone zu bilden scheinen. Das versteckte und intriguante Wesen der Neapolitanerin, und besonders ihre eigenthümliche Häßlichkeit, machen sie eher für die Koketterie geeignet. Denn diese Häßlichkeit übt den magischen Reiz gebrochener Lichtstrahlen,

---

*) „Larga di spalle e stretta in centurella," wie die Dichter die römische Mädchenschönheit feiern.

die in einem beständigen Irrlichteliren begriffen sind. Die Neapolitanerin, der das Geheimniß und die Intrigue der Leidenschaft auf dem Gesicht geschrieben steht, ist eine melodramatische Schönheit, die beständig reizende Unruhe ist ihr Element, wo die Römerin auf dem marmornen Postament ihrer stolzen Reize stets mit einem ruhigen Ernst thront.

Die Römerinnen und Neapolitanerinnen erscheinen deshalb auch als die hervorragendsten Typen der italienischen Frauennatur, weil die Frauen überhaupt da am meisten ins Gewicht fallen, wo die öffentlichen Zustände am verdorbensten sind, und der nationale Organismus durch Mißhandlung der Herrschenden am tiefsten gelitten hat. Dies ist in Rom und Neapel gleichmäßig der Fall, denn auf diesen Puncten haben sich die Leiden des italienischen Nationalkörpers vorzugsweise ausgebildet, und sind, hier durch die Tyrannei der geistlich-weltlichen Herrschaft, dort durch die niederträchtigste Entwickelung des politischen Absolutismus, in das äußerste Verderben ausgelaufen, das nur einem Volke angethan werden kann. Die Frauen erscheinen immer auf dem lockeren und schwammigen Grunde entarteter Verhältnisse als die glänzendsten, alle Hoffnungen aufrecht erhaltenden Gestalten. Die Frauen

gedeihen in schlechten nationalen Zuständen am schönsten und üppigsten; sie bleiben frisch, lebensmuthig, und thatkräftig, wenn auch Alles um sie her in Fäulniß, in physische und geistige Entartung versinkt. Die Polinnen haben diese eigenthümliche Blüthenstärke der Frauen, an der sich das Unglück ihrer Nation immer wieder zu neuer Lebenskraft emporrankt, am bewundernswürdigsten bewiesen und zu heldenmüthigen Opfern für das Vaterland werden lassen. Die Aufgabe, das Vaterland aus den Händen seiner Feinde und Unterdrücker zu erretten, ist von den Polinnen gewissermaßen unter die Pflichten des Weibes aufgenommen worden, und wird von ihnen als die höchste Bestimmung der Frau angesehen. In dem Vaterland der Porcia, Clelia und Cornelia steht diese hohe Aufgabe den Frauen nicht minder nahe, die in dem Herzen jeder ächten Italienerin mit einer heiligen Flammengluth lebt. Gestalten, wie die Prinzessin Belgiojoso, die in den Revolutionskämpfen Italiens eine so heroische Rolle spielte und im Jahre 1848 sogar ein Heer warb, an dessen Spitze sie selbst, ein edles, schönes, ächt weibliches Frauenbild, erschien, gehen in Italien ganz natürlich aus der patriotischen Sphäre des Weibes, aus dem hochherzigen, tapfern, das Vaterland

und die Freiheit liebenden Sinn der Italienerin hervor. Die Frauen sind in Italien ein doppelter Trost unter den Leiden der unterdrückten und gemißhandelten Nationalität gewesen. Sie haben durch den unzerstörbaren, allen fremdländischen Einflüssen widerstrebenden Zauber ihres Wesens, durch ihre natürliche lebensfrische Heiterkeit und ihre trostreiche Schönheit das böse Schicksal der Sclaverei ertragen und vergessen helfen; sie haben aber auch, als Hüterinnen des heiligen Feuers der Vaterlandsliebe, den Blick der Männer für das künftige Morgenroth der Nation wach erhalten, und mit ihrem klugen, unabweisbaren, jeden Augenblick benutzenden Einfluß die Sache der Regeneration Italiens gepflegt. Ihre Reize wirken in ihrer Nation zu mächtig, als daß sie nicht lauter Begeisterte und Muthige in die Freiheitsschlacht treiben sollten!

Die Einflüsse der Frauen in Italien auf die Erhebung und Befreiung der Nationalität würden noch bedeutender und allgemeiner hervorgetreten sein, wenn nicht der unmittelbare Einfluß der Priester im Familienleben ein so starker, nicht blos der Moral, sondern auch der Sache der Nation unheilvoller und verderblicher gewesen wäre. Durch diese priesterlich-kirchlichen Einwirkungen, welche über jedes Haus ihr unentwirr-

bares Netz gesponnen haben, ist die Familie an sich in Italien so gut wie vernichtet worden. Nur der Sturz des Clerus kann in Italien die Familie vollkommen wiederherstellen, wodurch zugleich der eigentliche Nerv eines freien und unabhängigen Nationallebens seine Wiederherstellung empfangen muß.

Wie es scheint, hat die Stunde der Priester in Italien diesmal wirklich geschlagen. In Rom haben sie sich bereits zur Abreise vorbereitet, und jeder Mönch hat in seiner Zelle einen weltlichen Reiseanzug liegen, um an dem Tage des allgemeinen Auszuges in der Verkleidung desselben sicherer entkommen zu können. In Neapel herrschen bereits dieselben Besorgnisse, und der neapolitanische Prete, der sonst ein so guter Kamerad des Volkes ist, zeigt sich seit einiger Zeit mit größerer Zurückhaltung auf den Straßen und Plätzen. Das Volk wird auch hier die Priester an dem entscheidenden Tage, der ihnen bevorsteht, nicht schützen oder sicher geleiten, und auch bei den Frauen, welche der Clerus beherrschte, wird er in dieser Katastrophe kein Asyl mehr finden. Der Abbé, der sonst mit schüchternem und vorsichtigem Tritt zu jeder Stunde und Tageszeit sein schönes Beichtkind umschlich, ist bei der Italienerin abgesetzt, sobald er

ihr nicht mehr mit der lösenden und bindenden Macht der Sacramente bis in ihr Schlafzimmer dringen kann.

Die Frauen in Italien mögen selbst einen großen Theil der Schuld davon tragen, daß die Uebergriffe der Priester in Haus und Familie so weit vordringen konnten. Der Aberglauben, der bei diesem liebenswürdigen Geschlecht ein am stärksten ausgebildetes Element ist, führt sie über Hals und Kopf in die Abhängigkeit von den Priestern hinein. Der Aberglauben ist es, der hier den Glauben erzeugt, und demselben ein so stechendes und narkotisches Wesen mittheilt, daß zugleich alle Sinne davon berauscht und hingerissen werden müssen. In den unteren und oberen Klassen der Bevölkerung hat, namentlich in Rom und Neapel, diese Einwirkung der Priester auf das Frauenleben am tiefsten und folgenreichsten gegriffen, und die Corruption ist darum auch auf diesen beiden äußersten Endpuncten der Gesellschaft am weitesten vorgeschritten.

In den mittleren Klassen sind die Frauen, die hier auch den reinsten nationellen Typus bewahrt haben, sehr beschäftigt und mit praktischer Umsicht und Rührigkeit bei den Geschäften des Mannes betheiligt. Es fehlt hier an Zeit, um dem Beichtvater so viel Spielraum zu geben, als er zur Erreichung seiner stets sehr

weit gegriffenen Zwecke in einem Hause bedarf, und für die Ausbreitung der Kirche ist hier in der Regel so gut wie gar nichts selbst bei den Frauen zu gewinnen. Die Industrie hat auch in Italien der Kirche bereits ein gutes Stück Terrain abgewonnen. In dieser rein werkthätigen und materiellen Entwickelung, wodurch sich ein ganz neuer Lebenstypus erzeugt, hat die italienische Bourgeoisie sich bereits der französischen, englischen und deutschen sehr genähert, und auch die Frau hat sich in diesem Kreise bedeutend danach nüancirt.

In den höheren Ständen war der Umgang der Frau mit dem Beichtvater eine Modesache geworden, die sich mit den vornehmen Manieren und Bedürfnissen innigst verschmolzen hatte. Der cavaliere servente, der in dieser fast officiellen Form in Italien nicht mehr existirt und nur noch in den Romanen angetroffen wird, ist durch den Abbé bei weitem wirksamer und gefährlicher abgelöst worden. Der Abbé ist der eigentliche moderne cavaliere servente, der durch die ihm inwohnende Kraft der Sündenvergebung im Praktischen noch eine besonders wichtige Rolle spielt, und auch der geistigen Bildung und Unterhaltung durch seine Vielseitigkeit zu nützen weiß, denn wenn er nicht die Beichte

abnimmt, beichtet er selbst in den zierlichsten Sonnetten, die er zu den Füßen seiner Herrin recitirt.

Die Wirkungen bleiben hier wenigstens in einem abgeschlossenen Standeskreise, während die gesellschaftliche Moral noch bei weitem tiefer berührt und erschüttert wird durch den unheilvollen Einfluß, welchen der Priester in den untersten Schichten des Volkslebens, und besonders bei den Frauen in diesem Kreise, ausübt. Der Mann des Cölibats sucht und findet im Innern der Volksfamilie seine eigentliche Weide, denn der Aberglauben kommt ihm hier sogleich zu Hülfe, und überliefert die Gattin, die Tochter der unbedingten, auch moralischen Abhängigkeit von dem Clerus. Der schreckliche Triumphzug, welchen der leidenschaftliche Priester durch die Volksfamilie zurücklegt, endigt mit der Prostitution, in welche die Volksfamilie unter dem Segen ihrer Priester sich auflöst.

Die mangelhafte Erziehung der Italienerinnen in allen Ständen ist es vornehmlich, welche sie dem ungemessenen, sittlich und national verderblichen Einfluß der Priester überliefert. Man hat zwar in neuerer Zeit, namentlich in Neapel, ziemlich gute Erziehungshäuser für Mädchen angelegt, aber, wie es scheint, hat sich noch kein sehr großer Theil der Bevölkerung dazu

entschlossen, durch die Benutzung derselben den eigentlich nationalen Gang der Mädchenerziehung abzuändern. Es wurzelt einmal zu tief in der allgemeinen Lebensgewohnheit der Nation, daß die Italienerin ihre ersten Bildungsjahre unter der Leitung der Nonnen zubringen muß. Dem jungen Mädchen selbst ist es in der Regel kein so unangenehmer Aufenthalt im Kloster, wo von einer strengen Regel nicht im Geringsten die Rede ist, und es herrschte darin mehr Freiheit, als in einem wohlgeregelten Pensionat oder im Innern der Familie selbst. Gewöhnlich führt die Klosterpensionairin schon ein ungemein bewegtes und frohes Leben, ungeachtet der Heiligkeit des Orts kann sie doch an demselben alle möglichen Besuche empfangen, hier baut sich schon die Welt der romantischen Rendezvous aus, und beim Austritt aus dem Convent ist die junge Italienerin gewöhnlich um ein Talent reicher geworden, nämlich um das Talent der Liebesintrigue. Es ist wahr, sie hat dafür wohl kaum richtig schreiben gelernt, aber dies ist ein organischer Fehler so vieler Italienerinnen, daß ein Italiener, der sie liebt, kaum irgend einen Anstoß daran nimmt. In Deutschland vermag man kaum einzusehen, wie es möglich ist, eine Frau zu lieben, die nicht lesen und schreiben kann. Es würde

vielen Deutschen unheimlich zu Muthe werden, so Etwas in ihren Armen zu halten. Aber obwohl es gerade in Italien stets so viele ausgezeichnete, auch in Literatur und Kunst hervorragende Frauen gegeben hat, so ist doch Italien immer auch vorzugsweise das Vaterland der Frauen gewesen, die nicht lesen und schreiben können, und ihre große Liebenswürdigkeit hat dadurch weder bei Laien noch Priestern gelitten.

Es wird aber die Zeit kommen, wo die Italienerin, in deren herrlichem Naturell die wahre Zukunft der Nation sich forterhalten hat, auch an der Nationalbildung ihren unweigerlichen Antheil sich einfordern wird. Wie die Italienerin die Freiheit und Unabhängigkeit der Nation in ihren Händen gepflegt hat, so wird sie selbst auch in der neuen Zeit, die auf der apenninischen Halbinsel vor der Thür ist, bei weitem glänzender als jemals ihre wunderherrlichen Naturgaben entwickeln. Die Römerinnen und Neapolitanerinnen werden die höchsten Zierden dieses ausgezeichneten Geschlechts sein, und von ihren Priestern erlöst, werden sie dem Vaterlande eine neue, unverfälschte Generation freier und würdiger Männer, wie in alter, schöner Zeit, geben.





